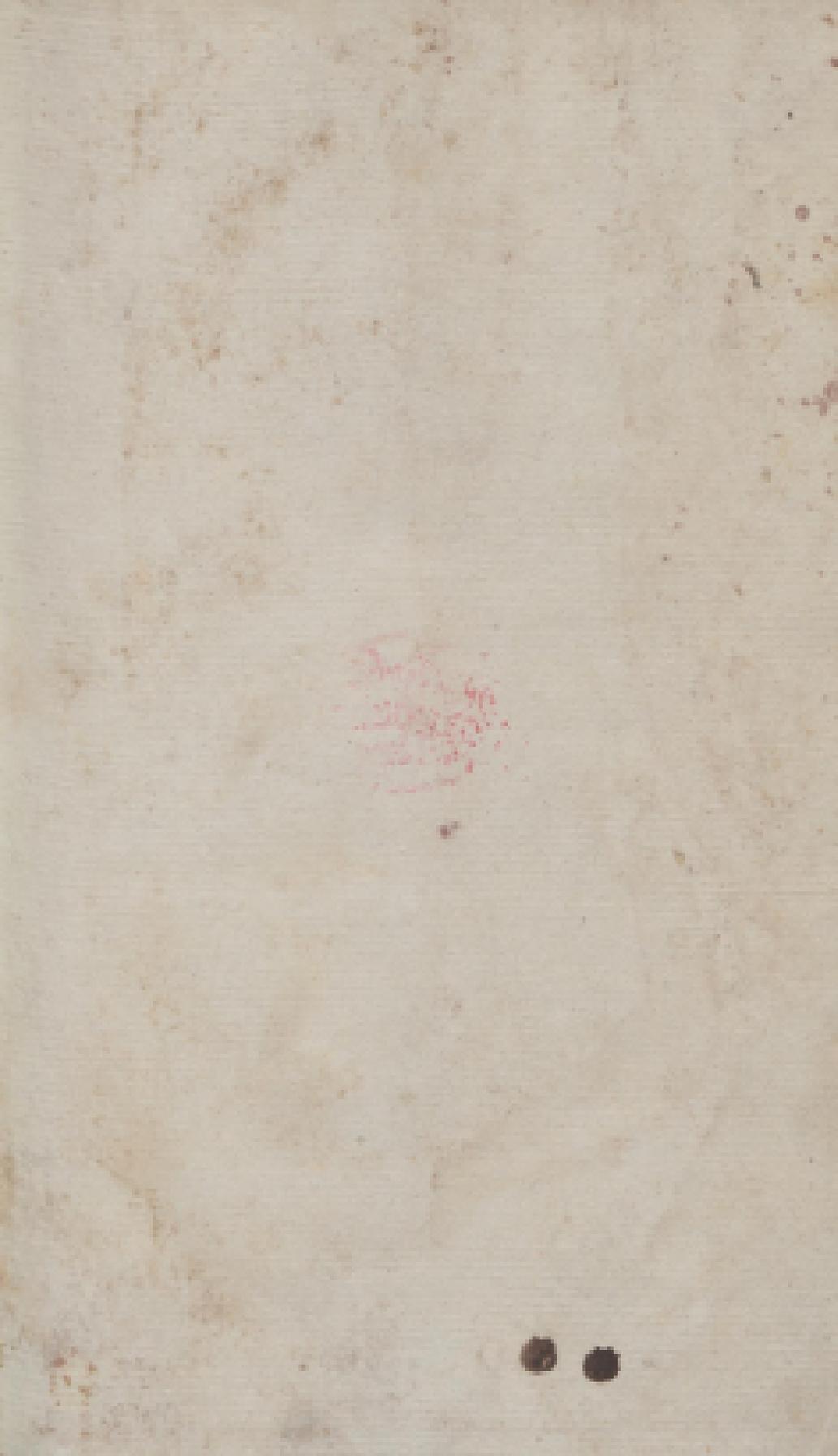
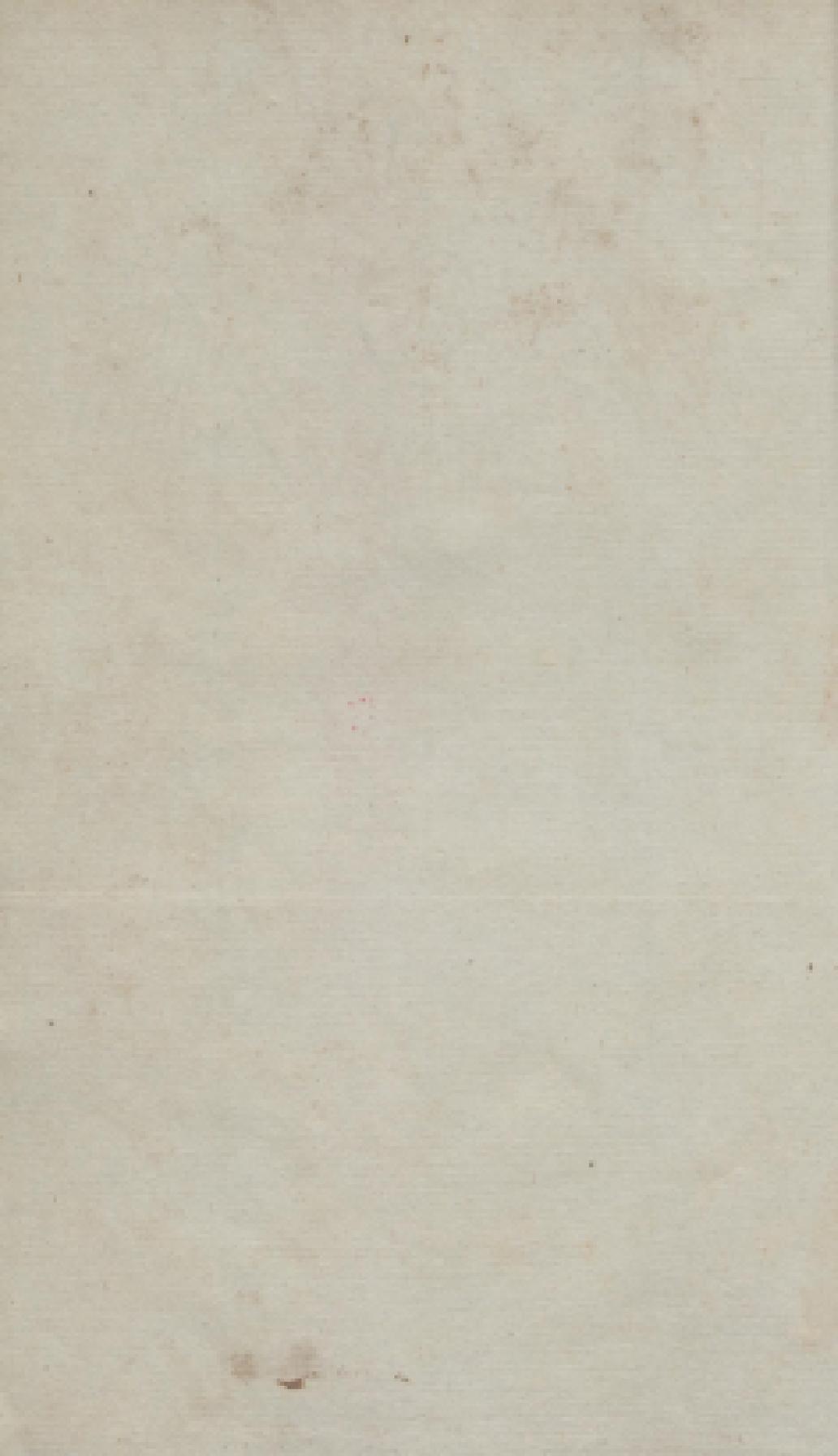


D 573







Journal
für
Deutschland,
historisch-politischen Inhalts.

— LL 9.

Herausgegeben

von

Friedrich Buchholz.

Neumann,



Achter Band.

Berlin,
bei Theodor Joh. Chr. Fr. Enslin.

1817.

1874

CHITTY

111



3486



Inhalt des achten Bandes.

	Seite
Philosophische Untersuchungen über die Römer. (Fortsetzung.)	1
Dietrichs Fortsetzung. — Von den Hindernissen, welche Korn einer zweckmäßigen Verfassung des Reichs entgegenstellen.	
Warum keiner von Englands Königen seit sechs Jahrhunderten den Beinamen des Großen ge- führt hat.	40
Ueber Staatsumwälzungen und Verfassungsurkun- den.	47
Ueber die goldenen Zeitalter der Literatur.	75
Einige Kapitel aus de Pradts Werke von den Co- loniern. (Fortsetzung folgt.)	98
Philosophische Untersuchungen über die Römer. (Fort- setzung.)	109
Constantin der Große. — Wie bildete sich das Christen- thum in einer Staat-Religion aus, die es vorher nicht war?	
Einige Kapitel aus de Pradts Werke von den Co- loniern (Schluß.)	177
Laut Cassin sint amerikanische Colonien wieder- steht? — Rechtigkeit des Ausspruchs.	

Briefe aus München. 215

Ueber den historischen Standpunkt bei dem Verfass-
ungsb. Werke. 231

Antwort eines Professors an den Obersten von Mas-
senbach. 256

Philosophische Untersuchungen über die Wiener. (Zer-
setzung.) 273

 Schicksal und Untergang des römischen Reichthums.

Hatten die Ältern einen Begriff von verfassungsmä-
ßiger Monarchie? 326

Bemerkungen über die neueste Preisaufgabe der Ma-
gische nützlicher Wissenschaften zu Erfurt. . . . 356

Begriff von den Sünden der Mark Brandenburg. 377

Philosophische Untersuchungen über die Wiener. (Zer-
setzung.) 401

 Die Politik von Jozias bis auf Theodosius den Großen.

Darstellung des bisherigen Erfolgs der Wiener Con-
gress-Acte vom 24ten März 1815 über die
Freiheit der Rhein-Schiffahrt. (Fortsetzung
folgt.) 453

Ueber das Recht und über das Kochen. 488

Ueber den politischen Werth der Heurtheile. . . . 506

Erste Idee einer Pflanzschule von Staatsmännern
in Europa. 524

Verlag von

Verlag von
Verlag von
Verlag von

Philosophische Untersuchungen über die Römer.

(Zweiter Theil.)

XVI.

Diocletians Fortsetzer.

Bei dem innigen Zusammenhange, worin der Mensch mit den Dingen steht, ist nichts so häufig, wie eine Verwachsung des Persönlichen mit dem Sächlichen; und nichts hat mächtigere Folgen, als diese Verwachsung. Offenbar rührte der Charakter, welchen die römische Regierung vom Jahre 284 bis zum Jahre 305 gehabt hatte, von der Persönlichkeit Diocletians her. Doch dies der Wahrheit gemäß aufzufassen, lag außerhalb des Verstandeskreises Derer, welche seine Fortsetzer waren. Die Form, meinten sie, sey alles; das Wesen hingegen nichts. Sie blieben daher bei jener stehen; und ohne in Anschlag zu bringen, daß zwei Imperatoren ohne Eifersucht, und zwei Cäsare ohne Ehrgeiz, in einem und demselben Reiche zu einem gemeinschaftlichen Zwecke vereinigt, eine Erscheinung seyen, die man nicht zum zwe-

ten Male erwarten könnte, blieben sie an dem Umstande stehen, daß die Krone des Reiches nur durch die von Diocletian gewählten Missethäter bescholzt werden könne. Hieraus entwickelte sich eine Periode voll Zwisttracht und Verwirrung: eine Periode, die, ob sie gleich nur achtzehn Jahre umfaßte, nicht weniger als fünf Bürgerkriege in sich schloß; eine Periode endlich, worin offenbar werden sollte, daß die Natur eines jeden Reiches von größerem Umfange den Charakter der Einheit in der Regierung notwendig macht, und daß die ideale Einheit nur dadurch zu einer wirklichen werden kann, daß sie sich in der Person eines Monarchen darstellt. Die Art und Weise, wie dies in der Person Constantins, der in der Folge den Beinamen des Großen erhielt, geschah, ist so merkwürdig, daß die ganze christliche Geschichte schwerlich noch etwas Merkwürdigeres aufzuweisen hat.

Bei der Erhebung des Valerius und des Constantius Chlorus hatten Diocletian und Maximian auf eine doppelte Weise dafür gesorgt, daß beide Cäsaren nicht leicht in die Versuchung gerathen konnten, ihrem Vorgesetzten von dem der Imperatoren zu trennen; sie hatten die Cäsaren nämlich nicht bloß an Kindes Statt angenommen, sondern sie auch mit ihrem Erben vermahlet. Auf diese Weise war Valerius der Schwiegersohn Diocletians geworden, nicht ohne große Verbindlichkeiten zu übernehmen. Nach der gleichzeitigen Abdankung Diocletians und Maximians ging der Imperator-Titel auf Valerius und Constantius über, und der Letztere erhielt alle die Vergabe, welche sonst höhern Bildung nicht

versagt werden konnten. In ihm redete es also gerufen, sich zu seinem Collegen in eben das Verhältniß zu stellen, wozu Diocletian zu Maximian gefunden hatte. Doch abgesehen davon, daß Constantius ohne Ehrgeiz war und keine Befriedigung in der Liebe seiner Unterthanen fand, wußte der Umstand entgegen, daß Galerius als der eigentliche Nachfolger des Diocletian betrachtet wurde; und so geschah es, daß dieser, ohne weitere Rücksprache mit seinem Collegen, die beiden Cäsaren bestellte, welche für die Erhaltung des Reiches notwendig schienen. Ohne nun darauf Rücksicht zu nehmen, daß Maximian sowohl, als Constantius Eheleute erwachsene Söhne hatten, wählte Galerius zu Cäsaren zwei Personen von sehr zweideutigem Verdienste; nämlich den Daya, genannt Maximin, einen rohen, unersahnen Jüngling, der sein Neffe war, und einen gewissen Severus, der ihm treu gedient hatte. Jener wurde zum Statthalter von Syrien und Aegypten, dieser zum Statthalter von Italien und Afrika ernannt. Zwar sollte dieser die Oberherrlichkeit des römischen Imperators anerkennen; da er aber seine Wahl dem Galerius verdankte, und folglich dessen Erreuter war, so mußte sich Constantius Ehlornis von ihm bedröhet fühlen, und zwar um so mehr, weil Galerius drei Viertel des römischen Reiches inne hatte. Aus dem ganzen Verfahren des Galerius ging hervor, daß er sich als Herrn und Meister des römischen Reiches dachte, und nur auf eine Gelegenheit harrte, das Ganze an sich zu nehmen, wenn ihn nicht der Tod von der Collegenchaft des todalichen Constantius befreite.

Dieser, ohne allen Ehrgeiz, wußte dabei ganz ruhig

geblieben seyn, wäre er durch seine zweite Ehe nicht
 Vater einer zahlreichen Nachkommenschaft geworden,
 welche, für ihre Vertheidigung noch allzu jung, dem
 Verderben entgegen ging, wenn sich kein Mittel finden
 ließ, den Anmaßungen des Galerius Scheitern zu
 lassen. Um der Schwiegersohn des Maximian werden
 zu können, hatte er sich von seiner ersten Gattin tren-
 nen müssen, die, obgleich von neuen Schriftsetzern
 zur Tochter eines britischen Königs gemacht, nur die
 Tochter eines Cassiniers war. Aus dieser ersten Ehe
 hatte Constantius einen Sohn, Namens Constantia, der,
 gewissermaßen als Weibel, in den Händen Diocletians
 zurückgeblieben war, und, während sein Vater Gallien,
 Spanien und Britannien verwaltete, sich glücklich schät-
 zen mußte, in dem ägyptischen und dem persischen
 Kriege zum Range eines Tribuns aufsteigen zu können.
 Gewaltsam von seinem Vater getrennt, strebte der
 junge Constantia nur desto ungeduldiger nach einer Wie-
 dervereinigung mit demselben; und seine lange majestä-
 tische Gefalt, sein Selbstgefühl als Soldat, und die
 Achtung, welche er durch seine persönlichen Eigenschaf-
 ten erworben verstand, trugen wesentlich nicht wenig
 dazu bei, daß er seiner Verhältnisse im Osten immer
 überdrüssiger wurde. Nicht minder sehnte sich der Sa-
 ter nach dem Sohne, der ihm für die Durchsetzung sei-
 ner Pläne nur allzu nothwendig geworden war. Die
 Politik des Galerius war ein ganzes Jahr hindurch ein
 unüberwindliches Hinderniß, bis es endlich gelang, seine
 Erlaubniß zu einem Besuche zu gewinnen, von welchem
 die Voraussetzung galt, daß er einem sterbenden Sa-

ter gemacht werde. In der größten Eile brach der junge Constantin von Nikomedien, der Residenz des Galerius, auf, ging über Bithynien, Thracien, Pantheonien und Italien nach Gallien, und fand seinen Vater in Vologne, als er eben nach Britannien übersehn wollte, um die unruhigen Calcedonier zu zügeln. Constantin war, als dies geschah, zwei und dreißig Jahre alt. In welchem Alter sich sein Vater befand, ist ungewiß; doch beweiset das Alter des Sohnes, daß jener sich dem Tode näherte. Mit Freuden überließ der kränkliche Constantius seinem rüstigen Sohne die Führung des Krieges. Die Barbaren Calcedoniens waren bald in ihrer Seibinge zurückgetrieben. Als nun Constantia in York (der damaligen Hauptstadt Britanniens) anlangte, fand er den Constantius so abgeschwächt, daß er nur noch Athem hatte, seinen Sohne und nachmaligen Nachfolger Maximian und Kinder zu empfehlen. Er starb unmittelbar darauf. Da aber die Blüthe der römischen Armeen dem Constantius nach Britannien gefolgt war, so hielt es nicht schwer, sich durch dieselbe zum Imperator erheben zu lassen; und so groß war die Klugheit, welche Constantin bei dieser Gelegenheit bewies, daß er die Annahme des kaiserlichen Purpurs bei dem Galerius durch die ihm angethane Gewalt rückfertigen konnte. Galerius, in seinen Erwartungen getäuscht, lobte zwar Anfangs; doch, da er das Geschick nur durch einen gefährlichen Krieg ungeschicklich machen konnte, so fand er sich in sein Schicksal, und zog es vor, den Constantin mit dem Range eines Cäsars zu seinem Collegen anzunehmen. Der Titel eines Augustus, welchen Constantius seit fünf-

zehn Monaten geföhrt hatte, wurde von ihm auf den Severus übergetragen.

Alles war von Stund' an verändert, weil die Persönlichkeit des Valerius nicht hinreichte, um einem Suvörden zu gebieten, der, jung und entschlossen, zugleich über Gallien, Spanien und Britannien herrschte. Bald mischte sich der Hochmuth der Römer ins Spiel; und so geschah es, daß ein Bürgerkrieg zum Ausbruch kam, der weder in Constantin, noch in des Valerius Plänen lag.

Rom, verlassen von allen Imperatoren, ertrug sein Schicksal mit um so größerer Ugeduld, weil es in Mailand die Hauptstadt Italiens sehen sollte. Zwar hatten Diocletians Nachfolger, um die Eifersucht der Römer zu beschwichtigen, jene prächtigen Bäder errichten lassen, welche in der Folge den Raum und Raum zu so vielen Kirchen und Klöstern heryaben; allein der Verdacht, daß dies nur geschehen sey, um neue Lasten aufzubladen, erhob sich bis zur höchsten Wahrscheinlichkeit, als Valerius, sey es aus Weis, sey es aus Noth, Untersuchungen über den Vermögensstand der Untertanen des Reiches anstellen ließ, und jede unzumessliche Verschwendung mit der Gelder bestrafte. Neue Steueranlagen sollten gemacht werden, als die Erinnerung an bisher genossene Privilegien das Volk in Wut setze und den Wunsch erzeuge, daß es möglich seyn möchte, die auswärtigen Tyrannen aus Italien zu vertreiben und an ihre Stelle einen Fürsten zu bringen, der durch seinen Aufenthalt in Rom, und durch Grundstücke, welche nur für Italien berechnet waren, den Titel eines römischen Imperators wahrhaft verdiene. Nicht bloß

der Senat, sondern auch die Prätorianer, so viel ihrer noch übrig waren, stimmten in diesen Wunsch. Den rechten Mann glaubte man an Maximian's Sohne, dem jungen Maxentius, gefunden zu haben, der, von Constantius Beispiel erflammt, es für unehrenhaft hielt, in dem Privatstande, zu welchem sein Schwiegervater Galerius ihn verurtheilt hatte, zu verweilen. Zwei Tribunen der Leibwache, und ein Commissarius der Vorstädte, übernahmen die Leitung der Verschwörung; und nachdem der Stadt-Präfect und einige Magistratspersonen von der Leibwache erwerdet waren, trat Maxentius, mit dem Beifall des Volkes und Senats, als Beschützer römischer Freiheit auf. Feindschaft in demselben Augenblicke trat auch der alte Maximian aus der Zurückgezogenheit hervor, zu welcher ihn Diocletian's Ansehen verurtheilt hatte, und indem er den kaiserlichen Purpur wieder anlegte, gab er der Partei seines Sohnes eine Haltung, die ihr bis dahin gefehlt hatte. Gewiss, welcher in der Veranschlagung herbeigekittet war, daß die Empörung sich unterdrücken lassen werde, erkaunte nicht wenig, als er, nach seiner Ankunft vor Rom, die Thore verschloß, die Wachen mit Bewaffneten besetzt sah; und als bald darauf ein nicht geringer Theil seines Heeres, von dem Gelde des Maxentius verführt, zu den Feinden überging, blieb ihm nichts anderes übrig, als sich nach Navarra zurückzuziehen und sich hier einzuschließen. Die Lage dieser Stadt am Meere, und die Mordste, womit sie auf der Landseite umgeben war, erleichterten eine lange Verteidigung; und auf eine solche war es abzusehen, als Maximian in Person vor Na-

venna erschien, um der Herrschaft des Severus ein Ende zu machen. Doch änderte Severus seinen Plan, als Abgeordnete des Maximian ihn beredeten, daß er von Verdächtern umringt sey, und sein Leben nur durch Ergebung retten könne. Maximians Verheißungen vertrauend, überlieferte er sich selbst; kaum oder war er in Rom angelangt, als ihm sein Todesurtheil bekannt gemacht wurde, und er nur die Vergeltung erhielt, sich die Adern öffnen zu dürfen.

So war Severus ausgeschieden. An seine Stelle traten Maximian und Maxentius. Die Nachfolger des Galerius flüchtend, mußten sie auf Verteidigung denken. Diese einzuleiten, begab sich der alte Maximian, an der Seite seiner Tochter Fausta, über die Alpen nach Gallien, in der Absicht, ein Trug- und Schutzbündniß mit Constantin abzuschließen, von welchem man annahm, daß er gleichen Vortheil gegen den Galerius zu verteidigen habe. Constantin ließ sich eine Vermählung mit der Fausta, und den Augustus-Titel, welchen Maximian erhielt, mit großer Bereitwilligkeit gefallen, versprach auch seine Verwahrung für Rom und dessen Gebiet; aber, den großen Plan, welchen er in der Folge ausführte, schon jetzt bearbeitend, entließ er seinen Schwiegervater nur mit Versprechungen, welche seinen Geizstand höchst ungenüß machten. Auf sich selbst beschickte, traf Maximian andere Verteidigungsanstalten. Er durchstreifte Italia, ermunterte die Bewohner der vernehmlichsten Städte zum beständigen Widerstande, machte sie mit Herra Verteidigungsmitteln bekannt, und erwartete nun die Ankunft des Galerius an der Spitze eines Heeres.

Diese blieb nicht lange aus. Mit zahlreichen Truppen, welche meistens in Ägypten geworben waren, brach Galerius in Italien ein. Doch je weiter er vordrang, desto heftiger wurde der Widerstand. Keine von den Hauptstädten gerieth in seine Gewalt, und seine Herrschaft über Italien beschränkte sich auf den Umfang seines Lagers. Er war bis Karni, zwölf deutsche Meilen von Rom, gekommen, als ihn die Ahnung ergriff, daß sich Unternehmern schicksaligen Waute. Bei seinem ersten Einmärsch in Italien hatte er angekündigt, daß er den Senat und das Volk von Rom über die Klänge sprengen lassen wolle. Einem so barbarischen Besatze entgegen, schickte er aus seinem Lager bei Karni zwei Vertraute nach Rom, welche dem Maximianus Vergleichsvorschläge machen und ihn zu einer Zusammenkunft einladen mußten. Doch Maximianus und sein Vater hatten nicht vergessen, wie Severus von ihnen behandelt war, und, ein gleiches Schicksal fürchend, verwarfen sie die Unterhandlungen des Galerius. Die Römer ihrer Seite ließen es nicht an Beistand fehlen. Große Summen wurden von ihnen aufgespart, den Tyrannen aus Italien zu vertreiben. Mit diesen befaß Maximian, in allen Kriegesstücken wohl erfahren, die Generale des Galerius. Schon wankte die Treue der Ägypter; und wollte Galerius sich nicht von seinem Heere verlassen sehen, so mußte er den Rückzug antreten. Dieser war für die Bewohner des platten Landes nur allzu fürchterlich, indem die Ägypter, in ihrer Erwartung betrogen, sich durch Mord und Plünderung rächten, Herden wegtreiben, Dörfer in Brand setzen, und alle zur erfindliche

Orduel äbten. Von fern folgte Maxentius, doch ohne sich in einen Kampf mit kriegsgewohnten Truppen einzulassen. Alles bot sein Vater auf, um den Constantin zur Theilnahme an diesem Kriege zu bewegen; doch dieses genügte der Rückzug des Galerius, den er aufhörte zu haßen, sobald seine Schwäche am Tage lag.

Der Aufgang des Goldjuges in Italien sagte dem Galerius, daß er sich neue Stützen verschaffen müsse. In der Armee selbst besaß er einen alten Freund und Anhänger, Namens Licinius, der von ihm zum Erbsen von Gallien, Spanien und Britannien bestimmt war, und es geworden seyn würde, wenn nicht Constantin ihm den Rang abgelaufen hätte. So lange der Feldzug in Italien dauerte, hatte Licinius die Donen verteidigt. Um nun dies neue Verdienst zu belohnen, gab ihm Galerius den Purpur des Severus, mit dem Titel eines Augustus und der Oberherrschaft in den illyrischen Provinzen. Kaum aber war dies im Osten bekannt geworden, als Maximian, welcher Aegypten und Syrien verwaltete, um nicht der elyrische Cäsar zu seyn, den Titel eines Augustus annahm. Und so gab es denn in der Römerwelt, zum ersten und zum letzten Male, gleichzeitig sechs Imperatoren, nämlich den Galerius, Maximian, Constantin, Maxentius, Maximin und Licinius. Dies geschah drei Jahre nach der Abdankung des Diocletian, und konnte als eine Entwöckelung seines politischen Systems betrachtet werden, dessen Hauptfehler darin bestand, daß die ideale Einheit in ihm der wirklichen aufgeopfert war.

Soll ein Reich bestehen, so ist dies nur in so fern

möglich, als ob eine Abfassung der Unterwelt in demselben gicht; und wo diese wegsfällt, da wird der Bürgerkrieg nothwendig und unvermeidlich. An Harmonie zwischen sechs, an Berechtigung vollkommen gleichen, Imperatoren war nicht zu denken. Die erste Zwietracht brach zwischen Vater und Sohn aus. Maximian, der seine Würde einer freien Wahl verdankte, wollte nicht hinter dem Maximian zurück stehen, welcher behauptete, daß ohne seinen Namen und seine Beschäftigung und Tapferkeit der rasche Jüngling nie den Thron bestiegen haben würde. Der Streit zwischen Beiden wurde durch die prätorianischen Cohorten entschieden; und als diese, Maximian's Strenge fürchtend, sich für den Maximian erklärt hatten, blieb dem Vater nichts anderes übrig, als das Feld zu räumen. Er wollte sich in Illyricum niederlassen, als er, von dem Galerius zurückgewiesen, seinen andern Ausweg offen sah, als sich zu seinem Schwiegersohn nach Gallien zu begeben. Hier legte er zwar den Purpur zum zweiten Male ab; da aber nichts in ihm war, was ihm den Privatstand hätte erniedriglich machen können; so benutzte er die nächste Abwesenheit seines Schwiegersohns, sich zum Herrn von Gallien zu machen. Constantin bekämpfte die Franken am Rhein, als Maximian plötzlich nach dem Süden Galliens ausbrach, sich der zu Arles niedergelagerten Schätze bemächtigte, durch diese den Ueberrest der Truppen erkaufte, und so zum Rebellen an seinem eigenen Schwiegersohne wurde. Dieser, ohne sich lange zu besinnen, brach vom Rhein nach der Saone aus, schiffte sich mit seinen Truppen bei Chalon's ein, fuhr nach seiner Ankunft in Lyon

den Rhodanus hinab, und langte unerwartet vor den Thoren von Arles mit einer Macht an, welcher Maximian nicht widerstehen konnte. Noch gab es für diesen einen Rückzug nach Marseille. Er trat ihn an; und da die Lage sowohl, als die Festungswerke dieser Stadt, seine Vertheidigung begünstigten, so schickte er ihm nicht an Erschlepptheit, dieselbe auf's Aeußerste zu treiben. Schon gerieth Constantia in Verlegenheit durch einen selbstgeschlegenen Versuch, die Mauern von Marseille zu erklimmen, als die Besatzung selbst ihm durch Maximian's Beschießung zu Hilfe kam. Der beleidigte Schwiegersehn machte den Suetonius nur noch unerbittlicher: das Todesurtheil wurde gegen Maximian ausgesprochen, ohne daß er irgend eine andere Kunst ergriff, als welche er selbst dem Severus bewilligt hatte; und so war er von den sechs Imperatoren der Erste, welcher auswich, nicht ohne die Todesstrafe verdient zu haben. Dies geschah fünf Jahre nach der Abdankung Diocletian's, der in seiner Einsamkeit zu Salona nicht aufgehört hatte, seinen ehemaligen Kollegen zu warnen.

Valerius überlebte seinen Rückzug aus Italien nur vier Jahre. — Sich immer gleich in seiner ursprünglichen Robheit, benutzte er die ihm verliehene Macht vorzüglich zu unmäßigen Genüssen; die letzte Folge derselben aber war, bei übertriebener Corpulenz, eine ekelhafte Krankheit, die man in neueren Zeiten die Auflösung der Nieren genannt hat. Die Christen des vierten Jahrhunderts sahen in dem Savium, das ihn verzehrte, eine notwendige und von dem Himmel selbst verhängte Strafe für die Verfolgungen, deren Urheber Valerius

gewesen war; sie irrten sich aber unstreitig, weil im fünften Jahrhundert ein König von Spanien, den die Geschichte als den christlichen Vertheidiger des römisch-katholischen Glaubens nennt, an derselben Krankheit starb. kaum hatte Galerius die Augen geschlossen, als die beiden Imperatoren, welche ihm den Purpur verdankten, ihre Heere zusammenzogen, um über den von ihm vererbeten Theil des römischen Reiches zu kämpfen. Es kam indeß nicht auf der Stelle zu einem Bürgerkriege; denn Beide versöhnten sich über eine Theilung, und indem Maximian die asiatischen, Licinius die europäischen Provinzen an sich nahm, bildeten der Hellespont und der thracische Bosporus die Gränzen zwischen Beiden, und diese Gränzen wurden nur allzu bald mit Festungswerken und Besatzungen bedeckt.

Die Zahl der Imperatoren war auf vier vermindert; doch, indem die Idee der Einheit und Untheilbarkeit des Reiches fortdauerte, konnte es nicht fehlen, daß jene Zahl sich noch mehr vermindern mußte, bis die Einheit des Reiches ihr Analogon in der Einheit des Regenten gefunden hatte. Bald schickte das Geschick gegenseitigen Vortheils die Imperatoren Constantin und Licinius zu freundschaftlichen Verbindungen, welche nicht entstehen konnten, ohne die Eifersucht der beiden übrigen Imperatoren anzuregen. Ein ähnliches Bündniß wurde zwischen Maximian und Maximin geschlossen; doch konnte die Wirksamkeit desselben bei der Entfernung, worin sie von einander lebten, nie bedeutend werden. Aus diesem Keime entwickelten sich alle die Vergehensweisen, welche damit endigten, daß die theilte Ein-

heit in der Person des Constantin wieder zu einer wirklichen wurde. Wird das Naturgesetz in Dem, was es für die Gesellschaft vorschreibt, befolgt: so reichen keine noch so künstlichen Veranstellungen hin, die Folgen dieser Verlegung zu hintertreiben, und die beständigen Bürgerkriege sind in solchen Fällen nur die Mittel, wodurch der gesunde Zustand der Gesellschaft wieder hergestellt wird.

In in dem bevorstehenden Kampfe nicht so sehr entscheidend, als das persönliche Verhältniß, worin die verschiedenen Imperatoren zu ihren Unterthanen standen: so ist es der Würde werth, dies Verhältniß näher zu betrachten.

Constantin lebte, nach dem Beispiele seines Vorgängers, wie ein Vater unter seinen Kindern. Zwar legten ihm seine Nachbarn sowohl, als seine Mit-Imperatoren, die Verbindlichkeit auf, stets gerüst zu seyn; doch erleichterte er die damit verbundene Last seiner Unterthanen, so viel er immer konnte. Die noch vorhandene Fobere des Cuminus auf ihn, schädert zugleich das öffentliche Glück Galliens in den ersten Jahrzehnten des vierten Jahrhunderts, und Constantins Bemühungen um die Verminderung desselben. Waren neue Angriffe der Franken und Alemannen abzuwehren, so stellte sich der Imperator gewissenhaft an die Spitze seines Heeres. Nach einem ausgedehnten Siege, den er im Jahre 311 über beide Völkerschaften davon getragen hatte, gab er seinem Volke zu Trier ein Schauspiel, woein der Geschmack der Römer mit der Barbarei der Joten vermischt war. In dem Amphitheater

dieser Stadt wurden nämlich die gefangenen Fürsten der Franken und Alemannen den wilden Thieren überworfen, ohne daß die Zuschauer darin irgend etwas Unbilliges sahen: ein Beweis, daß der Einn für Völkerrrecht oder für Menschlichkeit in den Vespasianen Gallien auch in den früheren Zeiten nicht sehr lebhaft gewesen ist.

Seinen Gegensatz fand Constantin in dem Maximian. Die Art und Weise, wie dieser Imperator zu seiner Würde gelangt war, unterschied über sein Verfahren. Sündhige, einen großen Aufwand zu machen, in Ansehung der Mittel aber nur alles bescheidet, konnte er schwerlich anhin, die Lust mit der Gewalt zu verbinden und den Charakter eines Tyrannen anzunehmen. Eine leichte Expedition auf der Nordküste von Afrika gab ihm die willkommenen Veranlassung zur Ausföhrung der Soldat Glitta und Marciano, so wie zur Plönderung der ganzen Provinz. Und nicht viel besser war die Behandlung, welche Judaea selbst erfuhr. — Was mit keinem Rechtsgrunde genommen werden konnte, das wurde als freie Gabe gefordert; und da sich die Römer in die Arme des Maximian geworfen hatten, um den Bedrückungen des Valerian zu entgehen, so machten sie nur alles bald die Entdeckung, daß sie von der Charybdis in die Scylla gefallen waren. — Mit demselben Haße gegen die Senatoren, welcher den größten Theil seiner Vorgänger ausgezeichnet hatte, erlaubte er sich alles, was sie kränken konnte, sogar Hinrichtungen und Entehrungen. Die Soldaten waren der einzige Stand, dem er zu gefallen suchte, und es war nicht

Selbst, daß er dem einen oder dem andern Ficklinge auf diesem Stande die Wille oder die Gemachin eines Senators zuwendete. Er selbst lebte geschieden von dem Publicum, entweder innerhalb der Mauern seines Palastes, oder in den benachbarten Gärten des Sallustianus, in einer Ueppigkeit, die an Wahnsinn gedachte. Wie schlecht auch sein Verhältnis zu dem römischen Senat und zu Rom überhaupt seyn mochte, so kam doch sein Hochmuth seinen übrigen Tugenden gleich. Sich aufblühend pflegte er zu sagen: nur Er sey römischer Imperator, und die übrigen nur Stellvertreter, denen er die Vertheidigung der Grenz- und Provinzen übertragen habe.

Einen ähnlichen Charakter zeigte Maximin; doch war nicht durch die kochische Denkungart des Ohnbesitzes unterdrückt.

Maximin war allzu lange Soldat gewesen, um mit den Tugenden eines solchen nicht auch alle Fehler zu verbinden. Dem Mitleid unzugänglich, that er immer nur Das, wovon er glaubte, daß es seinem Vortheile entspreche; und, ohne gerade böse zu seyn, war er roh genug, überall nur sich zu sehen, und das Wohl seiner Unterthanen dem seinigen unterzuerden.

Die Zwietracht brach zunächst zwischen Maximianus und Constantia aus. Jener, der seinen Vater im Leben verfolgt und verlassen hatte, gab sich die Miene eines Geforderten, als Maximianus's Töchter, der hergebrachten Sitte gemäß, verheiratet und seine Statuen umgeworfen wurden. Um sich zu rächen, versetzte er auf dieselbe Weise gegen die Statuen des Constantia in

Italien und Afrika. Hiermit noch nicht zufrieden, for-
 derte er durch seine Versuche auf den Westen des Ad-
 merreichs herauf. Wie sehr man auch Constantin den
 bevorstehenden Krieg zu vermeiden wünschen mochte, so
 wurde ihm doch sehr bald deutlich, daß er angriffen
 müsse, wenn er nicht angegriffen seyn wolle; denn
 über alles Maß hinaus vermehrte Maximian sein
 Heer, vorzüglich durch Africaner. Constantins Heer be-
 stand aus ungefähr 80,000 Mann. Die Hälfte dersel-
 ben mußte zur Beschützung der Ost- und Nocegröben
 zurück gelassen werden. Mit der zweiten Hälfte ging
 er selbst über die caesirischen Alpen, d. h. den Berg Ce-
 nés; und nachdem er in dem Thal von Susa angelangt
 war, besetzte er in der Nähe von Turin das erste Trif-
 sen, dessen Ausgang ihn zum Herrn von Italien zwie-
 schen dem Po und den Alpen machte. Bistart sogleich
 auf Rom loszugehen, wendete er sich nach Verona, wo
 Marcianus Pompejanus, einer von den geschicktesten So-
 warden des Maximian, befehligte. Auch hier trug er,
 wenn gleich mit großer Anstrengung, den Sieg davon.
 Jetzt, im Rücken gesichert, ging er ungehindert über
 die Apenninen, nicht ohne zu fürchten, daß Maximian
 sich in Rom einschließen und ihn in die Nothwendigkeit
 setzen werde, die alte Hauptstadt des Reichs zu erlö-
 sen. Doch nichts war weniger gegründet, als diese
 Befürchtung. Mit einem Gemisch von Erstaunen und
 Freude fand er das Heer seines Gegners in einer gerin-
 gen Entfernung von Rom in einer Ebene aufgestellt,
 welche nach hinten zu durch den Tiberstrom beschnitten
 wurde. Es war zahlreich genug, um nicht verdächtig



zu seyn. Maximian selbst hatte für einen Augenblick den gewöhnlichen Vergnügungen entsagt und sich an die Spitze desselben gestellt. Seine numidische Reiterei war der erste Gegenstand des Angriffs; und sobald sie getrieben war, wurde das Fußvolk von vorn und auf beiden Seiten angegriffen. Nur die Pectorianer widerstanden, weil sie fühlten, daß es um Alles ging. Als auch diese geworfen waren, wurde die Verwirrung allgemein, und, von einem unverstehlichen Feinde verfolgt, stürzten sich die Truppen zu Tausenden in den Tiberstrom. In diesem Fluß fand auch Maximian seinen Tod, nachdem er sich vergeblich bemühet hatte, über die milidische Brücke zu entkommen. Die Schwere seiner Wülung hatte ihn in den Schlamm versenkt; doch wurde sein Leichnam am folgenden Tage hervorgezogen, und sein auf einer Pike zur Schau getragener Kopf bewies den Römern, daß sie von dem Tyrannen befreiet wären. Zwei Söhne rettete selbst der Umstand nicht, daß Constantia ihre Oheim war. Ein ähnliches Schicksal stand seinem verwichenen Anhänger bevor, und laut sprachte der römische Pöbel ihrer Bestrafung; doch fand Constantia für gut, Gnade zu üben, da er durch Einen Schlag Italien und Afrika erobert hatte. Es wurde eine allgemeine Amnestie bekannt gemacht. Zum ersten Mal erschien der römische Imperator in dem Senat und sprach von Wiederherstellung verlorener Privilegien. Dankbar, und aumaßend zugleich, gedächten die Senatoren ihm den ersten Rang unter den noch übrigen Augusten; doch fanden sie sich bald in ihren Erwartungen betrogen. Auf die Unterdrückung der Pectorianer, welche in sich selbst

eine Entroaffung der Stadt war, folgten Finanzgefetze, wie die Senatoren sie ſchwerlich erwartet hatten. Nach einer Abgabe ihres Vermögens wurden ſie in verſchiedene Klaffen getheilt, von welchen die erſte jährlich acht Pfund Gold, die zweite die Hälfte, und die übrigen ſieben Goldſtücke bezahlten. So ging die freie Gabe, welche Maxentius gefordert hatte, in eine regelmäßige Steuer über, und ſo verlor ſich eine Körperschaft, welche den Traum von ihrer Euterdauer noch immer feſthielt, in die große Maſſe der Unterthanen.

Die Neutralität des Licinius in dem ſo glücklich beendigten Kriege zu belohnen, vermählte ihn Conſtantin ſeine Schwefter Conſtantia; und dieſe Verbindung wurde zu Mailand gefeiert, als beide Imperatoren ſich gemüthigt ſahen, in ihrer Staaten jurisdicirten: Conſtantin wegen eines neuen Einfalles der Franken in Gallien; Licinius wegen des Krieges, den Maximin von Syrien aus begonnen hatte. Maximin war der Verbündete des Maxentius. Als ſolcher hatte er es auf eine Ueberrafchung angelegt. Ohne vorhergegangene Kriegserklärung war er über den thraciſchen Boſporus gegangen und nach der Eroberung von Byzanz ſogleich zur Belagerung von Conſtantin geſchritten. Hier ſtand er mit einer 70,000 Mann ſtarken Armee, als Licinius ſich mit 30,000 Mann näherte, welche den Vorzug hatten, Syrien zu ſehn. Von Unterhandlungen, in welchen man ſtrenge die Treue der Anbänger zu beſtehen ſuchte, kam es zu einer Schlacht; und obwohl Licinius große Mühe hatte, dem erſten Angriff einer mehr als doppelt zahlreicheren Armee zu widerſtehen, ſo ſiegte er

doch durch seine Verbauer. In wilder Eile lösete Maximin nach Nikomedien zurück, um ein neues Heer auf die Seine zu bringen. Doch ehe es ihm damit gelang, starb er zu Tarsus, wie man gesagt hat, an Gift. Von den Schrecknissen eines Bürgerkrieges bestrickt, unternahmen sich die blühenden Provinzen mit Freuden dem Licinius, der, um den Namen und das Andenken seines Gegners zu vertilgen, kein Bedenken trug, die Nachkommenschaft des Maximin, einen Sohn und eine Tochter, beide im Kindesalter, ermorden zu lassen. Hiermit noch nicht zufrieden, ließ er auch den Severianus, einen Sohn des Imperators Severus, und den Candidianus, einen natürlichen Sohn seines Wohlthäters Galerius, hinarichten. Auch die Gemahlin und Tochter des Diocletian fanden durch ihn ihren Untergang. Um die Hand der Letzteren hatte sich Maximin, nach dem Tode des Galerius, beworben; da aber eine abschlägige Antwort erfolgt war, so hatte der Tyrann sie ihrer Güter beraubt und nach einem einsamen Dorfe in den Wäldern Egeens verbannt, ohne daß selbst Diocletians Bitten ein so hartes Schicksal abzuwenden vermochten. Mehrere Jahre hatte sie, an der Seite ihrer Mutter, im größten Mangel verlebt, als Maximins Tod ihr eine bessere Zukunft zu bereiten schien. Vertrauensvoll begab sie sich an den Hof des Licinius. Dieser nahm sie Anfangs freundlich auf: doch nur allzu bald machte sie die Entdeckung, daß Licinius seinen Vorgänger an Grausamkeit noch übertreffe; und nach der Hinrichtung des Candidianus hielt sie es für dringend, Nikomedien, diesen Schauplatz des Bürgerkriegs, so schnell als

möglich zu verlassen. In der Vertheidigung einer Blauerin machte sie sich mit ihrer Mutter auf den Weg nach Dalmatien, und unerkannt irrte sie fünfzehn Monate umher, sich dem Orte ihrer Bestimmung mit Vorsicht nähernd. Dennoch wurde sie in Thessalonich erkannt; und da das Urtheil über beide Fürstinnen bereits gesprochen war, so wurden sie auf der Stelle enthauptet und ihre Leichname ins Meer geworfen. Dies geschah zu einer Zeit, wo Diocletian noch lebte.

Noch Maximian's Hinzutritt hatte sich das Reich zwischen Constantin und Licinius getheilt; jener war der Oberherr des Westens, dieser der des Ostens. Die Größe der Spielräume, welche sich Beide bewegten, versprach sich mit einem langen Frieden; verwandtschaftliche Bande hätten denselben unerschütterlich machen können, wenn auf beiden Seiten guter und redlicher Willen vorgeherrschet hätte. Dennoch verfloß kaum ein volles Jahr, ehe die beiden Sieger die Waffen gegen einander wendeten. Die allgemeinste Ursache dieses neuen Bürgerkrieges lag in der Verfehlung von der Einheit des Reiches: eine Verfehlung, die es mit sich brachte, daß auch die Regierung dieses Reiches in Einheit gehalten seyn müsse. Dem Constantin schickte es nicht an Ehrgeiz; dem Licinius schien es nöthig, die Krone durch Hinterlist und Treulosigkeit zu ergötzen. So geriethen Beide nur allzu leicht an einander.

Constantin hatte seine Schwester Auspasia mit einem gewissen Bassianus vermählt, und seinem neuen Verwandten den König eines Landes verlichen. Diese Ernennung war mit Genehmigung des Licinius geschehen; da aber

Constantin in Hinsicht der damit verbundenen Statthaltertschaft von Italien und Afrika nicht Wert hielt, so benutzte Licinius die Empfindlichkeit des Bassianus, ihn zu einer Versöhnung gegen Constantia fortzureißen. Die Unterhandlungen waren im besten Gange, als Constantia, von einem seiner Anhänger gewarnt, den Bassianus bestrafte, und von dem Licinius die Auslieferung der Verbrecher verlangte. Da dieser sich weigerte, so kam es zum Kriege, ohne daß weder der eine, noch der andere von den beiden Imperatoren heiliglich dazu vorbereitet war. Zwei Schlachten wurden geliefert, die erste bei Cibalis in Pannonien, die zweite bei Marcia in Thracien. In beiden trug Constantin den Sieg davon, und als Sieger ließ er seinen Schwager in dem Besiz von Thracien, Klein-Asien, Syrien und Aegypten, zufrieden mit der Abtretung von Pannonien, Dalmatien, Dacia, Macedonien und Sicilienland, Probingen, die zum westlichen Kaiserreich geschlagen, dasselbe von den Östlichen Scedonien bis zum Peloponnes ausdehnen. In demselben Vertrage wurde festgesetzt, daß die Söhne der Imperatoren zur Heftung der Thronfolge herangezogen seyn sollten: Crispus und Constantia als Cäsar im Westen, der jüngere Licinius als Cäsar im Osten.

Auf diesen Krieg folgte ein siebenjähriger Friede im Reiche, während dessen Constantin, bald als Befehlshaber, bald als Vertheidiger der hergebrachten Bedenken, seine Rolle spielte. Als Befehlshaber wirkte er, unflüchtig ohne allen Erfolg, auf eine Verbesserung der häuslichen Verhältnisse; denn eine strenge Verwaltung der Finanzen verdrängte das Familien-Geld, das er

durch Verordnungen über die Aussetzung der Kinder, gewaltsame Entführungen u. s. w. aufhören wollte. Als Vertheidiger der Reichsgrenzen machte er sich besonders mit den Goten zu schaffen, die nach einem fünfzigjährigen Frieden sich zu neuen Unternehmungen gegen die Römer aufgelegt fühlten. Erst schlug er sie in den Gefilden von Jüpericum, wo er sie zur Zurückgabe der gemachten Beute zwang; dann suchte er sie in ihren Wohnsitzen auf und drückte sie so lange, bis sie, um Frieden zu erhalten, sich gefallen ließen, sein Heer, so oft es gefordert würde, mit 40,000 Mann zu verstärken.

Sobald er dies erreicht hatte, glaubte er den Licinius nicht länger verschonen zu dürfen. Dieser hatte keine Absicht länger ertragen, und war nicht unvorbereitet. Sein Heer bestand dies Mal aus 150,000 Mann Fußvolf und 15,000 Reitern; und mit demselben hatte er eine Flotte von 250 Galeeren in Verbindung gesetzt, welche die Meerenge von Byzanz bewachen mußte. Constantius Heer versammelte sich zu Thessalonich; es war 100,000 Mann stark, und bestand aus den ausgesuchtesten Kriegern, die durch eine letzte Anstrengung ihrer Entlassung erkaufen wollten. Auch an einer Flotte fehlte es dem Constantin nicht, wiewohl sie hinter der seiner Besatzung zurückstand. Mit allem weit getriebener Vorsicht hatte sich Licinius bei Adrianopel verschanzt. Dohin brach Constantia von Thessalonich auf. Der Hebrus bildete den Bergraben, und es kostete Mühe, diese Schwierigkeit zu überwinden; doch sobald der Strom passirt war, sah Licinius sich durch geschickte Bewegungen sehr bald um alle die Vortheile gebracht;

welche sein verhängtes Lager gewählte. Von vorn angegriffen, und im Rücken von 5000 Bogenschützen umgangen, widerstand er nicht lange. Groß war die Niederlage, die er erlitt; noch größer sein Verlust, als der Ueberrest seiner Truppen sich am folgenden Tage dem Sieger ergab. Er selbst retrirte sich nach Syon. Hier hoffte er sein Reich in Kraft der Flotte zu verteidigen, welche den Hellespont bedeckte. Doch auch diese Hoffnung wurde vereitelt, indem es Constantius Alerandri Sohn gelang, den Admiral der asiatischen Flotte zu überwinden und 130 Schiffe zu versenken. Der Vortheil, den Constantius hierdurch für die Verpflegung seines Heeres gewann, bewog den Licinius, sich mit seinen Schätzen nach Chalcedon zu begeben, von wo aus er, während der Belagerung von Syon, eine neue Armee von 50. bis 60,000 Mann vereinigte. Constantius, ohne sich lange zu bedenken, ließ die übrigen Truppen vor Syon zurück, ging mit dem Ueberrest auf kleinen Schiffen über die Meerenge, und griff den Licinius auf den Höhen von Chrysepolis, jetzt Staturi genannt, mit so viel Uegethüm an, daß er ihn auf's Neue in die Flucht schlug. Jetzt begab sich Licinius nach Nikomedien, jedem Gedanken an einen längeren Widerstand entgehend. Seine Gemahlin Constantia übernahm zwar das Aussöhnungsgeschäft; doch konnte sie kein vertheilhafteres Versprechen erhalten, als daß Licinius den Rest seiner Tage in Frieden und Ueberfluß verleben solle, wenn er sich entschließen könne, dem Purpur zu entsagen. Ein solcher Entschluß kostete im Römerrreiche weniger, als in dem kleinften Staate des heutigen Eu-

1090, nachdem das Erblichkeitsgesetz im Verlaufe der Zeit zur Heiligkeit gediehen ist. Valentinus unterwarf sich also, und wurde bald darauf nach Thessalonich gesendet, wo er in einer Art von Gefangenschaft leben sollte. Hier starb er bald darauf eines gewaltsamen Todes, ohne daß seine Schuld jemals bewiesen werden ist; denn, ob man gleich einen verächtlichen Briefwechsel mit den Barbaren zur Ursache seines Todes machte, so ging doch seiner Hinrichtung kein Eingeständniß und keine Uebersetzung voraus. Dem Herkommen gemäß, wurden seine Statuen ausgelöscht, sein Andenken getilgt, und alle Handlungen seiner Regierung vernichtet.

Noch diesem Sturz stand Constantin als der alleinige Beherrscher der Römerwelt da. Diocletians System war zu Grunde getragen, weil es, fehlerhaft in sich selbst, nicht länger bestehen konnte. Jedoch hatten die römischen Imperatoren von ihm die große Kunst gelernt, sich persönlich gegen die Angriffe des Militärs zu sichern. Mit dieser Kunst ausgerüstet, durfte Constantin den Plan entwerfen, dem ganzen Römerreiche eine neue Verfassung zu geben. Die Verlegung der Residenz nach Constantinopel, und die Erhebung des Christenthums zur Staatsreligion, waren zwei Handlungen, deren Folgen sich über die entfernteste Zukunft vertheilten, und dem Sohne des Constantius eine große Verühmtheit gewähren mußten. Doch ehe wir hierauf eingehen, wird es nicht unangebracht seyn, den Leser noch einmal nach Rom zurückzuführen, um ihm in einer genaueren Anschauung des Kerns der Römerwelt das Verfahren Constantins begrifflicher zu machen.

XVII.

Von den Hindernissen, welche Rom einer zweckmäßigen Verfassung des Reiches entgegenstellte.

Da die römischen Imperatoren des dritten Jahrhunderts sich so geflissentlich von Rom zurückzogen, so mußten sie dazu Gründe haben, die, wie triftig sie auch damals seyn mochten, noch gegenwärtig der Erwägung nicht unwerthig sind.

Einzig war die Entstehung des römischen Reiches dadurch, daß eine einzelne Stadt die Ursache desselben war. Verschwinden konnte eine solche Erinnerung nie; auch bemerken wir leicht, daß sie in allen Jahrhunderten mit einer Hartnäckigkeit festgehalten wurde, über welche nur das Schicksal selbst triumphiren konnte. Wollte man es genau untersuchen, so würde man selbst in dem gegenwärtigen Rom noch eben so viele Trümmer antimonarchischen Geistes entdecken, als man auf jedem Schritte Ueberbleibsel alter kaiserer Herrlichkeit findet. Ganz entgegen konnte sich Rom den Einwirkungen des Reiches nicht; es vermochte dies um so weniger, weil diese Einwirkungen im Grunde notwendige Rückwirkungen waren, so wie sie aus einem erschöpften System von Gewaltthätigkeit hervorgehen mußten, um ein Gleichgewicht hervorzubringen. Doch dieser Rückwirkung Trotz zu bieten, war eine Aufgabe, welche sich um so leichter lösen ließ, da die Lösung durch so Vieles begünstigt wurde. Von den Imperatoren bis auf Trajan

läßt sich behaupten, daß sie selbst allzu sehr Römer waren, als daß sie gegen die Ansprüche, welche Rom machte, nicht hätten schwach sein sollen: sie waren es nur allzu sehr, und fanden ihren Untergang gerade in ihrer Unfähigkeit, sich zwischen der Hauptstadt und dem Reiche indifferenziren zu können. Von Trajan bis auf Septimius Severus nimmt man an den Imperatoren ein ziemlich gleichmäßiges Bestreben wahr — dem Vereinzelungsverderbe Rom's nachzugeben, ohne das Reich gerade aufzuheben. Erst den Septimius Severus an wird Rom von seinen Imperatoren verabscheuet, indem sie, als Barbaren, fühlen, daß Rom eben so wenig zu ihnen paßt, als sie zu Rom passen. Diese lange Periode, welche vom Jahr 193 bis zum Jahre 330 unserer Zeitrechnung reicht, muß selblich als die betrachtet werden, worin Rom im eigentlichen Sinne des Wortes veraltete. Ein neuer Geist hatte angefangen über die Welt aufzugehen; es war der Geist des Christenthums, welchem zu unterliegen Rom's Bestimmung war. Würde nun Rom der Hauptstüz der Regierung geblieben, so hätte es nicht sehen können, daß alle die allmählichen Veränderungen geschehen wären, welche eine Verfallung, ein Eig.-Ueberleben, abgewendet hätten. Doch indem die Imperatoren sich von Rom entfernten und es seinem eigenen Schicksal überließen, konnte es schwerlich ausbleiben, daß es in seiner Alterschwäche altern wurde. Es begegnete ihm, was so vielen Individuen begegnet, welche, nach einer langen Zurückgezogenheit, Ansprüche geltend machen, die nur durch Jugend erträglich werden; und wesentlich war es seine Eitelkeit,

welche die Imperatoren bestimmte, es gleich aufzugeben, und den Mittelpunkt des Reiches nach Osten zu verlegen.

Um dies gehörig zu sehen, muß man sich daran erinnern, daß, obgleich die Verwandlung der Anti-Monarchie in eine Monarchie durch nichts zu hindern getrieben worden war, die antimonarchischen Einrichtungen noch immer fordbauerten. Die Zeit hatte den Polytheismus im dritten Jahrhundert eben so abfiad gemacht, wie er es gegentheilig ist; es gab sogar eine sehr zahlreiche christliche Gemeinde in Rom, deren Bischof den Verrang vor allen seinen Mitbrüdern forderte. Dennoch dauerte die Stidte, welche die Anti-Monarchie in dem Cultus gehabt hatte, noch immer fort. Auf keine Weise war die regelmäßige Succession in den Collegien des Priesterstandes unterbrochen worden. Noch immer wöten funfzehn Pontifere die höchste Jurisdiction über alle dem Dienste der Götter geweihten Personen und Dinge; noch immer beobachteten funfzehn ernste und gelehrte Magura die Befahl des Himmels; noch immer gab es funfzehn Bewahrer der sybillinischen Bücher, welche gelegentlich die Kunde der zukünftigen Begebenheiten erforschten; noch immer weiheten sechs Befahnen ihre Jungfrauschaft der Bewahrung des heiligen Feuers und der unbekanntem Unterpfänder für Rom's Dauer; noch immer beweineten sieben Epulonen den Tisch der Götter, und ordneten die Cerimonien des jährlichen Festes; noch immer wurden die drei Glanzen des Jupiter, des Mars und des Quirinus als die besondern Diener der drei mächtigsten Gottheiten

berichtet; und, redhend der Dyrkönig die Person des Numa in allen den heiligen Geschäften vorstellte, welche nur von königlichen Händen verrichtet werden durften, fanden die Heidenchaften der Etrur, der Tuscanen u. s. w. den Gebrauchen vor, durch welche man die Günst der unsterblichen Götter zu gewinnen hoffte. Unbedeutend war die Bestimmung des römischen Senats geworden: doch so oft er sich versammelte, geschah es in der Halle oder dem Tempel, welcher mit der Bildsäule und dem Altar der Götin des Ewiges gezieret war; und diese Bildsäule war eine majestätische Gestalt mit fliegenden Gewändern, aufgehobenen Fingern, und einem Lorbeerkranz in der ausgestreckten Hand, auf einer Kugel stehend. Im dem Altare schwor der Senat, in einem auffällenden Widerspruche mit sich selbst, die Gesetze des Kaisers und des Reiches beobachtet zu wollen. Verschwunden war auf diesem Cultus Alles, was ihm einen Sinn gab, verschwunden war sogar seine Bestimmung; doch indem seine Grundlage fortbauerte, war diese, wie es zu geschehen pflegt, die Ursache seines Bestehens, zu nicht geringer Freude Dorer, die das eigne Unterdienst durch das Verdienst der Vorfahren zu verschleiern hofften.

Dies waren die Mitglieder des römischen Adels. Einer großen Bestimmung entsagen zu müssen, ist unstreitig unter allen Umständen das härteste Schicksal, von welchem man getroffen werden kann, selbst wenn man es nicht als ein solches empfindet. Die geistige Kraft des Menschen ist gleich den Veranlassungen, welche er hat, sie zu entwickeln; und wo diese wegfallen, da at-

tet selbst der thätigste Verstand in eine Abergläubigkeit aus, die ganz unerklärlich seyn würde, wenn der sich selbst überlassene Mensch durch die Vereinzlung nicht das Nicht würde, nur von seinen Tausen und Einfällen abhängen. Wandere sich also der Leser nicht über Das, was hier von dem römischen Adel des vierten Jahrhunderts gesagt werden wird! Die Sache wäre in sich selbst unabweisbar, beruhte sie auch nicht auf der Aussage eines wahrheitsliebenden Geschichtschreibers, dessen Schilderung uns nur der Nähe überhebt, durch genaue Mittheilung des Möglichen und Wahrscheinlichen dem Vorwurfe der Ungerechtigkeit und Parteilichkeit, selbst bei Zeitgenossen, zu entgehen.

„Die Selbste der Stadt Rom — sagt Ammianus Marcellinus *) — wurde auf die seltene, beinahe ungläubliche Vereinigung der Tugend und des Glückes gebaut. Die lange Periode ihrer Kindheit verwich in einem mühevollen Kampfe mit den Völkernschaften Italiens, den Nachbarn und Feinden der sich erhebenden Stadt. In der Kraft und Hülfe der Jugend bestand sie die Stürme des Krieges; doch führte sie ihre siegreichen Schaaren über Meere und Gebirge, und brachte aus jedem Lande des Erdballs die Früchte des Triumphes. Zuletzt dem Greisenalter sich nähernd, und durch das bloße Schreden ihres Namens erschreckt, suchte sie die Segnungen der Gemächlichkeit und Ruhe. Die ehrwürdige Stadt, begünstigt sich gleich einer reichen Matrone, die Sorge für die Erhaltung ihres großen Ver-

*) Lib. XIV. c. 6, und Lib. XXVIII. c. 4.

nögens auf die Cäsaren, ihrer Lieblings söhne, abzumä-
 ren. Ein schwerer und tiefer Frieden, wie er einst unter
 der Regierung des Numa war geschlossen worden, folgte
 auf die Zerstörung der Republik; und während desselben
 wurde Rom als die Königin der Erde angebetet, in-
 dem die unterworfenen Völker die Majestät des Staats
 und den Namen des Volkes verehrten.“

„Doch dieser angehörte Klang ist vermindert und
 verdunkelt worden durch das Betragen vieler Edlen, welche,
 unzingedent ihrer eigenen Würde und der Würde des Va-
 terlandes, den unbescholtenen Nachwillen des Kaisers und
 der Ehrlichkeit angenommen haben. Sie weisfäßen nur
 in der leeren Ehrlichkeit von Titeln und Heimanen, und
 wählten oder erfanden die lächerlichen Benennungen Ne-
 bucrus, Sabanius, Paganus oder Tarra-
 cius, um die Ohren des Volkes mit Achtung und Er-
 freuen zu erfüllen. Weil des lächerlichen Ehrgeizes,
 ihre Tugenden ohne Thaten auf die Nachwelt zu bringen,
 vereinfäligen sie ihre Bilder in Marmor und Erz;
 und dabei müssen diese Statuen mit Goldplatten be-
 legt seyn, weil diese Ausschmückung zuerst dem Consul
 Scipio zu Theil wurde, nachdem er durch seine Besig-
 fen und Aufschlage die Macht des Königs Antiochus
 vernichtet hatte. Die Feulerei, womit sie die Verzeich-
 nisse ihrer Güter in allen Provinzen, vom Aufgang des
 zum Niedergange, den Augen der Zuschauer entfalten,
 reizt nur den gerechten Unwillen Derjenigen, der sich
 erinnert, daß ihre armen, unbeschäftigten Weiber we-
 der in Aufhebung der Nahrung, noch des Pompeus vor
 dem gemäßigten Soldaten das Mindeste voraus hatten.

Die Edlen unserer Zeit haben für ihren Rang und ihr Ansehen keinen andern Maßstab, als die Höhe ihrer Wagen und die gewichtige Pracht ihres Anzuges. Ihre langen Umwälder von Seide oder Purpur flattern im Winde; und, so wie sie künstlich oder zufällig bewegt werden, zeigen sie die weitere Bekleidung: reiche Lunellen, mit dem Gestalten verschiedener Thiere verziert. Mit einem Gefolge von fünfzig Bedienten das Straßenpflaster bedeckend, schweben sie mit einer Eil dahin, als ob sie Vögel wären; und das Beispiel der Senatoren wird von Matronen und Frauen befolgt, deren bedeckte Wagen in dem unermesslichen Raume der Stadt sich hin und her bewegen. Gerathen diese vornehmen Personen die öffentlichen Bäder zu besuchen, so nehmen sie bei ihrem Eintritt den Ton des lauten und unerschämten Besuchs an, als wären Bequemlichkeiten, die für das ganze römische Volk berechnet sind, zu ihrem ausschließlichen Besuche da. Die persönlichste Umarmung erfolgt, wenn sie an diesem Orte gemischter Gesellschaft dem einen oder dem andern Diener ihrer Lust begegnen; aber kaum bemerken sie die Begehrungen ihrer Wüthbrüder, die sich mit der Ehre, ihnen die Hände zu küssen, begnügen sollen. Sobald sie die Erfrischung des Bades genossen haben, greifen sie nach ihren Ringen und den übrigen Zeichen ihrer Würde, wählen von ihrem Anzuge, was ihrer Laune am meisten entspricht, und bleiben sich bis zum Weggehen in einem Betrogen gleich, das nur an dem großen Marcellus nach der Eroberung von Syrakus Entschuldigung gefunden haben würde.“

„Dieweilen unternehmen diese Herren größers Tha-

ten:

ten: sie besuchen ihre Besitzungen in Italien, und verschaffen sich durch die Arbeit ihrer Sklaven das Vergnügen der Jagd. Wenn sie zuweilen, besonders an heißen Tagen, den Muth haben, in ihren bemalten Solernen von dem Euxiner See nach ihren jenseitigen Landhäusern auf der Seehälfte von Puteoli und Caprea zu segeln: so vergleichen sie diese Expeditionen mit den Märschen Alexanders und Cäsars; doch sollte eine Flotte es wagen, sich in die sündenen Gatten ihrer vergoldeten Jächte zu setzen, oder ein Conventual durch irgend eine unbemerkte Spalte bringen: so bejammern sie ihre unermüdblichen Beschworenen, und beklagen, daß sie nicht in dem Lande der Cimmerier, in den Gegenden erregter Dunkelheit, geboren sind. Auf diesen Reisen nach einem Landgute wird der Herr von dem ganzen Schwarm seines Hausgeschades begleitet. Wie Reiterel und Fußvolk, Schwere und leichte Truppen, Vorhut und Nachhut durch die Geschicklichkeit militärischer Anführer geleitet werden: eben so ordnen Hausbesitzer, den Stab (das Zeichen ihres Aufgehens) in der Hand, das zahlreiche Gefolge von Sklaven und Bedienten. Vorangehen Gepäck und Kleiderwech; dann folgen die Küche und die Dienerschaft für den Dienst der Küche und der Tafel; dann kommt das Mitteressen, ein hundert Haufe von Sklaven, an welche sich müßiggängerische oder abhängige Pflücker in ungemeiner Zahl anschließen; endlich erschließt die Nachhut, die Lieblingsbände der Verschmitztenen, vertheilt nach ihrem Alter, welche durch Unzahl und Ungehalt den Wüthen aller Derselben erregt, die das Andenken der Semiramis verfluchen, weil sie die

graufame Kunst erfand, die Endweide der Natur zu vereiteln und die Hoffnung künfteiger Geschlechter im Keime zu vernichten.

„In Ausübung der blutigen Gerechtkeitspflege zeigen die Eten Rom's die päpstlichste Empfindlichkeit für persönliche Verleumdungen, und die roheste Gleichgültigkeit gegen den ganzen Heberreiß des menschlichen Geschlechtes. Haben sie warmes Wasser gefordert, und der Sklav hat nicht den schnellsten Gehorsam bewiesen, so sind dreihundert Stockprügel eine mäßige Strafe; doch wenn derselbe Sklav einem abföhllichen Mord begangen hat, so bemerkt der Herr mit großer Milde, der Sklav sey ein schlechter Kerl, der in wiederholtem Falle der Abschung nicht entgehen solle.“

„Ehemals war Gastfreundtschaft die Tugend der Römer, und jeder Fremdling, für welchen Verdrach oder Klaglind sprach, wurde von ihnen mit Großmuth entweder belohnt oder unterstügt. Jetzt, wenn ein Fremdling (vielleicht von nicht verdächtigem Range) bei einem von Rom's Senats und bewunderten Senatoren eingeführt wird: so empfängt man ihn bei der ersten Audienz gar mit so warmen Zusicherungen und so gütiger Theilnahme, daß er, entückt von der Herablassung seines erhabenen Freundes, und voll Bewunderung, seine Reise nach Rom, diesem Wohlwille seiner Gauen, so lange aufgeschoben zu haben, nach Hause geht; doch, wenn er, auf günstige Befragung rechnend, seinen Besuch am folgenden Tage wiederholt, so kann er gewiß seyn, daß man seinen Namen, wie seinen Stand und sein Vaterland, vergessen hat. Hat er den Nach aus-

zubauern, so wird er nach und nach zu den Abhängigen gerechnet, und erhält die Erlaubnis, seinen hohen Beschützer, der, gleichgültig gegen Dankbarkeit und Freundschaft, kaum seine Gegenwart, seine Entfernung, oder seine Rückkehr zu bemerken geräth, einen eben so langweiligen, als unerschütterlichen Hof zu machen.“

„Wenn diese Reichen ein feierliches Mahl geben; wenn sie, mit verschwenderischem und verderblichem Aufwande, ihre Privat-Feste feiern: so ist die Wahl ihrer Gäste der Gegenstand ängstlicher Berathschlegungen, bei welchen der Bescheidene, der Mäßige, der Gebildete nur selten den Vorzug gewinnt. Selbste von den eigensüchtigen Geseznahmen, tragen die Rememloraten die dunklen Namen der unwürdigen Menschen in ihrer Einladungslisten ein. Die häufigsten und vertrautesten Gefellschafter der Großen sind jene Parasiten, welche, die Schmeichelei als die einträglichste aller Künste übend, jedem Worte, jeder Handlung ihres unsterblichen Gönners ihren Beifall geben, mit erschauertem Entzücken auf seine Marmorstatuen und sein bunter Gefäß hinsehen, und nicht müde werden, die Pracht und Prachtlichkeit zu loben, die er als einen Theil seines persönlichen Werthes betrachtet. Wie besonderer Aufmerksamkeit werden an den römischen Tafeln Vögel, Echlitzchen und Fische von ungewöhnlicher Größe beschauet: des Geredes darüber ist kein Ende; und während der verblühige Gast von den langweiligen Wiederholungen empfindet ist, schafft man sogar Motate herbei, welche in förmlichen Prozeduren die Wahrheit eines so wunderbaren Ereignisses bekräftigen müssen.“

„Sich in die Hände der Croquet einzuführen, ist das Spiel das sicherste Mittel; und ein hoher Grad von Geschicklichkeit im Würfeln ist ein zuverlässiger Weg zu Reichthum und Mäccht. Ein Weiser in dieser erhabenen Wissenschaft würde, wenn er bei einem Abendessen unter einer Magistrate'sperlen zu sitzen köme, davon eben so betroffen seyn, als Cato es bei einer Zurücksetzung war. Nur in dem wenigsten Fällen erregen seltene Kenntnisse die Neugierde dieser Idioten, welche die Beschwerden des Studierens eben so verabscheuen, wie sie die Vortheile desselben verachten. Die einzigen Bücher, welche sie lesen, sind Juvenal's Satyren und des Marius Maximus wertherische und fabelhafte Geschichten. Erreicht Bibliotheken werden, gleich furchtbaren Geisteskränken, von dem Tageslichte ausgeschlossen. Dagegen werden Horden, ungeheure Heeren und Waffenzüge zum Schrecken dieser Escharen gefertigt, und weder Vocal-, noch Instrumental-Musik weicht aus ihren Palästen, wo der Schall mehr gilt, als der Sinn, wo die Sorge für den Leib höher steht, als die für die Seele. Als eine heilsame Maxime gilt, daß der leichteste, der oberflächlichste Verdacht einer ansteckenden Krankheit hinreiche, die Ursache der veritaatlichen Grunde abzubrechen; und selbst Bedienten, welche auf Erkundigung ausgesendet sind, dürfen erst nach einer Abwaschung in das Haus zurückkommen.“

„Diese selbstliche und unmaßliche Zärtlichkeit weicht nur der heftigsten Leidenschaft der Habsucht. Die Aussicht auf Gewinn treibt einen reichen und pedantischen Senator bis nach Spoletum. Namensung, Würde,

Begierlichkeiteliebe, alles wird der Hoffnung einer Belohnung, oder eines Vermächnisses, untergeordnet; und ein reicher kinderloser Bürger ist der mächtigste von allen Männern. Am meisten ist die Kunst ausgebildet, die Unterscheidung eines verheißenen Testaments zu erhalten und die Vollziehung desselben zu beschleunigen; und es ist der Fall da gewesen, daß in einem und demselben Hause, wenn gleich in verschiedenen Zimmern, Mann und Frau, in der läßlichen Absicht, einander zu betrügen, ihre Advocaten berufen haben, um, zu einer und derselben Zeit, ihre gegenseitigen, wenn gleich widersprechenden, Bestimmungen zu erklären.“

„Das Geld, das den übertriebenen Aufwand begleitet, zwingt eben diese Großen nicht selten zum Gebrauch der verächtlichsten Mittel. Wollen sie hängen, so führen sie die demüthige Sprache des Sklaven im Lustspiel; sollen sie aber bezahlen, so reden sie in dem königlichen und tragischen Tone der Entel des Perseus; und wird die Forderung ungründlicher Gläubiger wiederholt, so haben sie einen Eselphanten bei der Hand, der mit der Beschuldigung von Sittenlosigkeit und magischen Kräften auftritt, wo denn der Angeklagte nicht eher auf dem Kerker entlassen wird, als bis er einen Empfangsschein ausgestellt hat.“

„Die Indensschaften, welche den moralischen Charakter der vornehmen Männer erschlecken, sind mit einem kindischen Aberglauben vermischt, der ihren Verstand anflagt. Vertrauensvoll und gläubig berufen sie auf die Vorhersagungen der Harnspitze, die in den Eingeweiden der Thiere die Anzeigen künftiger Uebels und

Gleichförmigkeit zu finden vorgehen; und mehrere von ihnen wagten es nicht, zu essen, zu baden und öffentlich zu erscheinen, als bis sie, nach allem Vorstehen der Astrologie, die Erklärung des Verhar und das Nachig des Wendes empfängt haben. Schlimm genug ist es, daß diese viele Bräutgläubigkeit nicht selten bei freigeistlichen Jesuiten angetroffen wird, welche das Daseyn einer himmlischen Macht bestreiten oder leugnen.“

So weit Ammianus Marcellianus. Wer die Wahrheit dieses Gemäldes bezweifeln wollte, der würde sich verblenden müssen gegen die Macht des Reichthums bei Solchen, die keine ernste Bestimmung haben. Wer einzelt und auf sich selbst zurückgebracht, mußte der römische Senat zu einer politischen Nymie werden. Schon in den letzten Zeiten der Republik hatten die Patrier alle die Verbrechen, welche Marcellianus ihnen zum Vorwurfe machte; dies beweisen mehrere Charakterschilderungen, welche in Cicero's Reden und Briefen vorkommen. Damals war es die Demokratie, welche vor einer gänzlichen Zerstörung bewahete. Nach der Verwandlung der Anti-Monarchie in eine Monarchie, besonders aber nach dem Rückzuge der Imperatoren von Rom, gab es für die Auflösung alles Moralischen in Rom keine Bränt mehr. Die ganze Stadt hätte darüber zu Grunde gehen müssen, hätten nicht die reichlichen Besetzungen der Crofen in allen Theilen des Reichs, d. h. die großen Einkünfte, welche von denselben bezogen wurden, eine Art von Leben erhalten. Das Verhältniß Roms zum römischen Reiche, war eben dasselbe, worin Spanien zu seinen Colonien steht,

und eben desto weniger konnten die Wirkungen für Rom nicht besser seyn. Dieselbe Trägheit, dieselbe Indolenz! Künste und Wissenschaften waren im vierten Jahrhunderte beinahe gänzlich verschwunden. Am Constantius Triumphbogen zu dreyen, sah man sich genöthigt, den Triumphbogen Trajans eines Schwundes zu berauben, und von allen Wissenschaften war die Astrologie die einzige, welche in Ehren stand. Unstreitig überzeugte sich Constantius, bei seinem dreimonatlichen Aufenthalte in Rom, nach dem Siege über den Maximianus, von der Unmöglichkeit, einem so abgestorbenen und in Zerknirsch übergegangenen Kleyer neues Leben einzuhauchen. Um anseßigsten aber mußten ihm die Prießerschaft und der Adel seyn: Classen, über welche nichts zu erhalten war, weil sie die Zeit nicht erkannten, und in die Vergangenheit eben so zurücktraten, wie gegenwärtig in Deutschland die katholischen Prießter und die Reichsritter. Die Verlegung der Residenz war also nur allzu notwendig.

(Fortsetzung folgt.)

Warum keiner von Englands Königen
seit sechs Jahrhunderten den Beinamen
des Großen geführt hat.

Es giebt auf jedes Warum ein Darum, wie das
Sprichwort sagt. Aber nicht jede Antwort ist eine gute;
und was den in Rede stehenden Gegenstand be-
trifft, so könnte er leicht eine Aufgabe in sich schließen,
die nicht von Jedem gelöst werden kann.

Die Thatsache ist, daß von den zwei und dreißig
Königen, welche von dem Jahre 1066 an, wo Wil-
helm, Herzog von der Normandie, England eroberte,
bis auf unsere Zeiten über England geherrscht oder re-
girt haben, nicht Einer den Beinamen des Großen
geführt hat. Viermal ist während dieses Zeitraums die
Dynastie verändert worden: zuerst nach dem Tode Ste-
phanus im Jahre 1154, als das Haus Plantagenet den
Nachkommen Wilhelm des Eroberers folgte; dann nach
dem Tode des in der Schlacht bei Bosworth geblie-
nen Königs Richard des Dritten, als das Haus Lu-
der durch Heinrich den Siebenten die Krone der reizen
und der weißen Rose vereinigte; dann nach dem Tode der
Königin Elisabeth im Jahre 1603, als das Haus
Stuart auf den Thron gelangte, und Jakob der Erste
den Titel eines Königs von Großbritannien annahm;

endlich nach dem Tode der Königin Anna, als Georg der Erste, Kurfürst von Hannover, als Erbe seiner Mutter, einer Tochter Jakobs des Ersten, auf dem britischen Thron berufen wurde. Wollte man annehmen, daß unter diesen Regenten aus verschiedenen Häusern nicht Einer sich durch große persönliche Eigenschaften ausgezeichnet habe, die ihm den Beinamen des Großen hätten erwerben können: so würde man sich an der Wahrheit veründigen. Wilhelm der Eroberer, Heinrich der Zweite, Edward der Dritte, Heinrich der Dritte und sein Nachfolger, Elisabeth und Wilhelm der Dritte, waren ganz unfreilig Regenten von großen persönlichen Eigenschaften; und wenn dennoch keiner von ihnen den Beinamen des Großen erhalten hat: so muß der Grund in Etwas liegen, das, wenn es auch mit persönlichen Eigenschaften in Verbindung stehen sollte, diesen den Ausschlag zu geben nicht gestattet.

Suchen wir also, und dieses Etwas klar zu machen.

Alle Kaiser und Könige, welchen die Geschichte den Beinamen der Großen giebt, waren stark groß durch ihre persönlichen Eigenschaften; indeß ist nicht zu leugnen, daß diese durch Umstände begünstigt wurden, die man nicht anders als vortheilhaft nennen kann. Jedes Zeitalter hat seinen eigenthümlichen Geist: und wer, als Regent, diesen erkennt und sich der Gemüther so zu bemächtigen versteht, daß er, vermüde seiner eignen Begeisterung, Muth mit sich fortreißt, der, und nur der allein, kann auf den Beinamen des Großen rechnen. In einer solchen Lage befanden sich

Alexander der Große, Constantin der Große, Karl der Große, Otto der Große, und Alle, welche nach ihnen denselben Beinamen geführt haben. Persönliche Eigenschaften entscheiden also nicht allein, inwiefern sie die erste Bedingung sind. Entschieden sie allein, so wäre kein Grund vorhanden, mehreren Fürsten ein Prädicat zu versagen, zu welchem sie durch alles, was ihren Charakter ausmachte, nur allzu sehr berechtigt waren. Solche Fürsten waren die Kaiser aus dem Hause der Hohenstaufen, vorzüglich Friedrich der Erste und Friedrich der Zweite. Nichts ging ihren persönlichen Eigenschaften ab; da sie aber etwas durchreiben wollten, das dem Geiste ihres Jahrhunderts entgegen war; da sie bei weitem nicht gegen den Strom der öffentlichen Meinung an-, als auf demselben fortzuschwimmen: so konnte es schwerlich fehlen, daß sie, trotz ihren großen persönlichen Eigenschaften, nicht nur nichts von Dem erreichten, was sie wollten, sondern sich auch genöthigt sahen, sich den von ihnen bekämpften Dingen unterzuordnen. Das ganze Mittelalter ist reich an großen Charakteren; allein, wenn man die Päbste ausnimmt, so beruht die persönliche Größe der übrigen Fürsten auf dem Wuthe, womit sie den Umständen trotzen: einem Wuthe, der, wie achtungswürth er auch seyn mag, zuletzt immer verdammt. Ein großer Erfolg gehört zu einem Manne, der das Prädicat des Großen führen will; ein großer Erfolg aber ist nur in so fern möglich, als man Das will, was auch Andere wollen.

Wendet man dies auf die Könige von England an, so findet man leicht den Grund, weshalb keiner

von ihnen den Beinamen des Großen erhalten hat. Die Könige normannischen Ursprungs waren als Eroberer verfaßt, und eben dadurch unfähig, das Volk mit sich fortzureißen. Die Könige aus dem Hause Plantagenet hatten mit den Mitteln zu kämpfen, durch welche Wilhelm der Eroberer sich England zu sichern gesucht hatte, nämlich mit den strengen Schatzverhältnissen, die durch Wilhelm eingeführt worden waren; und dazu kamen alle die Verwicklungen, in welche man durch zweifelhafte Verträge in Frankreich mit den französischen Königen und den Päpsten zugleich geriet. Die Könige aus dem Hause Tudor konnten schwerlich anders, als nach Unumschränktheit streben, wenn sich das Schicksal ihrer Vorgänger nicht an ihnen wiederholen sollte; allein in diesem Streben war Alles dem britischen Charakter, so wie dieser sich einmal durch Institutionen und Gesetze ausgebildet hatte, entgegen, und dieser Charakter triumphte unter der Königin Elisabeth durch die Nachgiebigkeit, die sie im Uebersen sie denselben zeigte. Die Könige aus dem Hause Stuart begannen auf's Neue den Kampf mit dem National-Charakter; doch nur zu ihrem Verderben, da sie etwas wollten und durchzuführen hofften, das dem Geiste ihres Jahrhunderts, besonders aber dem Geiste der Engländer, entgegen war. Mit Wilhelm dem Dritten trat eine Periode ein, welche noch immer fortbauert: durch die Annahme der Bill of Rights cedirte er sich, wenigstens zum Schein, dem National-Interesse unter. Von jetzt an war die Aufgabe, so zu handeln, daß die Forderungen der Nation erfüllt würden noch

den Formen, welche das Gesetz vorschreibt, ohne deshalb der königlichen Freiheit zu entsagen. Dies merkwürdige System hat jetzt länger als ein Jahrhundert vorgehalten. Ueber die längere Dauer kann nur die Zeit entscheiden. Und ist im Leben des großbritannischen Staats ganz unverkennbar: nämlich das Mißtrauen der Nation gegen ihren Monarchen. Die ganze gegenwärtige Verfassung Großbritanniens ist nur eine Wirkung dieses Mißtrauens, das sich in allen Jahrhunderten gleich geblieben ist; ein Mißtrauen, welches mit der erblichen Monarchie in geradem Widersprache steht, und Englands Könige gewissermaßen zwingt, auf große persönliche Eigenschaften, um ihrer eigenen Sicherheit willen, zu verzichten. Es würde wahrlich eine schwierige Aufgabe seyn, die drei letzten Könige so von einander zu unterscheiden, daß der Charakter eines jeden in bestimmter Individualität hervortrete: so sehr ist ihre Persönlichkeit durch die Verfassung verallgemeinert worden. Sie haben die größte Ähnlichkeit mit der Sonne, welche erleuchtet und wärmt, ohne daß man weiß, wodurch sie dies bewirkt. Welche Regierung ist, den Erfolgen nach, glücklicher, als die Georgs des Dritten; und wie wenig von diesen Erfolgen kann der Persönlichkeit dieses Königs zugeschrieben werden! Während dieser Regierung, die länger als ein halbes Jahrhundert dauert, ist von einem großen Charak, einem großen Piet die Rede gewesen, aber nicht von einem großen Georg dem Dritten. Erfolg und persönliche Eigenschaften des Königs haben sich also in England getrennt.

Auf diese Weise ist es geschehen, daß von den

von und dreißig Königen, welche England seit dem Jahre 1066 nicht, keiner das Prädikat des Großen erhalten hat; und vielleicht darf man hieraus den Schluß ziehen, daß Constitutionen und persönliche Monarchengröße von so unvertägliche Dinge sind, daß da, wo das Eine Statt findet, das Andere ganz von selbst weicht. Auf jeden Fall ist so viel gewiß, daß bestimmt angeordnete Vorkrechte zwar nicht den persönlichen Eigenthümern des Monarchen, wohl aber ihrem Fortwollen in die Außenwelt den stärksten Abbruch thun. Hiernach würde, wenn die constitutionellen Monarchen sich über ganz Europa verbreiten sollten, aus diesem Theile der Erde das Prädikat des Großen für Monarchen gänzlich verschwinden; doch unstreitig nicht zum Unglück der Europäer, da ein solches Prädikat nie erworben werden kann, ohne die Völker in eine sehr heftige Bewegung zu setzen und ganze Generationen ohne Mitleid aufzureiben.

Unsere Zeit, reich an seltenen Erscheinungen, hat auch in dieser Hinsicht etwas Unvergleichliches erlebt. Napoleon Buonaparte, der ein constitutioneller Monarch seyn wollte, ließ sich, im stärksten Widerspreche mit sich selbst, Napoleon den Großen nennen; weil er aber fühlte, daß Constitution und ein solches Prädikat sich nicht mit einander vertragen, so schied er dies Prädikat dem Volke zu, an dessen Spitze er stand, indem er es bei jeder Gelegenheit die große Nation nannte. Hiervon nun entstand eine wunderbare Täuschung, welche mehrere Jahre dauerte. Verführt und verführend, ließen Volk und Geist sich auf Unterach-

mungen sein, welche ihrer Kräfte überfliegen; und als mit dem Augenblick der Erschöpfung die Verfassung zurückkehrte, und den Franzosen klar wurde, daß Napoleon eben so wenig ein constitutioneller Monarch, als sie selbst ein großes Volk wären: da zerriß plötzlich alle Bande, die man bis dahin für unzerreißbar gehalten hatte. Indem man Napoleon ausschied, die Franzosen aber eine Verfassung erhielten, traten die Dinge in ein naturgemäßes Verhältnis zurück: in ein Verhältnis, wobei die Wiederkehr derselben Erscheinung nicht zu fürchten war, da ein Fürst nur auf Kosten seines Volks der Welt als groß erscheinen kann, und immer nur unter der Bedingung, daß dies Volk nichts hat, was es seinem Willen entgegen stellen könnte.

Ueber Staatsumwälzungen und Verfassungsurkunden.

Allen Staatsumwälzungen liegt irgend Etwas zum Grunde, wodurch sie notwendig werden. Am sichersten sucht und findet man ihren Keim in den organischen Befehlen der Staaten. Da, wo diese dem Bedürfnisse der Gesellschaft nicht entsprechen, entstehen Anstrengungen, welche den Zweck haben, sie dem Bedürfnisse der Gesellschaft entsprechend zu machen; und diese Anstrengungen zusammengenommen machen Das aus, was man eine Staatsumwälzung nennt. Die Dauer derselben wird durch nichts so sehr bestimmt, als durch den Grad von Klarheit, der über den Bededfaiffe waltet. Je mehr man einverstanden ist über die richtigen Mittel zur Wiederherstellung der Ruhe, desto mehr wird die Periode der Umwälzung abgekürzt; je weniger man es ist, desto mehr wird sie in die Länge gezogen. Indes scheint die längste Dauer nicht über ein Menschenalter hinaus zu reichen. Wenigstens ist es auffallend, daß alle die Staatsumwälzungen, welche die neueste Geschichte Europa's darbietet, einen solchen Zeitraum in sich schließen *). Um einen vollkommenen Mann dar-

*). Auch von die früheren läßt sich dies nachweisen.

gestellen, braucht die Natur dreißig Jahre. Derselbe Cyclus ist, oder scheint, erforderlich, um die organische Befestigung eine Stufe höher zu heben.

Es ist der Mühe werth, dies noch weiter zu verfolgen.

Der Kampf der beiden Häusern des Hauses Plantagenet, welche die von Lancaster und die von York genannt werden, ist höchst merkwürdig, weil er anzeigt, daß im vierzehnten und fünfzehnten Jahrhunderte die Successions-Befehle in dem gegenwärtigen Großbritannien noch nicht die Wirkung fanden, welche sie da finden müssen, wo die Ruhe und Ordnung der Gesellschaft gesichert seyn soll. Heinrich der Vierte, der erste König aus dem Hause Lancaster, ein Sohn Johanns von Bent, Herzogs von Lancaster, und folglich zugleich ein Enkel Edwards des Dritten von England, entriß Richard dem Zweiten, dem Nachkommen des gegenwärtigen schwarzen Prinzen, ältesten Sohnes Edwards des Dritten, die Krone, und ließ ihn durch eine Parliaments-Akte absetzen. Die Successions-Ordnung war hierdurch verlegt; aber diese Verletzung hatte wenigstens in so fern die Zustimmung des Volkes für sich, als dasselbe durch das Parlament vertreten wurde. Nun sollte man glauben, Heinrich der Vierte habe sich hierbei beruhigt. Nichts weniger! Insaft die Rechte geltend zu machen, die er von seinem Vater und Großvater her hatte, stürzte er sich auf die, welche ihm, seiner Vo-

haus-

hauptung erfolge, von wegen seiner Mutter, Blanca von Lancaster, Ursakelin Edwards, mit dem Beinamen der Sachlige, Grafen von Lancaster, zugefallen waren; denn eine Volkssage machte diesen Prinzen zu dem ältesten Sohne Heinrichs des Dritten, und es ging von ihm die Rede, daß er wegen seiner Höflichkeit vom Throne ausgeschloffen worden. Heinrich der Vierte wollte also lieber einer Volkssage vertrauen, als der Entscheidung des Parlaments, indem er hierin zugleich das Mittel fand, den Nachen der Linie von Clarence auszuzeichnen, welche ihm in der natürlichen Ordnung der Thronfolge voranging *).

Heinrichs des Vierten Untersuchen gelang so gut, daß die britische Krone von ihm auf seinen Sohne, Heinrich den Fünften, und auf seinen Enkel, Heinrich den Sechsten, fortwährte. Inzwischen entsetzte die Linie Clarence ihren Nachen nicht. Diese Linie stammte ab von Lionel, Herzog von Clarence, ältesten Bruder Johanns von Bent. Lionels Tochter, Philippine, hatte aus ihrer Ehe mit Mortimer einen Sohn, Namens Roger Mortimer, den das Parlament im Jahre 1386 zum präsumtiven Erben der Krone erkohlet hatte. Roger starb in eben dem Jahre, wo Richard der Zweite vom Thron gestossen wurde; doch seine Tochter Anna brachte Lionels Rechte an die Königl. Familie York, indem sie

*) Es zeigt sich hier deutlich, daß, von den frühsten Zeiten her, in der britischen Volkswahlart durch das Parlament mehr Macht als Realität gewesen, und daß Heinrich der Vierte dies wohl empfunden.

sich mit Richard, Herzog von York, Sohn Eduards von Langley, vermählte. Die Frucht dieser Ehe war Edward, Herzog von York. Wäre nun in jenen Zeiten die britische Verfassung das gewesen, was sie in dem letzten Jahrhunderte unserer Zeitrechnung war: so würde die Linie Lancaster ungehindert im Besitze des Throns geblieben seyn. Einiger Ersatz für gute organische Gesetze waren in jenen Zeiten die persönlichen Eigenschaften des Monarchen. Da nun Heinrich der Sechste keine von den Eigenschaften besaß, welche der britische Thron erforderte: so fing das Haus York gerade wenn dessen Regierung an, seine Rechte auf die Krone geltend zu machen. Durch Richard, Herzog von York, wurde im Jahre 1452 das Zeichen zu jenem Bürgerkriege gegeben, den man den Krieg der rothen und der weißen Rose nennt, weil dies die Abzeichen der kämpfenden Parteien waren.

Er dauerte volle dreißig Jahre. Die beiden Parteien lieferten sich nicht weniger als zwölf Schlachten, in welchen achtzig Prinzen von königlichem Geblüt auf verschiedene Weise umkamen. Den ganzen Zeitraum hindurch war England der Schauplatz von Erdweln aller Art. Heinrich der Sechste, entthront im Jahre 1461, wurde acht Jahre darauf wieder eingesetzt; aber seine allgemein anerkannte Unfähigkeit brachte es mit sich, daß er zum zweiten Male entthront, und 1471 ermordet wurde. Edward der Vierte bestieg den Thron durch die Ermordung vieler anderer Prinzen aus dem Hause Lancaster. Dafür wurde sein Sohn und Nachfolger, Edward der Fünfte, ermordet, als er kaum den Thron

besiegen hatte. Ihm folgte zwar Richard der Dritte, ein Bruder Edwards des Dritten, doch nur auf eine kurze Zeit; denn schon im Jahre 1485 trug der Graf von Richmond, der Sohn Edwards Todors, auf welchen die Ansprüche des Hauses Lancaster durch seine Mutter Margaretha festgesetzt waren, in der Schlacht bei Bosworth den Sieg davon. Richard der Dritte blieb in dieser Schlacht, und der Graf von Richmond vereinigte durch seine Vermählung mit der zweiten Erbin der Ansprüche des Hauses York die rothe Rose mit der weißen.

Rechnet man vom Jahre 1455, wo der Bürgerkrieg zuerst ausbrach, bis zur Schlacht bei Bosworth, so hatte der Kampf um die Succession zwei und dreißig Jahre gedauert. Nicht als ob man annehmen könnte, daß die Vortheile der regelmäßigen Thronfolge in diesen Jahren verkannt worden wären: dies war gewiß nicht der Fall. Allein die Achtung gegen dieselben war damals noch nicht so groß, wie sie es gegenwärtig ist; und dies war sehr natürlich, weil die königliche Würde noch nicht alle die Auszeichnungen erhalten hatte, deren sie fähig ist: Auszeichnungen, welche ihr in England vorzüglich dadurch zu Theil wurden, daß Heinrich der Sechste die großen Machtschritte der Baronen nicht wieder herstellte, sondern an die Stelle derselben viele kleine Verfügungen brachte. Die Macht der großen Barone wurde hierdurch wenigstens so fern geschwächt, als sie von jetzt an nicht mehr mit offenkundiger Gewalt zu Werke gehen durften.

Mit dieser Annäherung läßt sich die parallelisirten, welche in Frankreich während des sechszehnten Jahrhunderts erfolgte.

Die bürgerlichen Kriege, welche Frankreich während dieses Zeitraums auszuhalten hatte, waren ihrem Wesen nach Successions-Kriege. Das Haus Valois näherte sich seinem Untergange; die nächsten Thronerben aber waren die Prinzen aus dem Hause Navarra. Bedrängt von den Guisen, welche sich während der kraftlosen Regierung Franz des Zweiten, der Staatsrägel benachteiligt hatten, wollten sie den Einfluß wieder gewinnen, der ihnen, wie sie glaubten, als Prinzen vom Gebihr zukam. In diesem Entworf setzten sie sich an die Spitze der Cabinisten, welche ihnen um so mehr vertrauten, da sie denselben Glauben mit ihnen gemein hatten. Die Religion diente hier also der Politik; sie diente ihr aber um so kräftiger, weil der Protestantismus im sechszehnten Jahrhunderte Zeitgeist war. Die Guisen nun, welche dies sehr wohl begriffen, unterließen nicht, sich eben so zu Stützen der katholischen Parthei aufzuwerfen, wie der König Anton von Navarra, und sein Bruder Ludwig, Prinz von Condé, Beschützer der protestantischen waren. Die Wahrheit der Franzosen war auf Seiten der Guisen; nicht als ob sie die Fremdlinge nicht in ihnen verabscheut hätten, sondern bloß, weil Jene, als Vertheidiger des Katholicismus, das Ansehen gewannen, als ob sie Eingeborne wären.

Da, wo die Macht nicht hinreichte, nimmt man seine Zuflucht zur List. Es wurde zu Amboise im Jahre 1560 eine Verschwörung angeknüpft, welche die Ab-

sicht hatte, sich der Eulsen zu bemächtigen, ihnen den Proceß zu machen, und die Leitung der Geschäfte den Prinzen vom Gebälde in die Hände zu geben. Diese Verschöderung gab das Zeichen zu den nachfolgenden Bürgerkriegen. Von dem Daseyn derselben unterrichtet, kamen die Eulsen ihr dadurch zuvor, daß sie den Prinzen von Condé, den man für das Oberhaupt der calvinistischen Partei hielt, verhaften ließen. Sie würden noch weiter gegangen seyn, wenn Franz der Zweite nicht zu rechter Zeit gestorben wäre, und die Königin Mutter (Katharina von Medici) nicht für gut befunden hätte, den Prinzen von Condé in Freiheit zu setzen, um beide Parteien im Gleichgewicht zu erhalten. Doch vergeblich sind alle Bemühungen der Mächtigen, wenn die Eulsen einmal eine Richtung genommen haben, die ihnen nicht gestattet, sich in einer fremden Bahn zu betragen; hierauf beruhet das Gurdachere des Zeitgeistes, der in der Regel bloß deswegen verkannt wird, weil Die, welche ihn beherrschen wollen, sich nicht vorstellen können, daß es außer ihnen noch Mächtige gebe. In solchen Fällen geschieht immer das Gegentheil von Dem, was man beabsichtigt hat. Katharina von Medici glaubte unsterblich, sehr klug zu handeln, als sie durch das Edict vom Jan. 1562 den Calvinisten die freie Ausübung ihres Beteredienstes in den Noestädtern, und wo es sonst seyn möchte, nur nicht in den Städten selbst, bewilligte; aber dies Edict war nur die Veranlassung zu den Ermordungen in Wassy, und unmittelbar darauf brach der Bürgerkrieg aus.

Dieser dauerte volle dreißig Jahr, wenn man die

Verlebe von der Verführung zu Umkehr bis zur Thronbesteigung Heinrichs des Dritten überblickt. Die Wendungen desselben sind allen bekannt, als daß es hier einer ausführlichen Erwähnung derselben bedürfte. Die St. Bartholomäus-Nacht, in welcher Karl der Neunte auf den Fesseln des Leutre auf seine Unterthanen schloß, weil er glaubte, es gehöre zu den Pflichten eines Unterthanen, sich auch in seinen königlichen Befehlen nicht von dem Fesseln zu trennen — ist das Grausamste, was die neuere Geschichte aufzuweisen hat. Würde es die Natur der Dinge nicht mit sich, daß alles Gute aus dem Kampfe der Kraft mit der Begierkraft hervorgehen muß, und erneuerte sich dieser Kampf nicht in unähligen Gefolten: so könnte man in die Versuchung gerathen, den Königen von Frankreich sogar Vorwürfe darüber zu machen, daß sie dem Gange der Franzosen zum Protestantismus so viele Hindernisse in den Weg gelegt haben. In der That, in diesem Gange war sehr viel Edles, was nur von dem Parteigeiste verkannt werden konnte. Je mehr edelmüthig der Franzose vermöge seiner Rechtschaffenheit zum Spott genügt ist: desto mehr bedarf es für ihn eines Cultus, der durch höchst einfache Formen das Gemüth zum Ersatz hingiebt, und allen menschlichen Pflichten eine höhere Weihe giebt. Unglücklicher Weise glaubten Frankreichs Könige in diese wichtigen Angelegenheit nur den Päpsten und den Jesuiten, die, indem sie den Katholicismus vertheidigten, nur ihrem besondern Vortheil beywohnten.

Karl der Neunte starb bald nach der Bartholomäus-Nacht. Heinrich des Dritten Papstkanon-

Edict trug nur den Grund zu der Eigne, bei welcher die Behauptung der katholischen Religion der Vorwand, die Erhebung der Guisen auf den französischen Thron der Entzweck war. Nach dem Tode des Herzogs von Alençon, Bruders Heinrichs des Dritten, setzten die Oberhäupter der Eigne jede Echeu bei Eirac: sie ließen sich in ein förmliches Bündniß mit Philipp dem Zweiten, König von Spanien, ein, um die Verantw von dem Throne auszuschließen; und wollte Heinrich der Dritte König bleiben, so mußte er sich entschließen, den Krieg mit den Calvinischen aufs Neue anzufangen. Mit sich selbst im Widersprach geßigt, und unfähig diesen Widersprach noch länger zu ertragen, entschloß sich der König endlich, die Guisen aus dem Wege räumen zu lassen; und als dies auf dem Reichstage zu Blois vollbracht war, schritt er, gemeinschaftlich mit dem Könige von Navarra, zur Eroberung von Paris. Ehe diese erfolgen konnte, wurde Heinrich der Dritte von einem Dominicaner, Namens Jakob Clement, ermordet. Wie ihm ersah das Haus Valois. Heinrich der Vierte, sein Nachfolger, kämpfte noch mehrere Jahre, ehe er in den unbestrittenen Besiß des Throns gelangen konnte. Endlich wurden alle Schwierigkeiten dadurch überwunden, daß er zu St. Denis dem Calvinismus entsagte, und zur katholischen Kirche überging. Nur unter dieser Bedingung wurde das Successions-Besetz genehmet, welches von dem Haasendgeiste der Erefen so sehr bedröhet war.

Der wesentlichste Unterschied zwischen der oben beschriebenen britischen Umwälzung und dieser, bestand darin, daß das französische Volk in ihr weniger als

leidendes Werkzeug auftritt. Eine öffentliche Meinung hatte sich gebildet; und ob sie gleich mehr kirchlicher, als weltlicher Natur war, so offenbarte sich doch in ihr ein Geist der Freiheit, den man vergeblich in den Verfassungen Englands von 1460 bis zur Schlacht bei Tewkesbury sucht. Eden bestrengte sich auch Heinrich der Vierte genöthigt, den Protestanten in dem Edict von Nantes Gewissensfreiheit, öffentliche Ausübung ihres Gottesdienstes, und das Recht, jedes Amt zu bekleiden, zu sichern, und ihnen noch außerdem feste Städte, unter der Benennung von Sicherheitsstädten, einzuräumen: Vortheile, welche ihnen in der Folge zwar wieder entzogen wurden, von dem Bourbonn aber auf allen Kräften hätten vertheidigt werden sollen, weil sie den Protestanten die Belangung zum Thron verdankten.

In diesem Kampfe stellte sich die Thronfolge fest; dies war aber auch der einzige Vortheil, den Frankreich davon zog. Die Begriffe des Jahrhunderts waren der Unumschränktheit günstig, weil man noch immer mit der Willkür der Territorial-Herren zu kämpfen hatte. Der Fall der Feudal-Gewalt war vorbereitet durch die Wiedereinigung großer Lehen mit den Besitzungen der Krone, so wie durch die Einführung regelmäßiger Truppen; aber er war nicht weniger, als vollendet, und gerade darin lag es, daß die Bourbonn auf dem Wege fortgehen mußten, welchen die Valois vor ihnen beschritten hatten. Schon zur Zeit Ludwigs des Elften war es ein Majestäts-Verbrechen gewesen, zu sagen: es sey eine Sessionabberufung der Generalstaaten nöthig. Dies nahm in eben dem Maße zu, worin sich die Franzo-

sen gewöhnten, nur von dem Willen ihres Königs ab-
zuhängen; aber was sich nicht leugnen läßt, ist, daß
aus den Wifungen einer so gestalteten Gegenkraft
nichts Heilsames für die Nation hervorgehen konnte,
daß folglich eine zweite Umwälzung unvermeidlich war.

Wenn man in Frankreich den Kampf mit dem
Papstthum nur bis an die Schwelle trieb, so ging man
in Deutschland weiter. Dies geschah durch die merk-
würdige Umwälzung, die man schlecht weg den drei-
ßigjährigen Krieg nennt, weil man jede andere Be-
nennung gesüchert zu haben scheint. Seinem Wesen
nach war dieser Krieg eben so sehr ein politischer, wie
jeder andere; nur mit dem Unterschiede, daß man sich
standhaft geweigert hat, ihn dafür anzuerkennen.

Die Päbste hatten die Entscheidung gemacht, daß
die Unumschränktheit der Päbste ihnen gar nicht schade,
und da ihnen in Deutschland seit einem Jahrhunderte
der wesentlichste Abbruch geschehen war, so hatten sie
nichts dagegen einzuwenden, daß die kaiserliche Macht in
diesem großen Lande sich gleichmäßig zur Unumschränk-
theit erhob. Was lange vorbereitet war, kam im Jahre
1618 zum Ausbruch; aber die Begebenheiten nahmen
bald eine Wendung, woraus sich erkennen ließ, daß sie
nicht zum Vortheile des Papstes endigen würden.

Freilich, wenn die deutsche Reicherschaft durch den
Protestantismus gegen das Papstthum hätte vertheidigt
werden sollen, so würde sie zu Grunde gegangen seyn;

denn, da der Protestantismus, das Wesen der Kraft verkennend, dem Angriff entsagt hatte, so taugte er auch nicht zur Vertheidigung. Aber eben deswegen mußte sich das Ausland der deutschen Beherrschung annehmen. Gustav Adolphs Erscheinung, auf Richelieus Verrieth, brachte in so fern Entscheidung, als die kaiserlichen Heere zurückgedrängt, und die kaiserliche Partei zur Besinnung gebracht wurde. Selbst nach Gustav Adolphs Tode konnten diese Wirkungen fort; denn Unfälle vermehren den Eigensinn. Daher die lange Dauer des Kampfes, wiewohl sich nach den ersten zwölf Jahren nicht mehr absehen ließ, wie derselbe zum Vortheil der kaiserlichen Macht endigen könnte. Nur im sechzehnten Jahrhunderte war der dreißigjährige Krieg möglich. Die Partei dieser Zeit bewegte sich in dem Nebel eines Kirchenthums, das sich für Religion ausgab, ohne noch etwas mehr zu sein, als ein dem Absterben näher Beherrschungs-System; und je weniger man dies erkannte, desto mehr mußten sich die Kräfte durch Zerrübung erschöpfen.

Auf dem Friedens-Congresse zu Münster und Osnabrück wurde klar, daß nichts schwieriger sey, als dem politischen Systeme der Deutschen Zusammenhang und Ordnung zu geben. Daher die lange Dauer der Unterhandlungen; daher auch jedes Misglück, das, unter der Benennung des westphälischen Friedens, die Abhängigkeit der Deutschen vom Auslande so wesentlich vermehrte, und zu gleicher Zeit die Autorität des Kaisers verminderte. Nur diesen Vortheil brachte der westphälische Friede der europäischen Welt: den nämlich, daß

der Protestantismus gegen das Papstthum ein gesetzliches Daseyn erhielt. In dieser Hinsicht leistete er gerade das Umgekehrte von Dem, was seine ersten Urheber (der Pabst und die Jesuiten) beabsichtigt hatten. Wie vermessen auch alle politischen Verhältnisse nach ihm bleiben mochten, so erschienen doch seit dem Jahre 1648 alle Regierungen in einem ganz andern Lichte, und zwar in einem solchen, wodurch es möglich wurde, das Wesen der Gesellschaft im Großen und im Kleinen vollständiger und besser zu erkennen. Mit Einem Wort: die Politik verdedte sich von dem Augenblick an, wo sie nicht mehr in den Banden eines Kirchenthums ging, das sich nur in so fern behaupten konnte, als es ihm gelang, die wahre Kenntniß des göttlichen Gesetzes zu verhindern. Wie viele von Demen, welche den dreißigjährigen Krieg überlebten, mochten sich beschämen können, in der Vergleichung Dessen, was sie besaßen, mit Dem, was sie wirklich erhalten hatten! Die Ehre der menschlichen Natur aber bringt es mit sich, daß durch große Krisen immer mehr entdeckt wird, als beabsichtigt wurde; und dies wird fort dauern, bis man zu der Anschauung gelangt, daß im Kampfe der Kraft mit der Gegenkraft, aus welchem alle Erscheinungen des Lebens hervorgehen, jede einseitige Vernehmung nothwendig fehlerhaft ist.

Der dreißigjährige Krieg war noch nicht beendigt, als in England der Grund zu einer neuen Umwälzung gelegt wurde, die in ihren Folgen für Europa nur allzu

wichtig geworden ist. Befreit von der Autorität der Päpste, strebten die Fürsten des sechzehnten Jahrhunderts nach einer Unumschränktheit, die ihnen die ganze Gesellschaft unterordnen sollte. Dieses Streben waren auch die Nachfolger der Königin Elisabeth von England voll; und was Jakob der Erste unvollendet gelassen hatte, das wollte Karl der Erste zu Stande zu bringen. Den Maximen seines Vaters getreu, rief er das Parlament nur selten zusammen, und niemals ohne dasselbe durch seine Anträge unwillig zu machen, und es unmittelbar nachher aufzulösen. In einem Lande, wo die gegenwärtige Kraft seit Jahrhunderten ein gesetzliches Daseyn hatte, war dies sehr getragt. Die Erbitterung stieg, als Karl, mit Verletzung des Herkommens, ohne die Zustimmung des Parlaments Layen auslegte. Der Bürgerkrieg brach zuerst in Schottland aus, wo der König das Episcopat eingeführt hatte, weil er dasselbe dem königlichen Ansehen für günstiger hielt, als den Presbyterianismus. Die schottischen Grafen, hierüber aufgebracht, vereinigten sich zur Behauptung des Presbyterianismus; und, indem sie die Waffen gegen den König ergriffen, zogen sie das englische Parlament auf ihre Seite, welches, im Jahre 1641 versammelt, den Beschluß faßte, daß es sich nicht eher auflösen lassen wollte, als bis den Beschwerden der Nation abgeholfen wäre. Die königliche Autorität war durch diesen Beschluß gelähmt, und Karl mußte sich die Hinrichtung des Grafen Strafford und des Erzbischofs von Cantebury gefallen lassen, die, als seine Minister, die Schuld seines Verschweres trugen. Dalt ging man weiter. Die

Bischöfe wurden aus dem Oberhause verflohen, das Episcopat abgeschafft, und das Bündniß der schottischen Grossen gegen den König angenommen. Der Krieg war von diesem Augenblick an unvermeidlich. Bei Peel geschlagen, warf sich der König in die Arme der Schotten, weil er denen noch einige Liebe für das Geschlecht ihrer Könige perrauerte. Doch dieser gewagte Schritt ward nur allzu bald ein Gegenstand bitterer Reue. Die Schotten verlaufen den König an das englische Parlament für 400,000 Pf. St., die sie zur Befoldung ihrer Truppen nöthig hatten; und als bald darauf die Presbyterianer des Parlaments, welche die Episcopalen unterdrückt hatten, sich durch die Faction der Independenten, an deren Spitze Olivier Cromwell stand, unterdrückt sahen, kam es nur allzu bald dahin, daß der kirchliche Demokrismus zu einem politischen wurde. Die ganze Macht des Parlaments kam in die Hände dieser Faction, die, nachdem sie hundert und sechzig Mitglieder des Unterhauses von den Sitzungen des Parlaments ausgeschlossen hatte, eine Commission von hundert und fünfzig Personen bildete, um über den König zu richten. Vergebens widersetzte sich das Oberhaus; vergebens protestirte der König wider die vom Unterhause ernannten Richter: die Commission ließ sich nicht stören, und dem Könige wurde das Leben abgesprochen, das er, unmittelbar nachher, auf dem Schaffot verlor.

Gleich nach seinem Hintritte zeigte sich, daß die Form einer Regierung nicht verlegt werden kann, ohne das Wesen derselben zu verächteln. Abgeschafft wurde das Königthum, abgeschafft das Oberhaus (beides als

der Freiheit des Volkes gefährlich); aber die nächste Folge davon war nur die, daß ein ständisches Parlament die ganze Staatsmacht in Cromwells Hände gab, indem es ihn zum Protector der drei Königreiche ernannte. Cromwell regierte England mit weit größerer Willkür, als den Königen jemals gestattet war. Was man hatte abzuwenden wollen, war auf eine unvermeidliche Weise herbeigeführt worden: so sehr tappte man im Irrthum über den Werth der eigenen Staatsgesetzgebung! Cromwells Despotismus war indeß ganz dazu geeignet, die Vorgänge der Erblichkeit ins Licht zu stellen. Daher war nach seinem Tode im Jahre 1658 die Zurückführung der Stuarts der erste Schritt, zu welchem man sich bequeme.

Wie ihm begann die eigentliche Revolution, wenn darunter nichts Anderes verstanden werden kann, als eine wesentliche Abänderung der Staatsgesetzgebung zum Vortheil der allgemeinen Freiheit. Zwar blieb Karl der Zweite den Grundsätzen seiner Vorfahren getreu; doch sah er sich in seinen Selbstverleugereien genöthigt, den Wünschen der Nation, sowohl in der Lords-Corpus-, als in der Rep.-Korps, nachzugeben. Unter ihm kamen die berühmten gewordenen Benennungen der Lords und Bights in Gang, von welchen die eine zur Bezeichnung der königlichen, die andere zur Bezeichnung der republikanischen Partei diente. In einer vollkommenen Harmonie zwischen dem Könige und der Nation war indeß noch nicht zu denken. Vieles erreichte Karl durch die Fickenswürdigkeit seines Charakters, was man einem Regenten versagen mußte, der nicht dieselben Eigenschaften besaß.

Ein solcher war Jakob der Zweite, Karls jüngerer Bruder. Nichts schien dieser König mehr zu bedeuten, als den Untergang der theokratischen Universalmönarchie; und indem er, von Jesuiten geleitet, in verfloßene Jahrhunderte zurückstrebte, während die Nationen sich mit jedem Tage mehr entwickelten, konnte es an Veranlassungen zu Unzufriedenheit nicht fehlen. Jakob der Zweite dreijährige Regierung setzte alles ins Klare, was das britische Volk in seinem Verhältnisse zum Könige fordern mußte, um so frei zu werden, wie es zu werden wünschte. Festhaltung des Protestantismus gegen die Angriffe des Hofes war die Hauptsache; und in der engsten Verbindung damit stand, daß der König das Recht verliere selber, von Belieben dispensiren zu können. Nachdem man also mit dem Prinzen von Orange, dem Gemahl der ältesten Tochter Karls des Ersten, die nöthige Verabredung geschlossen, und Jakob der Zweite, von dem Beistande der Nation verlassen, die Flucht ergriffen hatte, wurde das vollendet, was, wenn es früher da gewesen wäre, allen Entschänterungen, sowohl des Thrones, als des Staats, entgegenzuwirken haben würde: die Thronfolge wurde zum Vortheil der protestantischen Linie bestimmt, die bischöfliche Kirche in Schottland abgeschafft, die Pressfreiheit befestigt, und in der Declaration der Rechte festgesetzt, daß der König weder die Ausübung der Befehle hinhalten, noch von dem Gesetze dispensiren könne, und daß es ihm eben so wenig stehen solle, neue Gerichtshöfe anzusetzen, als Gelder, unter welcher Benennung es seyn möchte, zu erheben, und in Friedenszeiten ein Heer

zu unterhalten, wenn nicht das Parlament zu dem Willen seine Einwilligung gegeben habe.

Dies war die Aufgeburt eines dreißigjährigen Kampfes, von Cromwell's Tode an gerechnet, weil früher von einer Veränderung der Staatsverfassung höchstens zur Unterhaltung des Partheilkampfes die Rede gewesen war. Also auch in England bedurfte es eines Menschenalters, um den Punkt zu erreichen, welcher erreicht werden mußte, wenn die Regierung den Bedürfnissen der Nation entsprechen sollte. Seit dem Jahre 1688 ist Großbritanniens Staatsverfassung im Wesentlichen unverändert geblieben, und der Vollkommenheit, die sie vor etwa hundert und dreißig Jahren erhielt, sind alle Vortheile beizumessen, welche England in diesem Zeitraum gewonnen hat. Neue Bedürfnisse haben seitdem entstehen müssen; und was diese in der nächsten Zukunft betreffen werden, steht zu erwarten.

* * *

Wir berühren jetzt die fünfte Umwälzung, welche Europa erfahren hat; nämlich die französische, deren Freuden und Opfer so viele unserer Zeitgenossen gewesen sind. Verschieden von allen früheren Umwälzungen, hat sie ihrem eigenthümlichen Charakter darin, daß sie, von ihrem ersten Anfange an, eine rein politische Tendenz verfolgt, d. h. daß sie in allen ihren verschiedenen Stationen nur auf Hervorbringung guter organischer Gesetze abgesehen hat. Nachact man von der ersten Versammlung der Notablen im Jahre 1787 bis zur

Er.

Erscheinung der Wahlgeseze in den ersten Monaten des laufenden Jahres: so hat auch sie ein volles Menschenalter zu ihrer Vollendung bedürft. Was zwischen diesen beiden Endpunkten in der That liegt, kann nur in dem Lichte misslungener Versuche betrachtet werden, welche gemacht worden sind, einem großen und aufgeregten Volke Theil an der Regierung zu verschaffen.

Diese misslungenen Versuche selbst sind ein Beweis, daß, wenn man auch über den Zweck im Kleinen war, dennoch die Auffindung der rechten Mittel keine geringen Schwierigkeiten verursachte. In den ersten Jahren ein leidiges Kön. und Für.-Schwanken, wobei die Ketscheln zusammengerufen und wieder entlassen, die Parlamente ab-, und wieder eingesetzt, Prinzen vom Thron verhaftet und wieder befreit werden; das tief erschütterte Ansehen der Regierung geht hinüber unmerklich beinahe verloren, und der häufige Minister-Wechsel dient nur zur Vermehrung der Unzuverlässigkeit. Ende sich wird die Krone an die Bursch gelegt, die Reichsstände werden zusammengerufen, und auf Richard Weichselau's Vorschlag entscheidet der König, daß die Zahl der Abgeordneten des Ständerathes doppelt so stark seyn soll, als die der Abgeordneten der Geistlichkeit und des Reichs. Die Folge davon ist, daß der Ständerath die Ernennung einer National-Versammlung annimmt, und sich dadurch von dem Reich und der Geistlichkeit trennt. Wenige Tage darauf (20. Jan. 1789) schwört eben diese National-Versammlung, in Gegenwart von vielen Tausenden erstarrter Zuschauer, daß sie sich nicht eher trennen werde, als bis die Constitution vollendet sey.

Das Uebereilte, man darf sogar sagen; das Unflüchtige, dieses Schwand wird die Quelle unflüglicher Folgen für Frankreich. Die Folge desselben ist nämlich keine andere, als, daß man der Zeit nichts überlassen und auf dem Wege der Befreyung einen ganz neuen Gesellschaftszustand in der möglich kürzesten Zeit schaffen will, während sich alles dagegen sträubt. Die constituirende Versammlung, mehr ihrem Befehl von Nicht, als irgend einer gründlichen Einsicht in die Natur der Gesellschaft folgend, nimmt die brittische Verfassung zu ihrem Muster; und, ohne dieselbe genau zu kennen, copirt sie nur Das, was ihr für Frankreich, nach ihrem Begriffe von einem Staat, vortheilhaft scheint. So entsteht die Constitution von 1791, welcher Ludwig der Sechshate vergeblich durch eine Flucht auszuweichen suchte. Alle Keime der Demokratie liegen in dieser Constitutions-Urkunde: es gibt kein haltbares Wahlgesetz für die Abgeordneten zur Volksvertretung; die Befreyung ist ganz in ihren Händen; der König auf ein Veto beschränkt, das sogar nur bedingt ist; das Ministerium ohne alle Haftung. Als die Kräfte in Gang gebracht werden soll, zeigt sich auf der Stelle, daß nichts in einander greift. Hierüber erweithen alle Standeschaften mit vermehrter Stärke. Nichts hat weniger in den Absichten der constituirenden Versammlung gelegen, als eine Abschaffung des Königthums; allein die Constitution hat dieselbe unvermeidlich gemacht. Bald wird Ludwig der Befangene der National-Versammlung, und nicht lange darauf das Opfer ihres Argwohns. Alle königliche Prinzen sind bereits aus

Frankreich gewidmet, und weil es an einem Oberhaupte fehlt, so bleibt nichts übrig, als eine wilde Demonstration an die Stelle der Monarchie zu bringen.

Die Demokratie wird um so gefährlicher, je mehr sie mit dem großen Reiche, dessen Regierung sie bilden soll, im Widerspruch steht. Diesen Widerspruch empfindet man, ohne ihm abhelfen zu können, während sie gegen sich selbst eben so sehr, als gegen das Volk, ihre einzige Rettung liegt im Schreden, der alle Befehle verorten muß, durch welche sie sich hat sichern wollen. Sobald nun der Schrecken nachgelassen hat, findet sie ihren Untergang in der Willkür, welche sie annehmen wollte. Empörungen über Empörungen nöthigen sie, sich anders zu gestalten. Ein Directorium von Blasiern mit von Rathherrensammlungen soll die Idee einer Republik im Ganzen erhalten; allein der Erfolg zeigt, daß das Vertrauen eines Volkes zu seiner Regierung an bestimmte Personen gebunden ist, welche nicht verletzt werden können, ohne zu Empörungen zu reizen. Die neue Regierung kämpft daher fortwährend um ihr Daseyn; und kaum hat sie vier Jahre bestanden, als es einem beschlossenen General gelingt, das Directorium zu stürzen und sich an die Stelle desselben zu setzen.

Die Monarchie ist von diesem Augenblicke an wieder hergestellt, wenn gleich nicht die erbliche Monarchie mit den Vorzügen, welche ihr eigenthümlich sind. Alles wird aufgeboten, um den Schein derselben zu gewinnen, und dreizehn Jahre hindurch dauert die Emschung. Greift und immer größere Anstrengungen sollen

die Laufbahn unterhalten; doch es kommt der Zeitpunkt, wo man sich nicht länger verhehlen kann, daß derselbe Napoleon, der sich den Schutzeiß des französischen Volkes nennt, nichts weiter ist, als ein Tyrann, der constitutionelle Formen braugt, um ungestraft zu bleiben, übrigens aber nur seine Zwecke ehet. Er fällt in der Rücksicht, welche das von ihm verachtete Menschengeschlecht auf ihn hat; und nichts vermag ihn zu halten, weil gleichmäßig von Allen empfunden wird, daß er sein Schicksal seinem Eigensinn und seiner Selbstsucht verdankt.

Das bekannte Bürgergeschlecht steht noch Frankreich zurück, das sich seit acht und zwanzig Jahren nur allzu sehr verändert hat. Es wird eine, dem einmal vorhandenen Gesellschaftszustande entsprechende Staatsgesetzgebung entwerfen; da es ihr aber an einer brauchbaren Form für die Wahlen fehlt, so verzweifelt dieser Mangel, daß auch bei dem besten Willen, dem Vortheil der Nation gemäß zu regieren, die Willkür an die Stelle des Gesetzes tritt. Die Folge davon ist, daß Napoleon es noch einmal wegen dars, dem ganzen Europa zum Trost, nach Frankreich zurückzuführen. Die Bourbons weichen; aber Frankreich hat davon den großen Vortheil, daß nun endlich klar wird, was bisher dunkel geblieben war, nämlich: daß in einer constitutionellen Monarchie das Wahlgesetz die Hauptsache ist. Durch die Vereinigung von ganz Europa auf Frankreich vertrieben und nach St. Helena verbannt, ist Napoleon kaum gewichen, als die Bourbons zurückkehren; und nun bedarf es unter dem rechtmäßigen

Könige nur eines Jahres, damit Frankreich erhalte, was ihm bis dahin gefehlt hat, nämlich ein ständiges Wahlgesetz und die damit in der engsten Verbindung stehende Verantwortlichkeit der Minister, und die Pressfreiheit. Der dreißigjährige Exklus ist beschrieben, und die Umwälzung verordnet.

Nichts hat die letzte Umwälzung so sehr ausgezeichnet, als das mit ihr verbundene Bestreben, sich selbst durch Verfassungsurkunden zum Stillstand zu bringen; und diese Erscheinung verdient es wohl, daß man einige Augenblicke bei ihr verweile.

Alle Umwälzungen haben Eine Quelle; und da sie in sich selbst unendlich seyn würden, wenn die Regierungen organisch vollständig wären: so ist man berechtigt, die organische Unvollständigkeit der Regierungen als die Quelle aller Umwälzungen zu bezeichnen.

Was hat es aber auf sich mit dieser organischen Unvollständigkeit?

Um dies zu erfahren, müssen wir tiefer in das Wesen der Regierungen eindringen.

Für die Gesellschaft vorhanden, soll sie der Bewegung derselben die Richtung geben. Zu diesem Endzweck muß sie zugleich eine einzige und eine gesellschaftliche seyn. Einheit und Gesellschaflichkeit sind also die notwendigen Charaktere der Regierung; und nur da ist ein vollständiger Organismus anzureifen, wo diese beiden Charaktere gleichmäßig ausgebildet sind.

Ist dies nun nicht der Fall, so erfährt ein natürliches Verlangen, den fehlenden Charakter zu ersetzen. In den sogenannten Republicen ist dies die Liebe, in den Monarchien die Gesellschaftlichkeit. So entstehen alle Umwälzungen, indem man entweder die Einheit, oder die Gesellschaftlichkeit geben will.

In Frankreich ging die Umwälzung davon aus, daß man der Regierung den ihr fehlenden Charakter der Gesellschaftlichkeit geben wollte; weil man sich aber sehr ungeschickt dabei benahm, so zerfiel die Einheit. Kaum war der Thron umgestürzt, so entwickelte sich das entgegengesetzte Bestreben; und von diesem Augenblick an galt es nur eine Wiederherstellung der Einheit.

Dies gerade war es, was Buonaparte's am Schluß des Jahres 1799 sein Unternehmen erleichterte. Die Fortdauer der republikanischen Formen machte die Franzosen eine Zeitlang glauben, daß sie durch Buonaparte zu einer vollständigen Regierung gekommen wären; als ihnen aber nach und nach klar wurde, daß weder das gesetzgebende Corpß, noch der Senat, das Mindeste über die Beschlüsse des Regenten vermochten: so wurden sie gleichgültiger gegen den einstigen Vortheil der Einheit; und die Folge davon war, daß sie sich mit dem alten Regimentsstamme wieder vereinigten, um durch ihn das Entbeherte zu erhalten.

Eine ähnliche Bewandniß hat es mit den gegenwärtigen Verufen in Großbritannien. Ihrer Tendenz ist eine vollständigere Volkvertretung, d. h. eine größere Ausbildung des Charakters der Gesellschaftlichkeit, als

welche bisher Statt finden konnte. Die Hindernisse, welche derselben entgegenstehen, sind so groß, daß sich gar nicht absehen läßt, durch welche Mittel und in wie viel Zeit sie werden befügt werden; da sie aber befügt werden müssen, wenn England zur Ruhe zurückkehren soll: so läßt sich wenigstens so viel vorhersehen, daß eine Parliaments-Reform das letzte Ergebniß der Unruhen seyn werde.

Hiernach läßt sich genau angeben, wie viel und wie wenig es mit den Verfassungsurkunden auf sich hat, auf welche Einige einen übertriebenen Werth gelegt haben, während Andere vielleicht in dem Fehler verfallen sind, sie sehr sehr herabzumüthigen.

So fern eine Verfassungsurkunde die Umwälzung dadurch zum Stillstand bringen will, daß sie von den beiden, jeder Regierung notwendigen, Charakteren den einen oder den andern ausschließt, handelt sie wider ihre Bestimmung, und beschränkt nur, was sie verhindern möchte; denn, da alle revolutionären Bewegungen aus dem Mangel des einen oder des andern dieser Charaktere hervorgehen, so kann man einen solchen Mangel nicht in einer Constitutions-Urkunde feststellen, ohne jene Bewegungen zu beschleunigen. Dies hat sich in Frankreich als wahr bewiesen, und dies muß sich allenthalben als wahr beweisen, wo ein ähnlicher Versuch gemacht wird; denn die Natur der Gesellschaft ist überall dieselbe, und die Form der Regierung ist immer nur in so fern gut, als sie der Natur der Gesellschaft entspricht.

Von allen Verfassungsurkunden würde also die die

beste sein, welche die beiden oben angegebenen Charaktere der Regierung so vereinigt, daß sie in der vollkommensten Harmonie neben einander bestehen könnten. Doch dies vermag keine Verfassungsurkunde. Als ein Kunstwerk, das seine Entstehung der menschlichen Schöpferkraft verdankt, hat die Regierung die größte Behutsamkeit mit jedem andern Kunstwerke; und so wie dieses seine Wirksamkeit nie in der Beschreibung, oder in dem davon gemachten Abrisse, sondern in den sorgfältig abgemessenen Verhältnissen seiner Theile hat: eben so hat auch jene ihre Wirksamkeit nur in den Verhältnissen der Behörden, aus welchen sie zusammengesetzt ist.

Hiernach würden alle Verfassungsurkunden vollkommen überflüssig sein. Sie sind es auch wirklich, so fern durch sie etwas ins Leben gerufen werden soll, das sein Dasein auf einem ganz andern Wege erhalten muß. Es werde festgesetzt, daß es, außer einer Verwaltung, noch eine Volksvertretung geben soll; es werde der Wirkungsbereich von beiden genau gezogen; es werde die absolute Nichtverantwortlichkeit des Monarchen und die der Volksvertreter während ihrer Sitzungen, so wie die Verantwortlichkeit der Minister, die Freiheit der Wahlen und die Pressfreiheit festgestellt. Darauf aber laße man für immer Verzicht, bestimmen zu wollen, wie aus diesem Allen eine vollkommene Regierung hervorgehen soll. Da, wo die Gegenkraft der Kraft gegenübersteht, bedarf es der Zeit, um beide zu Dorn zu erziehen, was sie werden können; denn so wie man dadurch, daß man eine Volksvertretung anordnet, noch keine Volksvertreter gewinnt: eben so erhält man durch ein bloßes Werbe

hine verantwortlichen Minister, welche die Fähigkeit besitzen, große Versammlungen zu leiten. Es ist unstreitig eine schöne Sache um die constitutionelle Monarchie; damit sie aber werde, entsage man ganz Voraus dem lächerlichen Gedanken, sie in Jahr und Tag zu schaffen. Was England in dem gegenwärtigen Augenblicke ist, das ist es in Kraft einer Entwicklung, die sich durch Jahrhunderte hinzieht; und eben so ist Frankreich alles in Kraft einer leidenschaftlichen Revolution, welche, indem sie dreißig Jahre dauerte, nicht verschlen konnte, ganz neue Talente zu wecken.

Soll daher eine Veränderung in der Regierungsform gelingen, so kann man dabei, wofern die Gesellschaft nicht in ein Chaos verwandelt werden soll, nicht vorsichtig und behutsam genug zu Werke gehen. Wenn man in irgend einem Dinge der Zeit Zeit geben muß, so ist es in diesem. Ein einziger Schritt zu viel, kann in ein unerschliches Verderben führen. Die Leidenschaften schlofen nie so sehr, daß man ihnen trauen könnte; und die Geister sind nie so einig, daß auf völlige Uebereinstimmung zu rechnen wäre. Von allen Unternehmungen aber ist die bei weitem die gefährlichste, durch welche man den gesellschaftlichen Zustand zu verbessern hofft; nicht als ob sie notwendig schief schlagen müßte, sondern weil nichts so schwierig ist, als den jedesmaligen Stand der Dinge so zu fassen, daß er sich beherrschen läßt, und weil man sich nicht leichter täuscht, als wenn man auf einen allgemeinen Beifall rechnet. Bacon sagt: „Nur eine dringende Nothwendigkeit, oder ein in die Augen fallender Vortheil, kann wesentliche Abänderun-

gen in einem politischen Systeme rechtfertigen; und das bei muß man seine Stellung so nehmen, daß die Abänderung als eine Folge abgeleiteter Mißbräuche etc. scheine, keinesweges aber aus sich selbst, d. h. aus einer Vorliebe für Reformen, hervorgehe. Nicht jede Neuerung läßt sich juristificiren; aber jede muß man für verächtlich halten.“ Die Geschichte aller Umwälzungen lehrt, daß Die, welche den ersten Antrieß dazu gaben, immer unendlich mehr geistlet haben, als sie wissen wollten; und dies rührt unstreitig daher, daß es für Den, der nur auf Veranlassung zu handeln gewohnt ist, nichts Gefährlicheres giebt, als nach einer Idee handeln zu müssen, indem der Antheil, welchen Andere für oder wider die Sache nehmen, sich wie man berechnet läßt. Hat sich übrigens einmal eine Idee der Köpfe bemächtigt, so ruhet sie auch nicht eher, als bis sie sich ins Leben hingedrückt hat.

In mehr als Einem Betracht ist die Stimmung der Gemüther im Anfange des neunzehnten Jahrhunderts dieselbe, die sie im Anfange des sechzehnten war; nur mit dem Unterschiede, daß sich dem politischen Systeme zugewendet hat, was sich ehemals auf das Kirchen- thum bezog. Hierin wird für die nächste Zukunft die beste Entschuldigang für Diejenigen liegen, die, indem sie den Forderungen ihrer Zeitgenossen nachgeben, sehr bald die Entdeckung machen werden, daß man von ihnen mehr verlangt, als sie zu geben berechtigt sind.

Ueber die goldenen Zeitalter der Literatur.

Nichts ist weniger erforscht, und doch verdient nichts mehr erforscht zu werden, als der Einfluß, welchen die Verfassung eines Landes auf die Literatur desselben ausübt.

Europa hat seit etwa hundert und fünfzig Jahren fünf bis sechs verschiedene Literaturen, von welchen jede einzelne ihren besondern Charakter hat, der, wenn er einmal erklärt werden soll, nur dadurch erklärt werden kann, daß man Rücksicht nimmt auf die Eigenthümlichkeit der Verfassung in jedem besondern Staate. Wie unabhängig die Geister sich auch erscheinen mögen, so ist doch nichts entschieden, als ihre Abhängigkeit. Worin aber könnte diese wohl mehr gegründet seyn, als in Dem, was jedem Einzelnen, von dem ersten Augenblick seines Lebens an, umfängt, und was ihm eine Richtung giebt, die allen Widerstand um so mehr ausschließt, je weniger sie wahrgenommen wird! Wie Ehemal: was übt eine größere Gewalt über die Geister, als jene besondern Anordnungen und Einrichtungen, die, indem sie ein Volk bilden, die letzte Ursache aller Volkseigenthümlichkeit sind! Man stelle in Gedanken die britische Literatur der spanischen gegenüber, und man wird die Verschiedenheit von beiden nur in so fern fassen, als man Rücksicht nimmt auf die Verschieden-

heit in den organischen Befetzungen des spanischen und des britischen Staats; woraus denn ganz natürlich folgt, daß, wenn die Verfassung Großbritanniens jemals die des spanischen Reiches (oder auch umgekehrt) werden könnte, aller Unterschied aus dem bei derseitigen Literaturen verschwinden würde.

Selbst im Alerthum ist der unwiderstehliche Einfluß der Verfassung auf die Literatur anerkannt worden. In einer dem Tacitus zugeschriebenen, und, wenn nicht von ihm, doch von einem der allerberühmtesten Köpfe herrührenden Abhandlung, ist die Rede von der Verwandlung, welche die römische Bredsamkeit in dem Zeitraum eines Jahrhunderts erfahren hat, und es wird darin bemerkt, daß diese Verwandlung sich wesentlich auf die Veränderung stütze, welche der römische Staat in dem Uebergange von der Republik zu einer Monarchie erfahren habe. In der That, was konnte noch folgenschwerer seyn, als dieser Uebergang! Man versetze sich in das sechste Jahrhundert der römischen Republik, wo die Verfassung der Aristokratie in eine stürmische Demokratie erfolgt war; wo jeder ausgezeichnete Kopf, welchem Staate er auch angehören mochte, sich Bahn brach; wo das Verhältniß der Bundesstaaten zu dem Hauptstaat hin und her schwankte; wo täglich die wichtigsten Aufgaben zu lösen waren; wo es im Parteilampf immer Leben oder Tod galt; wo es unmöglich war, Staatsmann zu seyn, ohne ein großes Redner-Talent zu besitzen; und man wird sich nicht darüber wundern, daß, ein Jahrhundert später, als dieser Zustand längst verschwunden war, und alle Bredsamkeit

sich in die Gerichtshölle zurückgezogen hatte, von keinem
Cicero, keinem Hortensius, keinem Cato, keinem
Cæsar u. s. w. die Rede seyn konnte. Unstreitig wa-
ren die Reden noch immer dieselben; aber diese Reden
hatten nicht dieselbe Veranlassung zur Entfaltung ih-
rer Kraft, und das Einzige, womit man sich trösten
konnte, war, daß man an Ruhe und ungestörtem Ge-
nuß gewöhnen habe, was an Talent verlorren ge-
gangen sey *).

*) Es tröset man sich wirklich. *Novus civitas — bestit et
in hoc est unguis vitæ — dedec erant, donec
se pacibus et domesticis et discordiis confecta, donec nulla
sit in hoc populo, nulla in senatu concordia, nulla in judiciis
moderatio, nulla superiorum reverentia, nullus magistratum
modus, nisi uno dubio valentiores eloquentiam; acuti indo-
mitus agere habet quosdam heros latentes. Sed nos tamen esse
publicos Quæstorum eloquentiam habet, ut patet et leges
et hoc bonæ formæ eloquentiæ Cicero tali extra pensavit. Sic
quæque, quod asperum antiquis civitatibus, feram non civi-
tatis, nec imperii ad vitium componitur civitatis argumentum
est quidem, quod non nos advocat, nisi nos fortis est mi-
ser. Quod municipium in civitatem nostram venit, nisi quod
est vicinus populus, est domesticæ discordiæ ager? quam
perniciam temeræ, nisi spoliata veritate? Atque melius
satis, non quæ, quam vindicari. Quod si inveniretur aliquis
civitas, in qua non peccaret, asperitatis sunt inter innocen-
tes civitas, sicut inter sanos medicos. — Quid enim opus est
legis in senatu senectute, cum apud eos tranquillitas? quid
malis apud populum concientibus, cum de republica non im-
perii et modis deliberant, sed aspirantissimas et unæ? quid
voluntatis accusationibus, cum tam raris et tam parvis pecca-
tus? quid insidiosis et excedentibus modum delationibus,
cum clementia cognoscendis obviis periculis? Cre-
ditur, si aut non præcibus assuetis, est isti, quos miramur, his*

In der Weltweisheit giebt es des Unerklärten weit mehr, als des Unerklärbaren. Das Auffallende der meisten Erscheinungen beruhet darauf, daß man sich nicht die Mühe giebt, die Ursachen derselben zu erkennen. Hergewandt ist die Voraussetzung, daß alle Triebkraft im Geiste enthalten sey; und die natürliche Folge, die man daraus zieht, ist, daß es für den Geist keiner Triebkraft bedürfe. Wie aber, wenn die Natur ihrer Einrichtungen so getroffen hätte, daß dasselbe Gesetz, dessen allgemeine Gültigkeit für die physische Welt mit so viel Verdienstlichkeit anerkannt wird, nicht minder gültig für die moralische wäre? Wie, wenn jeder einzelne Mensch nichts weiter wäre, als ein Abbild dieses Prototypus, und folglich alles in sich schloße, was anregt und angeregt wird? Wie, wenn es eben so wenig einen Geist ohne Gemüth, als ein Gemüth ohne Geist gäbe? Daß Jeder seine besondere Richtung nimmt, daß der Geist des Einen sich diesem, der Geist des Andern sich jenem Gegenstande zuwendet, ihn umfaßt und seine Kraft an ihm erschöpft, darf man nicht weiter auffassen; denn dies ist die Bedingung, unter welcher es allein eine Gesellschaft geben kann. Die Gesellschaft selbst aber wird in Ansehung der Erscheinungen, die nur von ihr ausgehen, durch nichts so sehr bestimmt, als durch die Beschaffenheit der Anordnungen, die sie zu ihrer Erhal-

nam essent, ac deus aliquis rēbus vestras, vobis temporē respicere munitus: nec vobis curam illa boni et gloriae eloquentia, neque illi modis et temperationibus delinquit. Vid. Cicero. Tacit. Dialogus de oratoribus. cap. 40. seqs.

tung getroffen hat. Je nachdem diese der natürlichen Freiheit größeren oder geringeren Spielraum gestatten; je nachdem die individuelle Kraft weniger oder mehr in den Schranken gehalten wird, die das allgemeine Wohl setzen sehen; je nachdem das Spiel der Leidenschaften stärker oder schwächer ist: tritt der Charakter der Gesellschaft, hier so, dort anders, hervor. Monarchie und Anti-Monarchie haben zu allen Zeiten ganz entgegenge setzte Wirkungen hervorgebracht, und hierin eine solche Ständigkeit bewiesen, daß da, wo zwischen beiden die Wahl gelassen ist, kein Zerthum Statt finden kann.

Es sey erlaubt, dies auf diejenigen Erscheinungen anzuwenden, welche man die goldenen Zeitalter der Literatur zu nennen pflegt: Erscheinungen, welche nie gehörig untersucht worden sind, und an welchen man eben deswegen mit einer Schuldigkeit hängt, die an Fatalismus grenzt. Das Ziel, welches wir uns setzen, besteht wesentlich darin, diese Schuldigkeit zu prüfen, und zu zeigen, wem die Sache stößt bedingt ist, und in wie fern man es in seiner Gewalt hat, diese Bedingungen herbeizuführen oder nicht.

Goldene Zeitalter der Literatur nennt man diejenigen Abschnitte im Leben der Völker, wo ihre schriftlichen Eragnisse eine solche Vollkommenheit erreichen, daß sie sich der Nachwelt als Muster empfehlen.

In diesen goldenen Zeitaltern ist gewöhnlich merkwürdig, daß sie nach Personen benannt werden, welche gerade zu derselben Zeit Macht geübt haben. So spricht man von einem goldenen Zeitalter des Perikles, des Octavianus Augustus, der Medicæer, eines Philipp

des Zweiten von Spanien, eines Ludwig des Biergehnten von Frankreich. Nicht, als ob man diese Fürsten für die Urheber der ganzen Erscheinung hält; nicht, als ob man sich ihre Hilfe als die Herde des guten Geschmacks und des tiefen Denkens und Empfindens dachte: dies kam höchstens Beispielen begreifen, welche nicht wissen, wie fremd den Fürsten und ihren Höfen in der Regel die Kunst ist. Wirklich ist die Benennung nicht ganz unrichtig; und zwar einmal nicht, weil sie, Chronologisch genommen, so bequem ist, zweitens nicht, weil diese Fürsten wenigstens mitwirkende Ursache sind, ohne welche die ganze Erscheinung nicht zu Stande gebracht werden konnte.

Werkwürdig ist nämlich zweitens, daß die goldenen Zeitalter der Literatur immer nach bürgerlichen Kämpfen von längerer Dauer zum Vorschein gekommen sind. In dem atheniensischen Staate mußte der Areopagus verschwinden, und die souveräne Gewalt auf einen Ephialtes und Perikles übergehen, d. h. die Demokratie mußte ihren wilden Charakter ablegen und sich mit der Monarchie vermählen. In dem römischen Staate mußte auf die anhaltenden Stürme der Republik die Ruhe folgen, welche die Monarchie unter einem Octavian Augustus genöthigte. In Florenz — denn von dem übrigen Italien kann, wenn von einem goldenen Zeitalter der Literatur die Rede ist, nicht gehandelt werden, und nichts ist ungerechter, als dasselbe auf Leo den Dritten zu beziehen — in Florenz mußten die aristokratischen Formen den monarchischen weichen, und die Medicer als förmliche Staats-Opfer auftreten, ehe

ed

es einen Nicolo Machiavelli und andere minder wichtige Schriftsteller geben konnte. In Spanien war das goldene Zeitalter der Literatur unter Philipp dem Fierten die unmittelbare Folge des Unterganges der Schwedische, oder, wenn dies zu viel gesagt seyn sollte, des Übergewichtes, welches die königliche Macht, nach der Vereinigung von Aragon mit Castilien, und nach der Eroberung von Granada, über die Stände gewann. In Frankreich gingen dem goldenen Zeitalter unter Ludwig dem Vierten erst die Bürgerkriege, welche Heinrich der Dritte beendigte, und dann die Kriege vorher, welche die Fronde-Kriege genannt werden.

Haben nun die goldenen Zeitalter der Literatur immer nur dadurch zum Vorschein kommen können, daß in den politischen Systemen eine bedeutende Veränderung vorgegangen ist: so kommt es vor allen Dingen darauf an, daß genauer untersucht werde, wie sie mit dem einen und dem andern System zusammenhängen und eigentlich das Produkt von beiden sind.

Autokratie und Monarchie bringen vermöge ihres Organismus entgegengesetzte Wirkungen hervor. Weil in jener die souveräne Macht nicht in einem Einzelnen zusammengeengt, sondern der Bethheil einer Körperschaft, Senat genannt, ist: so haben die Leidenschaften in ihr freieren Spielraum; und nichts ist natürlicher, als daß daraus Kriege über Kriege, Tumulte über Tumulte entspringen. Wie gab es eine Anti-Monarchie, oder sogenannte Republik, in welcher es nicht auch Factionen geben hätte. Wie nun auch der Staat selbst dabei führen mochte, so war die Wirkung davon

für den einzelnen Bürger ganz unsehbar die, daß sich sein Gemüth in einem größern Umfange entwickelte, als dies in monarchischen Staaten der Fall seyn konnte. Alles, was gesellschaftliche Leidenschaft genannt zu werden verdient, nahm in den anti-monarchischen Staaten einen höhern Charakter an; und je allgemeiner die Anregung war, desto eher mußten sich Einzelne finden, welche, als Partei-Häupter, die Uebrigen mit sich fortzissen. Die Gabe der Rede war hierbei das Entscheidende. Kein Wunder also, wenn in allen Anti-Monarchien das Redner-Talent sich auf eine Weise entwickelte, welche in der ihr entgegengesetzten Regierungsform ganz unmerklich war. Die Bildung des Geistes stand hiermit in dem engsten Zusammenhange; denn wer als Redner seine Zwecke erreichen will, muß nicht bloß empfinden, sondern auch denken, und zwar in Beziehung auf Andere empfinden und denken, weil diese Anderen das Mittel in sich schließen, wodurch er allein zu seinen Zwecken gelangen kann. Je geringer nun die Gewalt war, welche die Regierung ausübte, desto mehr beschränkte sich in den Anti-Monarchien alles auf die Ausbildung des Redner-Talents: der Zustand der Kräfte hörte in demselben niemals auf; und, um diesem Zustande gewachsen zu bleiben, darsie man sich nicht andern Beschäftigungen hingeben. Daher die Erscheinung, daß die eigentlichen Wissenschaften in den Anti-Monarchien nie mit Erfolg bearbeitet worden sind; man hatte dazu nicht Zeit, und die Stimmung der Gemüther brachte es mit sich, daß man sich wenig von ihnen angezogen fühlte.

Das Umgekehrte von Diesem erfolgte in den Monarchien. Je mehr die centralisirte Gewalt alle gesellschaftlichen Leidenschaften jügelte, desto leichter versumpften sie. Dabei die Erscheinung, daß in Monarchien die Beredsamkeit nie einen großen Charakter gewinnen konnte; denn, abhängig von gesellschaftlichen Leidenschaften, kann sie nur nach Maßgabe der Stärke oder Schwäche von diesen hervorbreiten, und wo das Gemüth aus dem Spiele bleibt, da kann es allenfalls eine Wohlredenheit geben, keinesweges aber eine Beredsamkeit. So wie die Unruhe, welche die Aut. Monarchie die Gemüther stift, von der Bearbeitung der eigentlichen Wissenschaften abzieht, eben so ladet die Ruhe, welche die Monarchie den Gemüthern giebt, dazu ein. Es ist daher kein Wunder, wenn die eigentlichen Wissenschaften zu allen Zeiten mit weit besserem Erfolge in den Monarchien bearbeitet worden sind, als in der ihnen entgegengesetzten Regierungsform.

Hiernach darf man als Thatsache aufstellen: daß die goldenen Zeitalter der Literatur, indem sie mit zwei entgegengekehrten Regierungsformen zusammenhängen, nur dadurch entstehen, daß sie die Entschlung, welche die Aut. Monarchie giebt, mit derjenigen vereinigen, welche aus der Monarchie hervorgeht.

Ich erkläre mich näher.

Es giebt eine scheinbare Blüthe der Literatur, die hauptsächlich auf der Vielheit der Schrift-Productionen in Rede und Schrift beruht. Diese hat mit den goldenen Zeitaltern der Literatur nichts zu schaffen. Die wahre Blüthe der Literatur entsteht nur da, wo die

Erstet durch irgend eine äußere Gewalt auf ein Noth-
 zuflucht gebracht werden, das ihnen nicht natürlich ist, und
 wo sie, im Kampfe mit sich selbst, einen Ausweg su-
 chen, der sich nur in so fern finden läßt, als sie der
 wirklichen Welt, die sie umgibt, entsagen, und sich eine
 eigene schaffen. Diese wahre Blüthe aber tritt am na-
 türlichsten ein, wenn in der Gesellschaft eine solche Um-
 wälzung vor sich geht, wie die Verwandlung der Anti-
 Monarchie in eine Monarchie ist.

Um hier zunächst bei Rom stehen zu bleiben, denke
 man sich die ungeheure Erschütterung, welche alle Ge-
 müther dadurch erlitten, daß die Herrscher des Senats
 und des Volkes auf Einen übergingen, nachdem die Anti-
 Monarchie fünf Jahrhunderte gedauert hatte! Wie groß
 auch das Bedürfniß der Ruhe seyn mochte, so war
 doch in den Gemüthern nichts vorhanden, was die Be-
 trübnislichkeit gegeben hätte, dieser Ruhe Alles aufzu-
 opfern. Aus freien Bürgern sollten gute Unter-
 thanen werden; dies aber war minder leicht, als es
 Demen scheinen mag, die immer nur das Letztere gewo-
 sen sind. Der Wellenschlag der Leidenshöfen hörte
 nicht auf, weil die politischen Systeme sich gelegt hatten.
 Man stand in der Mitte zwischen Vergangenheit und
 Zukunft; und, während man mit Wohlgefallen auf die
 erstere zurückblickte, schauderte man zurück vor der letz-
 ten. Nur mit dem Verstande gehörte man der Monar-
 chie an; das Gemüth war der Anti-Monarchie zuge-
 wendet. So in sich selbst getheilt, und die Gegenwart
 nur ertragend, weil eine gebirende Nothwendigkeit für
 dieselbe sprach — wie hätte man den inneren Frieden

finden können, ohne welchem es keinen wahren Lebensge-
 nauß giebt! Wollte man nicht ganz verlassen seyn, so
 mußte man sich seine eigene Welt schaffen; und so ge-
 schah es, daß die Geistesprodukte in Rede und Schrift
 sich vermehrten, ohne daß man an Ort und Stelle selbst
 wußte, wie dies möglich. Von allen diesen Geistespro-
 dukten würde ein halbes Jahrhundert früher kein einziges
 möglich gewesen seyn. Wiederrum hätten sie in der
 Zeit, wo sie erschienen, eine ganz andere Gestalt anneh-
 men müssen, wenn ihnen nicht die Entzweiung vorher-
 gegangen wäre, welche nur die Zwei-Monarchie giebt,
 und zwar dadurch giebt, daß sie die Gemüther in eine
 stärkere Bewegung setzt, und die Urhebersin der Bereds-
 samkeit und einer durch und durch gebildeten Sprache
 wird. Die Werke eines Cicero und Cato, eines
 Horaz und Virgil, haben also ihre Vollkommenheiten
 nur dadurch, daß ihre Urheber zwei Zuständen angehö-
 ren, von welchen der eine ein Gegenstand der Schatzkammer,
 der andere ein Gegenstand der Abschneidung war. Die
 christliche Stimmung, in welcher sich alle diese Männer
 befanden, ist in ihren Werken nicht zu verkennen; und
 vorausgesetzt, daß eben diese Stimmung mehr, als alles
 Uebrige, sie zu Schriftstellern machte: wie will man, so
 lange man nichts Besseres empfunden hat, mit irgend
 einem Urfolge ihr Nachahmer werden! Man giebt zu,
 daß jede Zeile des Tacitus von so großer Eigenthümlich-
 keit ist, daß sie von jeder Zeile eines andern römischen
 Schriftstellers unterschieden werden kann; und doch
 spricht man von einem britischen oder deutschen Tacitus?
 Wo wäre wohl der Britte, oder der Deutsche,

den welchem sich annehmen ließe, daß er die Bildung eines Tacitus erhalten habe: eine Bildung, welche alle Realität verliert, wenn man nicht in Anschlag bringt, daß Tacitus, wie so viele andere Römer, durch sein Verhältniß mit seinem Zeitalter in Widerspruch stand, und, fünfzehn Jahre hindurch, unter einem vollendeten Despoten sich zu einem Schweigen verurtheilen mußte, das seiner wahrlichen Verfassungen diese Ringe gab! Wie ist es auch nur denkbar, daß es jemals wieder einen Tacitus gebe, sofern das Schicksal nicht für gut befindet, ein Individuum gerade so und nicht anders auszubilden, wie Jener ausgebildet war! Uebrigens ist hier von ihm nur die Rede, in so fern er für den Repräsentanten einer Partei gelten kann, welche den Uebergang von der Anti-Monarchie zur Monarchie höchst schmerzlich empfunden haben. Obgleich er einem späteren Zeitalter angehörte, so verhielt es sich, im Großen genommen, nicht anders mit den Schriftstellern aus dem Zeitalter des Augustus. Wie wolke die Welt einen Virgilius kennen gelernt haben, wären der Monarchie nicht Proscriptionen vorhergegangen, welche den Reichthum veränderten; wie einen Horaz, wäre die Schlacht bei Philippis für die Sache der Anti-Monarchie gewonnen worden.

Eine ähnliche Verwandtschaft hatte es nothwendig mit dem goldenen Zeitalter der Literatur, welches nach dem Perikles benannt wird. Die Veränderung, welche damals mit Athen vorging, war so eigenhümlicher Art, daß es beinahe an Ausdrücken zur Bezeichnung derselben fehlt. So ist Demokratie und Monarchie nie wieder vereinigt gewesen; wie Perikles, hat nie ein Einzelter

die Würde eines Monarchen mit der Herablassung eines Bürgers verbunden. Doch ohne diese Freiheit und ohne diese Schranken hätte es nie einen Sokrates und einen Aristophanes gegeben: die herrlichsten Geister, deren irgend ein Volk sich rühmen kann! Auch, was die Aut. Monarchie für die Entwickelung der Wissenschaften, und durch diese für die Ausbildung der Sprache zu thun pflegt, war vorübergegangen. Jetzt kam das hinzu, was die Monarchie durch die größte Ruhe, die sie allein gewährt, für die Ausbildung der abern Wissenschaften wirkt. Auf diese Weise erhielt Athen seine großen Schriftsteller: seine Tragiker, seine Philosophen, seine Geschichtschreiber. Weil aber Athen sich nicht auf dieselbe Weise vergrößern konnte, wie Rom, so konnte auch die Monarchie in jenem Staate keine Wurzeln schlagen; und die natürliche Folge davon war, daß ausgezeichnete Köpfe immer gefährlich schwebten. Das Beste, was die griechische Literatur, außer den Werken der Tragiker und der Redner, aufzuweisen hat, ist im Auslande geschrieben worden. Xenophon und Thukydides verfassten ihre unssterblichen Werke im Exil, und vielleicht ist das Kühnste, was von Platon herrührt, im Exilien niedergeschrieben, und von dieser Insel aus verbreitet worden. Athens Verfassung war von einer solchen Beschaffenheit, daß sie große Geister erzeugen mußte, ohne diesen jemals irgend eine Sicherheit geben zu können. Wie erreichte der atheniensische Staat seine Bestimmung, so fern diese darin bestand, sich Griechenland eben so unterzuordnen, wie Rom sich Italien unterzuordnen mußte; und durch nichts wurde er an

der Eroberung dieser Bestimmung so sehr verhindert, als durch den Umstand, daß er mehr eine Greis, als eine Landmacht war. Sein Bundesgenossen-Spürer war vortheilhaft; aber die Probe, auf welche er dasselbe in dem Unternehmen gegen Sicilien brachte, scheint alle Hoffnung gewesen zu seyn. Wäre ihm die Eroberung dieser Insel eben so gelungen, wie sie in der Folge dem Numa gelang: so hätten alle späteren Weisheitsgelehrten nicht bloß eine andere Wendung, sondern auch einen ganz andern Charakter gewinnen müssen, und von den Römern wäre über Italien hinaus nie die Rede gewesen. Die Abberufung des Alcibiades von einem Unternehmen, das, von ihm entworfen, nur von ihm durchgeführt werden konnte, hatte Folgen, die sich nicht aufheben lassen; und weil Athen in Sicilien gescheitert war, so mußte es früheren Ansprüchen entsagen und sich sehr bald, wie die übrigen kleinen Staaten Weichenlands, dem Könige von Macedonien unterordnen. Als Staat genommen, blieb es eine unreife Frucht, und, als solche, konnte es, in ewigem Widerspenstige mit sich selbst, seine größten Männer eben so wenig ertheuern, als ertragen. Diese, seitdem durch die Verfassung bedroht, sahen sich genöthigt, durch ihre persönlichen Eigenschaften den Ausschlag über die Verfassung zu geben; und nur so konnte es geschehen, daß sie, als Schriftsteller und in jeder andern Anwendung ihrer geistigen Kraft, eine Größe erreichten, welche einzig bleiben mußte, wie die Umstände, in denen sie lebten und dachten. Mit Einem Worte: die ganze griechische Literatur, so fern sie von Athen ausging, wird nur begreiflich

durch die Eigenthümlichkeit dieses kleinen Staats, dessen organische Entwicklung die größten Anregungen des Völkchens in sich schloß.

In den Staaten des neuern Europa ist die Anti-Monarchie nie so ausgesprochen worden, wie in den Staaten des Alterthums; nicht einmal in denen, welche sich vorzugsweise Republiken nannten. In den italischen Republiken des Mittelalters kam es bei weitem nicht auf eine Verbindung des monarchischen Principes mit dem anti-monarchischen, also auf eine vollständige Regierung, an, als auf eine Aufschlingung des ersteren. Die Dogen von Venedig und Genua waren eben so gut Depositarer der Mächte, als die Könige von Spanien und Frankreich; sie waren es nur mit größeren gesetzlichen Beschränkungen. Das einzige Florenz machte in dieser Hinsicht eine Ausnahme; und weil die Verfassung dieses Freistaats denen von Athen und Rom am nächsten kam, so konnte es schwerlich fehlen, daß in Florenz sich dieselben Erscheinungen darstellten, wie in Athen und Rom, nachdem die Aristokratie in Demokratie aufgeartet war. In den Anregungen, welche die letztere gibt, muß man die ersten Keime der neuern europäischen Literatur wiederfinden. Die Werke eines Dante Alighieri und eines Francesco Petrarca würden nie entstanden seyn, wenn diese beiden Heros der neuern Literatur nicht Florentiner gewesen wären und, als solche, einer Partei angehört hätten, welche in dem Streben ihres Vaterlandes nach dem höchsten Maße bürgerlicher Freiheit nur unentlegbar und unglücklich werden konnte. Jene Pflanzung des

Gemüths, welche sehr in der geistlichen Komödie Alighieri's, wie in den Gedichten Petrarca's widerfinden — wie hätte sie wohl entstehen können, wenn das Leben dieser Männer ungestört und ungetrübt dahin geflossen wäre, gleich dem Leben neuer Schriftsteller unter dem Schutze der kaiserlichen Macht, oder wenn ihr Herz voll von einer unendlichen Sehnsucht nach ihrem Vaterlande, sich durch eine erzwungene Trennung von demselben nicht zerissen gefühlt hätte! Sind einmal solche Werke vorhanden, so ist dadurch der Trieb zu dem reichsten Literaturnachwuchs gegeben, wenn gleich Das, was auf diese Grundlagen gebaut wird, nur selten einen hohen Werth in sich zu schließen pflegt. Wie aber Italien seine größten Dichter in dem demokratischen Florenz gefunden hat, so verstand es demselben Staate auch seine größten Reichthumsforscher und Denker. Wir nennen hier den Nicolo Machiavelli, der, dem sechszehnten Jahrhunderte angehörig, wie entstanden seyn würde, ohne die Verwandlung, welche die Regierungsehem des florentinischen Staats in jener Zeit erlitt. Dante Alighieri, Petrarca und Machiavelli werden noch lange Italiens größte Schriftsteller bleiben, aus keinem andern Grunde, als weil ihre Geisteswerke nur aus ihrem Gemüthe hervorgegangen sind. Mit Machiavelli beginnt das goldene Zeitalter der italienischen Literatur. In Florenz hatte sich die Sprache ausgebildet; und sobald dieser Staat zu einem Persepolis erhoben war, konnte es in Italien einen Aristoteles, einen La Fontaine geben, deren Werke der Ausdruck des Geistes-Luzus und des gereinigten Geschmacks sind, an innerem Gehalte aber, und

an dem, was den ganzen Menschen abspiegelt, immer zurückgehen werden.

Spanien hatte seinen ausgezeichneten Schriftsteller, so lange die königliche Macht befürdant war, theils durch das Daseyn mehrerer für sich bestehender Staaten auf der pyrenäischen Halbinsel, theils durch die Wirksamkeit der Cortes in allen diesen Staaten. Erst nach der Vereinigung von Aragon mit Castilien, nach der Einführung der Inquisition, nach der Eroberung des Königreichs Granada, und nach allen den Veränderungen, welche der gesellschaftliche Zustand der Spanier in der letzten Hälfte des fünfzehnten und in der ersten Hälfte des sechszehnten Jahrhunderts erfuhr, entstanden jene Köpfe, die noch gegenwärtig als die Helden der spanischen Literatur betrachtet werden: ein Boecan, ein Garcilaso, ein Luis de Leon, die beiden Argensolas u. s. w. Durchaus elegisch ist der Ton aller dieser Schriftsteller, so daß man deutlich sieht, was dem Aettrich in ihnen gab. In den Cortes und durch dieselben hatte sich die Sprache ausgebildet, und der Verlust der politischen Freiheit war das schmerzliche Gefühl, das alle vorzüglichen Geister bewegte. So wie man sich nun nach und nach, vorzüglich unter Philipp dem Zweiten und unter Philipp dem Dritten, in sein Schicksal fand, veränderte sich auch der Charakter der Literatur, und ein Cervantes und Lope de Vega müssen als Schriftsteller betrachtet werden, die in der einmal vorgezeichneten Bahn sich mit der höchsten Freiheit bewegten; denn, so wie der menschliche Körper sich nach und nach an Entbehrungen gewöhnt, und sein

Wohlfein sogar im Zwange widersteht: so verhält es sich auch mit dem menschlichen Geiste unter den Fesseln, welche ihm angelegt werden. Es ist wahrlich gar nicht zu berechnen, wie die dreifache Censur, welcher, von Philipp des Zweiten Regierung an, jedes Geistesprodukt in Spanien unterworfen war, auf die Geister wirkte; aber nur allzu wahrscheinlich ist, daß die Welt nie einen Calderon de la Barca kennen gelernt hätte, wenn den Köpfen in Spanien weniger Gewalt geschehen wäre. Werthlos mußte die spanische Literatur von dem Augenblick an werden, wo die Geister stummlich in dem päpstlichen System aufgegangen waren. Dieser Zeitpunkt trat nach Philipp dem Dritten ein, und dauerte fort bis zum Anfange des achtzehnten Jahrhunderts, wo man allmählig aus einem langen Geisteschlummer erwachte. Inzwischen war alle Ehrlichkeit verloren gegangen, und bei aller Betrefflichkeit der Sprache konnte man nur den Franzosen nachsehen, ohne diese jemals zu erreichen.

In das Jahrhundert Ludwigs des Vierzehnten sehen die Franzosen das goldene Zeitalter ihrer Literatur; und dadurch bestätigen sie Alles, was wir eben von den Bedingungen gesagt haben, unter welchen allein es ein goldenes Zeitalter der Literatur geben kann. Wie würde das französische haben entstehen können, wenn denselben nicht ein Bürgerkrieg vorhergegangen wäre, der die Gemüther in Bewegung gesetzt und den Geistern einen höheren Schwung gegeben hätte. Wie allenthalben, so erhielt auch in Frankreich die Sprache ihre erste Ausbildung durch die Willkürlichkeit der republika-

nischen Elemente in der französischen Verfassung. Doch scheinen die Schädelerfassungen dazu nur wenig beigetragen zu haben, da Geistlichkeit und Adel ein so großes Übergewicht über den dritten Stand ausübten. Frankreich erblühte Königsruhm würden nie entstanden seyn, wenn ihnen nicht eine Reformation vorhergegangen wäre, die dem Protestantismus gegen die allgemeine Kirche ein gesegnetes Daseyn verschaffte; und wenn es unter diesen Königsruhmern nie einen Reformirten gab, der sich mit einem Bourdaloue und Bossuet hüten konnte: so rührte doch nur davon her, daß die reformirte Kirche in Frankreich sich vor der Revolution keiner Freiheit zu erfreuen hatte. Die gerichtliche Verordnungen in Frankreich beruhte ganz auf den besseren Formen, in welchen sich die Gerechtigkeitspflege bewegte; Formen, welche die Öffentlichkeit zur ersten Grundlage hatten. So bildete sich die Sprache durch die Kanzel und die Gerichtshöfe. Corneille und Moliere würden in der gegenwärtigen Zeit ganz unmöglich seyn: die tiefe Kenntniß des menschlichen Herzens, welche Beiden eigenthümlich ist, findet sich nur da, wo die Gemüther noch eine gewisse Unschuld haben, die das In-einander-Fließen der Charaktere nicht gestattet. Racine war in sich eines hohen Aufschauens fähig; aber seine Achtung für den Hof verdrückte seine Talente. Voltaire, diese höchste Blüthe des französischen Genies, wollte Corneille und Moliere in sich vereinigen; da sich aber Entgegengesetzte schwer verbinden lassen, so konnte er nur zwischen Beiden schwanken, und so wurde er, was er ist, ein Gegenstand

der Bewunderung für die Franzosen, ein Gegenstand der Kritik für den Ausländer, dem er durch seine Seldete einschläft. Spätere Schriftsteller, auch wenn sie zu den Bessern gehören, dürfen nur als Zugabe betrachtet werden. Die Zeiten der Umwälzung sind nie den Wissenschaften und Künsten hold. Napoleon, der alle Arten des Ehrgeizes in sich vereinigte, hatte auch den, ein neues goldenes Zeitalter der französischen Literatur heraufzuführen; allein er zerstörte seinen Zweck durch einen doppelten Mißgriff: einmal, so fern er die besten Geistesproduktionen zu Gegenständen der Belohnung erhob, und folglich die Schriftsteller in den Strudel der politischen Macht zu ziehen gedachte; zweitens, so fern er die Revolution fortsetzte, und folglich den Geistern nicht die Ruhe gestattete, ohne welche es keine vorzügliche Erzeugnisse gibt. Durch jenes nahm er den Klypen die Unabhängigkeit, durch dieses die Freiheit, nicht berechnend, daß das, was nur in so fern einen Werth hat, als es von der Gesamtheit der schaffenden Kräfte ausgeht, nicht von einem Einzelnen gemessen werden darf.

Von einem goldenen Zeitalter der britischen Literatur zu reden, hält schwer; und vielleicht ist man berechtigt zu sagen, daß diese Erscheinung sich besonders ausbilden mußte in einem Reiche, dessen Verfassung nie abhaltend zwischen zwei Extremen geschwankt hat. William Shakespear, das umfassendste Genie, welches die neuere Welt kennen gelernt hat, war für seine Zeitgenossen gar nicht vorhanden; es bedurfte eines vollen Jahrhunderts, ehe man seinen Werth fühlen lernte.

Wilson hatte beinahe dasselbe Schicksal. Beide Schriftsteller haben das Eigenthümliche, daß sie im Kampf mit einem widrigen Schicksal wurden, was sie that. Sie machen daher, wie Dante und Petrarca, mehr die Grundlage der britischen Literatur aus, als Besondereitheil derselben. Diese gewann ihren gegenwärtigen Charakter erst unter Königs Regierung durch Hobbes, Pope, Dryden u. s. w.; das heißt, nachdem sich die britische Verfassung durch Wilhelm den Dritten ausgebildet hatte. Von allen Sprachen, die es giebt, ist die englische vielleicht die reichsamste durch das Gemischsel von Sprachen, welches sie in sich schließt; und wenn es ihr gleichwohl nicht an Adel fehlt, so kann dies nur von der Bearbeitung herrühren, die sie der besonders Form der britischen Regierung zu verdanken hat: einer Form, welche, so lange sie vorhält, die Beredsamkeit nicht aussterben läßt, und durch das Anti, welches sie in sich schließt, einen höheren Geisteszwang unterhält. Unglücklicher Weise ist es dahin gekommen, daß die britische Literatur sich von dem Staatsleben geschieden hat, und bei weitem mehr dem Nützlichen, als der Befriedigung höherer Bedürfnisse, dient.

Das es seine Wichtigkeit mit Dem, was wir als Bedingung eines goldenen Zeitalters der Literatur aufgestellt haben, so kann in Beziehung auf Deutschland von einem solchen goldenen Zeitalter gar nicht die Rede seyn; denn die Geschichte der Deutschen bietet nichts dar, was einer politischen Fortschritt auch nur ähnlich wäre. Zu allem Ziem hat der Deutsche die Beforgung der öffentlichen Angelegenheiten seinen Fürsten überlassen,

glücklicher in eben dem Maße, worin er davon unberührt blieb. Seine Vorliebe für die Monarchie, und seine Neigung zur Einsamkeit haben vereinigt die Wirkung hervorgebracht, daß seine Literatur immer vom Staatlichen getrennt geblieben ist; und wenn wir die gegenwärtigen Zeiten abschauen, wo beide sich zu vereinigen streben: so kann man sagen, daß Mönchtum habe sich vom Kirchenthume nur getrennt, um in der Literatur einen neuen Wohnsitz zu finden. Nicht das, was andere Sprachen gebildet hat — das öffentliche Leben — hat auch die deutsche Sprache gebildet; wohl aber der Geist der Gelehrten, verbunden mit dem Ehrgeiz, nicht hinter andern Völkern in Wissenschaft und Kunst zurückzubleiben. Eben deswegen ist in den Geisteswerken der Deutschen so wenig Uebersinnliches, was mehrere Jahrhunderte hindurch, als solches, empfunden werden könnte. Die Sprache selbst ist noch so sehr im Werden, daß sich gar nicht bestimmen läßt, was aus ihr geworden seyn wird, nachdem starke Leidenschaften sie bearbeitet haben; dies ist um so weniger zu bestimmen, da in Uebersetzungen aus allen Literaturen gezeigt worden ist, daß die deutsche Sprache eine Vielsamkeit hat, vermöge deren sie sich allen Geistesformen anschließt. Auch in dieser Hinsicht ist der Deutsche noch immer der Adam im Paradiese; und sollte dem politischen Systeme Deutschlands eine Veränderung bevorstehen, welche zu öffentlichen Verhandlungen führte, so würde von Grund an offenbar werden, daß Sprache und Literatur nicht dieselben bleiben können: jene nicht, weil die Bildung, welche eine Sprache durch die Bewegung

wegung des Gemüths erhält, von eigenthümlicher Beschaffenheit ist; diese nicht, weil aus ihr alles das verschwinden würde, was die begründete Ansicht des vom öffentlichen Leben getriebenen Gelehrten gebiert: eine Ansicht, welche die deutsche Literatur reichlich macht, ohne ihr einen vorzüglichen Werth zu geben. Nahe ist wenigstens der Zeitpunkt, wo man allgemeiner, als es bisher der Fall war, einsehen wird, daß ein Volk, um durch seine Literatur hervorzuragen, sich nicht mit den Literaturen aller Völker befassen muß.

Einige Kapitel aus de Pradts Werke von den Colonieen *).

1. Von der Herrschaft der Britten in Indien, und von der Damer derselben.

Seidem die Europäer sich in Indien niedergelassen haben, sind sie genöthigt gewesen, sich mit zwei Hauptangelegenheiten zu beschäftigen, von welchen die eine das Mittel der andern ist; nämlich mit Ewerdnetät und

*) Wir geben unseren Lesern aus dem so eben in Deutsch-land bekannt gewordenen Werke des Herrn v. Pradt über die Colonieen, anstatt eines Auszuges, einige vollständige Kapitel, und wir haben gerade diejenigen gewählt, welche uns die angenehmsten zu seyn gelchienen haben. Herr v. Pradt verweigert sich auch in diesem Werke nicht. Wie in seiner Geschichte des Wiener Congresses, will er auch in seinen Abhandlungen über die Colonieen der Zeit nicht Zeit lassen, sondern alles nach seiner Idee gestalten. Hierin den Revolutionenähnlichen Frankreich gleich, die ohne zu ahnen, daß die Vernunft allen Vorkommen eigen ist, ihre Vernunft immer an die Stelle der allgemeinen brachten. Ueberhaupt gebietet Herr v. Pradt zu dem Schriftstellers, welche bei weitem weniger interessiren durch das, was sie sagen, als durch das, was sie anzeigen; ja, man möchte sagen, die Flüchtigkeit, womit er seine Gedanken darstellt, sey sein größtes Verdienst, da man nicht leugnen kann, daß er Gedanken hat.

Handel, Herrschaft und Geldbeutel nahmen ihre Sorge gleich sehr in Anspruch.

Es und für sich ist es ein seltsames Ding um die Herrschaft einiger Völker Europa's über Gegenden, welche drei- bis viertausend Stunden von ihnen entfernt sind. Man kann nur erlaunen, wenn man diese Europäer Völker mißhandeln sieht, welche Europa nicht einmal den Namen nach kennen; welche den Bewohnern dieses Erdtheils nie das Mindeste zu Leide gethan haben; welche aber deshalb nicht weniger gemißdet, ja, im Widerspruchs-falle, sogar geißelt werden, theils der Herrschaft und des Handels wegen, theils damit das Eine europäische Volk nicht hinter dem andern zurückbleibe. Was würde man in Europa sagen, wenn die Indianer diesen Erdtheil eben so behandelt hätten!

Aus diesem Zustande der Dinge ist zweierlei hervorgegangen: nämlich einmal die Nothwendigkeit, die Suveränität auszudehnen, um sie zu beschützen; zweitens die Nothwendigkeit, sie zu beschützen, um den Handel Europa's in Indien auszudehnen.

Widerlassungen, welche auf Herrschaft abzielen, sind immer sehr theuer zu bilden und zu unterhalten. Selten setzt sich die von der Suberänität herrührende Einnahme im Gleichgewicht mit der Ausgabe, welche eben diese Suberänität erfordert. Was im Schooße Europa's wahr ist, was beinahe alle Staaten ihre gewöhnlichen Ausgaben nicht mit ihren gewöhnlichen Einnahmen bestreiten können, dasselbe muß auch verfluchten Schäden für die Colonien wahr seyn. Ueberzeugen kann man sich davon, wenn man sieht, wie kostbar ein-

plur Coloniarum für Spanien waren. Ohne Mexico würde es sich genöthigt gesehen haben, sie gänzlich aufzugeben; so sehr hat jenes Reich das ganze spanische Colonial-System zusammengehalten. Trächte man nun nach die außerordentlichen Kosten der Colonial-Kriege in Anschlag, so müßte man vollends verweisen an dem Nutzen, welchen Europa von seinen Colonien gezogen hat. Nicht, daß dies auf einem inneren Bekrethen solcher Behauptungen beruht; die Schuld liegt nur in der Behandlung, welche Europa in Beziehung auf dieselben eingeführt hat, und gegen die Natur der Dinge noch immer ansetzt.

Je größer die Colonien sind, je weiter sie von dem Mutterstaat entfernt liegen, je stärker der Widerstand ist, welcher theils von den Einwohnern, theils aus der Concurrenz der Europäer herbergeht: desto mehr Kosten verursacht die Behauptung dieser Colonien. Man bedenke nur, was sich in Ostindiengetragen hat. Alle Europäer haben sich daselbst zugleich niedergelassen; alle haben die Eingebornen zu bekämpfen gehabt; alle haben unter sich gekämpft. Die Kosten waren also doppelt, und indem die Aufgabe zugleich von Indien und Europa herrührte, hat die Zeit Einem Volke den Sieg versichert. Es ist der ausschließende Herr und Gebieter geblieben; es allein hat daher alle Kosten zu tragen, welche ehemals unter Die vertheilt waren, welche von ihm verdrängt worden. Ganz allein trägt es die Last von dem Widerwillen Ostindiens. Es hat seine Verteidigungsmittel abwerfen müssen an den Mitteln des Angriffs, womit es bedrohet war. Es hat eingehen müssen auf

Eroberungen, um nicht vertrieben zu werden; denn jeder Krieg zwischen den Eingebornen und den Europäern hat von Seiten der erstern diesen Zweck gegen die letztern, zum Unterschiede von den Kriegen in Europa, die, zwischen den Eingebornen dieses Erdtheils geführt, nur einen politischen Zweck haben, und immer damit endigen, Jeden daheim zu lassen. Man erobert, aber man vertritt nicht; und dies muß wohl ins Auge gefaßt werden, weil es die fortschreitende Ausdehnung erklärt, welche England seinem Reiche in Indien hat geben müssen.

In einer großen Entfernung von Europa, mitten unter einer überlegenen und feindlich gesinnten Bevölkerung, neben eifersüchtigen und reizbaren Europäern, haben die Engländer in Indien gerade so gehandelt, wie die Franzosen in den glücklichen Zeiten der Duplex und la Bourdonnaye: sie haben sich ganz in ihre Lage versezt; sie haben sich, wie die Franzosen, behauptet und vertheidigt. Jeder neue Angriff auf sie hat sie aufmerksam gemacht auf die Nothwendigkeit einer neuen Eroberung. Der Krieg mit Tippu-Saib hat sie also genöthigt, das Reich von Mysore zu zerstören. Es sprang in die Augen, daß dieser große indische Staat unverträglich sey mit einem, ihm zur Seite errichteten, großen europäischen Staate; es war nicht minder einleuchtend, daß diese Nachbarschaft dem Europäer den Besitz sehr vertheuerte, und daß zuletzt der eine, oder der andere, unterliegen mußte. Europa's guter Genius wollte, daß Tippu-Saib unterlag; denn hätte er abgestorben, so reinigte er Indien nicht bloß von den Englan-

bern, sondern von allen Europäern zugleich. Was würde man in Europa mit besiegten Indiern machen, die dasselbe drei Jahrhunderte hindurch beunruhigt und geplagt hätten! Auf einer hohen Stufe von Macht bestehend, was thaten die Engländer? Alles forderte sie auf, um sich her zu schauen, um Das aufzufinden, was ihre Herrschaft sichern konnte. Drei Jahrhunderte hindurch hatten sie, wie alle übrigen Europäer, sich auf den Besitz der Küsten beschränkt. Durch die Eroberung von Mysore drangen sie in die Länder ein, und eröffneten sich unmittelbare Communicationen mit ihren Besitzungen auf beiden Küsten. Tippu's Fall hat die kleinen Fürsten Indiens in ihre Gewalt gebracht; denn diese Fürsten sehen sich gleichsam eingeschlossen in dem weiten Umfang der Halbinsel, von allen Seiten mit englischen Besatzungen umgeben und von denselben beherrscht. Seit dieser Zeit sind die Engländer nur damit beschäftigt, sich auf derjenigen Seite der Halbinsel, welche von den Staaten des Moguls begrenzt wird, zu schließen: sie stützen sich auf die großen Flüsse und auf die hohen Gebirge, welche auf der Nordseite der Halbinsel die natürliche Grenze bilden. Um dies zu erreichen, haben sie sich in dem letzten Kriege mit Nepal bis in das Thibetanische gewagt *).

*) Von den Mündungen des Ganges bis nach Cap Comorin, und von den Mündungen des Indus bis nach Seran, hat die Compagnie unter ihrer Herrschaft diese ganze Küstenstraße, mit Ausnahme einer kleinen Niederlassung, welche den Portugiesen gehört, und mit Ausnahme der Marotten von Vera, welche durch Tractaten geschützt sind, in ihre Häfen nur Schiffe mit britischer

Die europäischen Niederlassungen auf den beiden
Ufern sind von keiner Bedeutung, und können nur als
schwache Sammelorte betrachtet werden.

Das britische Reich in Indien ist demnach aus-
schließend sowohl für die Indier, als für die Euro-
päer.

Diese können dasselbst nur zu ihrem Nachtheil Han-
del treiben; und die Gründe davon sind folgende. Erst-
lich, der rohe Arbeitsstoff Indiens sowohl, als Euro-
pa's — die Baumwolle und die Seide, ist bei weitem
wohlfeiler in Indien, wo er wächst, als in Europa, wo
er eingeführt werden muß. Zweitens, die Arbeit des
indischen Handwerker ist bei weitem wohlfeiler, als die
des europäischen. Der Indier wohnt unter einem he-
ßem, reinem Himmel, und auf einem fruchtbaren Boden,
beinahe gar kein Bedürfnis. Nur in kalten Ländern
und in einem feuchtem Himmelstrich wird die Wohnung
theuer, vervielfachen sich die Bedürfnisse. Von wie Vie-
lem, was der Winter erfordert, befreiet und der Früh-
ling! Einige Bambus, ein wenig Reis, ein graber,

Fluss zugelassen. Der Nizam von Decan, dessen Gebiet sich in
dieser Gegend befindet, ist durch Tractaten, noch weit mehr
als durch seinen eignen Vortheil, verpflichtet, mit der Regierung
der Compagnie im besten Einverständnisse zu leben. Der Nizam
von Kats, der Gouverneur eines andern Orients, welche gleichfalls
im Innern des Landes gelegen ist, können als solche betrachtet
werden, welche ihre Dispositionen unter der Schutz der Compagnie
gestellt haben. Eben so verhält es sich mit dem Nizam von Arcot
und andern Häuptern. Die Nationen, deren Willkür-Macht und
Gebiet meistens vermindert sind, leben gesetzmäßig im besten Ein-
verständnisse mit der Compagnie. S. Seligmann S. 117.

von eignen Gläden gewebter Stoff geben dem Indier Obdach, Nahrung, Bekleidung. Er wird gewissermaßen von dem Klima bekleidet. Dabei ist er nicht weniger als lustern. Nur die Großen streben nach Genüssen: der Müßiggang ist das Glück dieser friedlichen Wesen. Spricht das Bedürfniß, so haben Schwärme, an Palmbäumen befestigt, sehr bald das Mittel zur Befriedigung desselben gegeben; und so kehrt man ja dem lieben Müßiggange zurück. Die Elemente einer solchen Fabrication sind wenig kostspielig. Europäische Werkstätten können die Concurrenz mit ihnen nicht aushalten. Man erträgt den Unterschied der Gehäude, die in Europa so theuer sind, und bedenke, wie verschwenderisch, faul, auf Genuß erpicht, unsere Handwerker sind! Indien, den Waffen Europa's unterworfen, unterwirft Europa seinen Künsten, in welchen Europa eben so sehr zurück ist, wie Indien in dem Gebrauch der Waffen.

Einen sehr langen Zeitraum hindurch wurde der Handel Europa's mit Indien beinahe gänzlich durch die Metalle geführt, welche Europa nach Indien für die Güter brachte, die es daselbst erhielt. Dieser Handel machte Europa arm, indem er Diejenigen bereicherte, die sich damit befaßten; ungefähr eben so, wie der Handel mit britischen Waaren den belgischen, französischen und deutschen Kaufmann bereichert, indem er Belgien, Frankreich und Deutschland armer macht. Alle diese Kaufleute sind die Factoren des Fremden, zum Nachtheil ihres Vaterlandes. So hat es sich zwei Jahrhunderte hindurch mit den Kaufleuten und Compagnien verhalten, die sich dem Handel nach Indien ergaben:

sie versicherten sich, sie versicherten Indien, aber sie machen Europa arm. Die Holländer allein führten in einem Zeitraum von vierzehn Jahren eine Summe von 140,000,000 Fr. nach Indien.

Diesem Nachtheile auszuweichen, giebt es zwei Mittel: 1) die Suveränität, 2) den Verkauf europäischer Waaren, im Austausch gegen die ostindischen.

Durch die Suveränität vermag man zweierlei: nämlich 1) die Kosten der Suveränität besreiten; die Einnahme bezahlt die Ausgabe: 2) mit dem Ueberschuß des Einkommens die Verluste des Handels decken. Wenn also die Compagnie die Summe von 100,000,000 Franken durch die Suveränität erhält, und nicht mehr als 80,000,000 ausgibt: so bleiben 20,000,000 übrig, um den Preis der Waaren zu berichtigen, die sie in ihren Handel aufnimmt. Auf diese Weise können die Suveränitäts-Rechte dem Handel zu Hülfe kommen.

Jetzt müssen wir untersuchen, welches für England die Vortheile der Suveränität und des Handels sind. Diese Abschätzung wird uns den Maßstab für den Werth des britischen Reiches in Ostindien geben, und uns zugleich in Stand setzen, das Problem seiner Dauer zu lösen.

Die Vortheile der Suveränität be-

laufen sich auf 460,000,000 Fr.

Die Ausgabe auf 485,000,000 .

Verlust 25,000,000 .

Hinzurechnen muß man den Aufwand, welcher dem britischen Schatze zur Last fällt: einen Aufwand, der in Kriegeszeiten nicht anders, als beträchtlich seyn kann,

so daß, wenn die Compagnie alles bezahlen sollte, ihre Mittel nicht ausreichen würden zu einer Zeit, wo, nach einem den 11ten Juni 1811 an die Kammer der Gemeinen abgesetzten, und auf deren Schweiß gedruckten Berichte, die Schuld der Compagnie in Indien sich auf beinahe 700 Millionen Franken beläuft.

Diese Governmente ist folglich mehr lässig, als nöthig. Die Vortheile des Handels belaufen sich, nach geschätzter Aufzählung, auf . . . 20,000,000 Fr.

Abziehen muß man davon die Zinsen des Capitals der Compagnie, welches sich beläuft auf . . . 140,000,000 Fr.

so daß die Zinsen zu 5 Prozent betragen 7,000,000 Fr.

Blieben als Handelsvortheile übrig 13,000,000 Fr.

Es ist billig, daß man hinzurechnet die Gewinne, welche von indischen Beamten jährlich nach England gebracht werden, nach Herrn Dundas geschätzt auf . . . 20,000,000 Fr.

Die Herrschaft der Engländer in Indien durch die außerordentlichen Mittel, durch unzählige Kämpfe und Mühseligkeiten erlaugt, und bald bewundert, bald verachtet, gewährt also . . . 11,000,000 Fr.

Untersuchen wir nun den Stand des Handels zwischen Europa und Indien.

Herr von Humboldt, dessen Berechnungen sich immer auf den methodischen Zweifel stützen, welcher allein

die Seemannst befriedigt, soll unser Führer und Entdecker-
mann seyn.

Im fünften Bande seines ansehnlichen Werkes über
Nou-Spanien, giebt er eine Uebersicht des Handels
zwischen Europa und Asien, und bestimmt die über das
Cap der guten Hoffnung angeführte Summe auf

96,000,000 Fr.

Denselben Autor zufolge, verschlingt

der Handel mit China die Sum-

me von 20,000,000 Fr.

Vorausgesetzt, daß fünf bis sechs

Millionen auf dem rechten Meere,

im persischen Meerbusen hängen

bleiben, erhält man die Summe

von 60,000,000 Fr.

womit Europa der Tributär von Indien ist.

Womit hat sich also die Entdeckung und der Be-
sitz von Indien gerundet? Damit, daß es die Metall-
Sendungen, welche Europa jährlich aus Amerika erhält,
mit Europa theilt.

Aus dieser Berechnung ergeben sich zwei gewichtige
Wahrheiten:

1) daß Indien dem gesammten

Europa eine Arbeit auflegt, wel-

che gleich kommt 60,000,000 Fr.

2) Daß Europa gleichgültig gegen die Suberäne-

ität von Indien seyn kann, sobald es dahin gekommen ist,
daß Indien für 60,000,000 Fr. europäischer Producte
als Bezahlung für diejenigen annimmt, welche Europa
bisher von Indien erhalten und mit barem Gelde be-
zahlt hat.

Hörin löset sich das Problem von der Dauer der englischen Herrschaft über Indien; denn da England daselbst im Namen Europa's herrscht, so versetzen wir unter englischer Herrschaft eigentlich die europäische.

Hat England in Indien zum Vortheil seines Handels herrschen wollen, so kann es denselben seine Freiheit von dem Tage an zurückgeben, wo der Handel zwischen beiden gleich ist, wo Indien von Englands Produkten eben so viel empfängt, als es denselben von seinen eigenen giebt. Alsdann wird sich die Suberänität in bloße Handelsbeziehungen verwandelt haben; und diese ersparen alle die Ausgaben, welche Niederlassung, Krieg und Behauptung verursachen. Dergleichen hat England durch seine Trennung von den vereinigten Staaten gewonnen: sein Handel hat sich vereinfacht, und alle Kosten haben aufgehört. Die Berechnung ist überall dieselbe. Sie stellt sich bei allen Colonial-Fragen dar, gleichsam zum Punkt zu bestimmen, bis auf welchen man einen Besitz dieser Art behaupten oder fahren lassen muß.

Aus diesem Zustande der Dinge ergeben sich zwei Betrachtungen: 1) Welches ist Europa's Interesse in Hinsicht der Suberänität von Indien? 2) Welches ist Europa's Interesse in Beziehung auf seinen Handel?

In dem Colonial-System, vorzüglich aber in Indien, hat die Suberänität nur Einen Zweck: nämlich das Produkt, nicht die Macht; denn die Colonien sind nur europäische Pachtböden, nicht direkte Machtmittel, so wie es die Provinzen verschiedener Staaten in Beziehung auf diese Staaten sind. Die Produktion und

Handel will man Colonien; die Suberdnadt ist nur das Mittel zur Erhaltung oder Ausdehnung derselben.

Ist die Suberdnadt die Quelle dieses Handels, und dient sie zur Ausgleichung der Ungleichheit desselben: so verdoppelt sich ihr Verd. Er beht sich sogar auf Diejenigen aus, welche keinen Theil daran haben, deren Capitale aber in gemisser Rücksicht erhalten werden. In dieser Beziehung nun beschäze die Herrschaft der Engländer in Indien die Vortheile Europa's. Vermöge der Suberdnadtrechte, welche die Compagnie genießt, und vermöge der Ausdehnung, welche eben diese Suberdnadt dem Handel gewährt, erspart England dem übrigen Europa den Verlust der Capitale, welche nothwendig seyn würden, um die aus jenen beiden Quellen abfließenden Vortheile zu ersetzen. Wenn also die englische Herrschaft gleich wäre der Summe von 60,000,000 Franken, in Produkten, welche nach Indien ausgeführt werden: so würde der Theil dieser Summe, welcher nicht durch einen von der Suberdnadt unterstützten oder herbeigebrachten Handel gebildet würde, Europa zur Last fallen und die Masse seiner Capitale um eben so viel verringern; denn man müßte ihn, anstatt der Waaren, in baarem Gelde nach Indien führen. In dem Zustande von Theilung, worin sich die Welt befindet, ist, in gewisser Hinsicht, aller Reichthum Gemeingut, und kein Theil Europa's kann verarmen, ohne daß die übrigen dies empfinden. Dem zufolge ist die Ausdehnung der Suberdnadt, welche ein Volk ausübt, das den Indiern die meisten Gegenstände des Luxus darbieten kann und dies vermöge der Suberdnadt bewirkt,

eben so anwendbar auf Europa, wie auf dies Volk selbst, und die Gesamtheit Europa's theilt die Vortheile dieses Volkes. Es kommt also gar nicht darauf an, zu wissen, wer dies Volk ist, und welchen Namen es führt, wesfern es nur ein Volk ist, welches die Fähigkeit hat, seine Herrschaft am weitesten auszudehnen, und solche Bedürfnisse zu erzeugen, welche die Capitale Europa's ersparen: ein einfacher Calcul, bei welchem alles sich zum Vortheil England's erklärt. Wie, wenn die englische Subrännie, sey es durch sich selbst, sey es durch den Handel, dem sie die von Europa nach Indien gesendeten 60,000,000 Franken leihet, diese Summe wieder auskumpet: sollte alledann England nicht eben so sehr zu Europa's, als zu seinem eignen Vortheil erobert? Denn für Europa ist es doch einmal besser, daß sein Geld sich in Europa und selbst in England befindet, woher die Handels-Transactionen es immer zum Theil zurückziehen werden, als in Indien, wo es für immer bleiben würde. Wenn Einige lieber Indien, als England, bereichern möchten: so gesehen wir, daß wir nicht so indisch gesinnt sind.

Dies führt zu der Frage: ob die Herrschaft eines Einzigen in Indien für Europa nicht nützlicher sey, als die Herrschaft von Vielen.

Diese Frage beantwortet sich nach der örtlichen Entfernung, welche Indien von Europa scheidet, und nach der stilschen Entfernung, welche den Indier von dem Europäer trennt.

Lesen wir nie aus dem Augen, was Europa für Indien, und was der Indier für den Europäer ist.

Der Feindere ist ein aus der Ferne gekommenener Fremdling, welcher Krieg, Unterdrückung und Sklaverei gebracht hat. Welches können also die herrschenden Bestimmungen Indiens gegen diesen Fremdling seyn? Keine andere, als welche Europa haben würde, wenn Sie die seine Herren wären. Man hat gar nicht nöthig, zu sagen, was Indien thun würde, wenn es die Macht dazu hätte. Der Indier leidet, was er nicht abändern kann. Sanft, furchtsam, frei von allem den glühenden Leidenschaften, welche das Blut des Weilaners siedend machen, getrennt durch Scheidewände, denen die Sitzen Heiligkeit verliehen haben (ich meine die Casten), bietet er dem Feinde einen Nacken dar, den er keiner Art von Sklaverei entgegen kann. Die kirchlichen und politischen Gesetze dieses Landes hatten die Herrschaft Europa's längst dadurch vorbereitet, daß sie bei diesem Volk alle Trübsalen des Widerstandes gebrochen hatten. Insofern, was in Beziehung auf Indien im Allgemeinen wahr ist, das ist nicht eben so wahr in Beziehung auf alle Völker und alle Souveräne Indiens. Diese sowohl, als jene, haben ihre Feindschaften, ihre Angelegenheiten, ihre Politik, und brauchen die Indier zu ihrem Werkzeuge nach Maßgabe ihrer Willkürigkeit. Sie haben diese Souveräne aufgehört, die feindseligsten Gesinnungen gegen die Europäer zu unterhalten. Die Maratten leben mit ihnen in einem unaufhörlichen Kriege. Verbündeten sie sich mit Etzigen, so geschieht es nicht aus Freundschaft, sondern um sich ihrer Unterstützung gegen einen stärkeren Feind zu bedienen. Erzügen sie nun durch diese Unterstützung den Sieg davon — wie

kann man glauben, daß sie Die zu Erben der Macht einsetzen würden, die zur Zerstörung derselben beigetragen? Was würde Tippu-Saib gethan haben, wenn er mit Hilfe der Franzosen über die Engländer triumphirt hätte? — er, der einem seiner Abgesandten in Frankreich den Kopf abschlagen ließ, damit er ihm nicht länger beschwerlich fallen möchte mit den Nachrichten, die er ihm von diesem Lande mittheilte? Es liegt außer allem Zweifel, daß die Vertreibung der Europäer aus Indien der Grundstein aller Gedanken und Wünsche eines Indiers ist und seyn wird. In einem solchen Falle aber darf man kaum die Frage aufwerfen, ob eine einzige, stark begründete und -kräftig gehaltene Herrschaft für Europa nicht eine bessere Verwahrung in Hinsicht Indiens sey, als die Trennung in mehrere Souveränitäten, deren Wesen immer darin besteht wird, daß sie sich herrersüchtels, bekämpfen und die Eingebornen zu Hilfe rufen, um sie den Gegnern entgegen zu stellen. Haben die Europäer während der drei Jahrhunderte, die sie im Besitze von Indien sind, etwas Anderes gethan? Indien ist unter sie getheilt worden. Was entstand daraus? Nichts weiter, als daß sie die Fürsten des Landes gegen einander hetzten, sie in alle ihre Fäulereien verflochten, so wie in alle Geheimnisse ihrer Politik, ihrer Taktik, ihrer Mordkünste, ganz vergessend, daß diese Fürsten neben ihrem Interesse für die Europäer noch ein anderes hatten; nämlich daß, die Gründe aller der Fremdlinge zu seyn, die sich bei ihnen niedergelassen. Gesellte sich zu der Gesetze, welche eine, durch eine Handvoll Engländer zusammenge-

haltene

haltene Armee von Indiern für Europa in sich schließt, noch die zweite Befahr einer indischen Armee im Dienste Frankreichs, Hollands und Portugals: so würde man bald sehen, wie lange alle diese indischen Armeen im Dienste der Europäer seyn, und ob die europäischen Vahnen nicht sehr schnell durch indische ersetzt werden würden. Wohlan, hierin liegt das Gefährliche einer Vertheilung Indiens in mehrere Souveränitäten. Was thaten demnach die Europäer, als sie eine Klasse von Indiern bewaffneten und zu sich empoheden? Sie bildeten die Nation Indier; sie betrieben ihre gemeinschaftliche Vertheidigung; sie betrachteten sich ein Schicksal, dem ähnlich, das sie in Japan erlebte. Anstatt der Herrschaft über Indien, würde man ihnen Dattel angewiesen haben, um ihr Geld in Empfang zu nehmen für Waaren, die man ihnen, mit allen Sachen der Verachtung, des Mißtrauens und des Hasses, bewilligt hätte. Europa hat nicht Ursache, stolz zu seyn auf die Stellung, in welcher es in Japan und China erscheint; eine bessere aber hatte es in Indien nicht zu erwarten, wenn die Indier über die Engländer gesiegt hätten. Indem man den Arm der Indier gegen England bewaffnete, schmiedete man die Werkzeuge des allgemeinen Verderbens für die Europäer. Im Fall einer Vertheidigung der sämtlichen Europäer, würde entweder aller Handel mit Indien aufgehört haben, oder er hätte festgesetzt werden müssen mit Werten, welche die Tribute der europäischen Souveränität über Indien ersetzt hätten. Also entweder ein Handels-Interdict,

womit man Europa belassete, oder eine Steuer, womit man es zum Vortheil Indiens belegte!

Die Herrschaft eines Einzigen begegnet allen diesen Rücksichten. Sie schließt alle Verbindungen, alle Intriguen mit den Fürsten dieses Landes aus; sie macht die einzige Kraft stark genug, um allen Willkür zu widerstehen; sie ist in Indien die Schutzwehr Europa's, und die Gewährleistung für die Unabhängigkeit Indiens.

Aber wie lange wird England noch in dem Besitz Indiens bleiben?

Die Antwort ist einfach.

So lange, bis der Beschmack Europa's Indien hinlänglich durchdrungen hat, damit der Handel zwischen beiden gleich sey.

Ist dieser Zeitpunkt gekommen, so giebt es keinen Beweggrund, es noch länger zu behalten. Wirkliche ist ein sehr kurzer vorhanden, es sich selbst zu überlassen; denn man wird alles gewinnen, was die Kriege kosten, die man daphsel geführt hat; auch die Verwaltungskosten, welche nicht durch ein sich gleichbleibendes Einkommen gedeckt sind. Vorausgesetzt, daß die Europäer alldann noch als Handelsleute in Indien aufgenommen werden, haben sie kein weiteres Interesse an Territorial-Besitz, so wenig in Indien, als in China und in der Türkei. Was schadet es Europa, daß es nicht weiter in diesen beiden Ländern ist?

Der europäische Calcul, den England machen muß, beschränkt sich also auf Verbreitung europäischer Bedürfnisse in Indien, diese mögen nun vom Boden oder vom Kunstfleiß herrühren. Auf dieses große Resultat muß

Sich also seine Herrschaft beschränken. Ist es ihm gelungen, den Schmuck Europa's in Indien so einzuführen, daß sich zwischen beiden Ländern feste und gleiche Verbindungen bilden: alsdann kann England seine Sessel verlassen und nach Europa richten, mit sich nehmend seine Soldaten, seine Richter, seine Subalternen, seine Archive, alle Werkzeuge einer andern Ordnung und Zeit, zurücklassend friedliche Betreiber, gewerbetätige Kaufleute, die in ihren Comptoirs viele Schätze sammeln, als zahlreiche Armeen und eine Regierung, deren verschiedenes Mächtigkeits die Beweglichkeit verloren hat. England wird alsdann von neuem gewinnen, was es schon einmal in America gewonnen hat *).

Diese Umwälzung wird beschleunigt werden durch den letzten Zustand, welcher dem indischen Handel vorgezeichnet ist: eines Zustands, der herbeigeführt aus dem vier Parliaments-Acten, welche den 17ten Dec. 1813

*) Ist dies das einzige Anreizmittel für Indien, so wird die Ehre der Freiheit nie für dasselbe aufzuhaben. Denn welche Schwierigkeiten hat man, ein Volk zu reorganisiren, das Jahrhunderte sittem Verfall und Elend über sich gelassen ist, das ihm noch jetzt mit dem der Schwachheit anhängt, wie vor drei Jahrhunderten, als die Europäer hier ihre Herrschaft machten, das endlich durch die Macht des Wissens über so viele Entdeckungen hinweg ist, was wirklich der Casus für gar nicht befristet, was man sie nicht haben kann! Aber bei Aufhebung der Indier lassen sich diese Triumphe davon lassen. Das wissen die Briten so gut, daß sie nicht einmal den Versuch wagen können. Mit einem Worte: die Herrschaft der Engländer über die Indier muß eine ewige sein, wenn ihr Eifer auf dem, von dem Verfall hergeleitet werden, nicht erfolgen soll.

bekannt gemacht worden sind. Nach ihnen werden, vom 10ten April 1814. an, alle englische Unterthanen zu dem indischen Handel hinzugelassen, und der Compagnie bleibt nur der Irohande! und die Befuchung der Häfen von China. Diese vier Acten haben, nach einem ganz neuen System, Regelmäßigkeit in den indischen Handel gebracht. Selbst Amerikaner sind hinzugelassen worden. Sehr wahrscheinlich ist, daß das noch gegenwärtig existierende Monopol der Compagnie das letzte seyn werde, welches England zuläßt, und daß die Hebeliegenheit des nicht privilegierten Handels sich auf eine Weise zeigen werde, welche alles Ausschließende, alles Monopol, für die Zukunft entfernt. Man kann sich in dieser Hinsicht auf die Geschichtsrit und Oelonomie verlassen, welche der persönliche Verkehr dem Kaufmanne einflößt. Der ausschließende Handel Indiens war der letzte Schlußstein dieser Art des Verkehrs, welcher der Welt so viel Schaden gethan hat. Verloren ist dieser Schlußstein. Man muß hierin die Fortschritte der Civilisation bewundern, welche allenthalben die Mißgehaltungen angreift, die ihre Entstehung, zum Nachtheil des menschlichen Geschlechts, den Vorurtheilen der Unwissenheit verdanken. Sie hat Afrika von den Meeräubern gereinigt, welche die europäischen Meere beunruhigten, und Europa verheeren, die Küste Afrika's auf Neue zu entdecken. Sie kämpft in Amerika für die Rechte eines ganzen Continents. Sie öffnet Indien allen Wohlthaten eines Handels, welcher auf dem Wechsel Wert, die daran Theil nehmen, gestellt ist. Diese Veränderung in den Handelsbahnen Indiens wird die

wichtigsten Folgen für England, für Europa und für Indien haben. Der Reichthum wird sich vermehren durch die Verbindungen, welche zwischen den Europäern und den Indiern entstehen. Diese, indem sie Theil nehmen an gesellschaftlichen Institutionen, von welchen sie bisher ausgeschlossen waren, werden zum ersten Male eintreten in die bürgerliche und politische Ordnung. Sicherheit und Eigenthum hatten sie bereits, wie die Europäer. Der Handel wird ihnen Reichthum und Glück geben, und durch die Kraft von beiden werden sie sich zu Indern erheben, die ihnen bis jetzt fremd waren. Die letzte Folge wird ihre Befreiung von fremder Herrschaft seyn. Dann aber werden Handelsverbindungen, auf echter Grundlagen gestützt, so vortheilhaft geworden seyn, daß sie den Platz einer Souveränität einnehmen, die nicht länger aufrecht erhalten werden kann, einmal weil sie allzu losbar geworden, zweitens weil sie unnütz ist *).

Die Eröffnung Indiens für den besondern Handel ist für Indien, was für Amerika die Eröffnung der Häfen von Mexiko und Peru, d. h. die Unabhängigkeit von Spanien, seyn würde. Sie liegt auf beiden Seiten gleich sehr in der Natur der Dinge.

*) Hieraus geht noch immer nicht hervor, daß sowohl ein Zeitalter daheintreten werde, wo Oligarchien von Souveränen von Oligarchen entsetzt. Die Sache wird sich anders auf ihrem ganz andern Wege machen; nämlich dadurch, daß einer von den heillosen Souveränen, um einer lässigen Herrschaft zu entgehen, für gut befindet, sich zum Souverän aufzumachen, was, ob es gleich öfters H. unter günstigen Umständen leicht gelingen kann.

*) Hieraus geht noch immer nicht hervor, daß sowohl ein Zeitalter daheintreten werde, wo Oligarchien von Souveränen von Oligarchen entsetzt.

II. Was wird aus den vereinigten Staaten werden?

Die vereinigten Staaten sind seit vier und dreißig Jahren als frei und unabhängig anerkannt. Seit dieser Zeit haben sie zugenommen an Umlaufumfang, Bevölkerung und Reichthum. Ihr Aufstreben, groß und umfassend, entspricht der Triebfeder, welche dieses schnelle Wachsthum bewirkt. Mit Einem Worte: ihre Besitztümer sind so bedeutend, daß die Geschichte nichts Aehnliches von wachsenden Völkern aus sagt, diese mögen der alten oder der neuen Welt angehören.

Es kann daher nicht anders als annehmend seyn, die wahrscheinlichsten Ergebnisse dieses Wachsthums zu untersuchen.

Gleich auf den ersten Blick erkennt man, daß sie dahin streben, das ganze Amerika in zwei Theile zu sondern, von welchen der eine, und zwar der nördliche, das Wesen der vereinigten Staaten und der Völker des nördlichen Europa, der andere das Wesen der Spanier und der südlichen Völker annehmen wird.

Canada und Mexico gehören den britischen Völkern an. Die vereinigten Staaten selbst sind ein England in Amerika. Sie sind sogar noch etwas mehr; denn, da sie später gegründet worden sind, so haben sie, mit Benutzung der Aufklärung ihrer Zeit, sich nach besseren Plänen einrichten können, als England, dessen Institutionen, wenn gleich die besten in Europa, das Erzeugniß milderer aufklärter Zeiten sind, als die gegenwärtige.

Diese große Abtheilung Amerikas wird also unter dem Einflusse der Sitten und der Civilisation des nördlichen Europa gedeihen. Die ganze zweite Abtheilung, bevölkert von europäischn Südvlkern, wird hberherrst unter dem moralischen Einflusse des mtzglischen Carocb bleiben. Die Herrschaft wird sich verandern; aber die Sitten werden bleiben, und auf die Dauer geht das Schicksal der Nationen aus den Sitten herder. Amersica wird sich demnach in zwei Sitten-Zeuen theilen, gerade so wie Europa in zwei klimatische, sttliche und stndliche Zeuen getheilt ist.

Seit dem Jahre 1776 hat sich das Gebiet der vereinigten Staaten verdreifacht, die Bevöllerung verdreifacht, und Handel und Schifffahrt haben noch bedeutender zugenommen. Die amerikanische Flagge weht allenthalben. Die britische allein ausgenommen, bietet sie den Flaggen aller europaischen Vlker in deren eigenen Hfen Trost. Eine wahre Jesaßen!

Die Bevöllerung der vereinigten Staaten betrug den 1sten Dec. 1816:

an Weißen . . . 7,000,000

an Schwarzen 1,650,000

Die Ausfuhr, welche sich im Jahre 1794 auf 33,026,123 Dollars belief, erhob sich im Jahre 1806 auf 101,535,960 Dollars.

Die Zahl der Handelsabeynzt betraut sich auf 12,000.

Das Einkommen betraut 25,000,000 Dell.

Die jhrliche Ausgabe . . . 19,500,000 .

Uberschuß 5,500,000 .

und Wenn einige dreißig Jahre hingereicht haben, um dies Resultat hervorzu bringen, wie wird es mit demselben nach Hundert, wie nach zweihundert Jahren stehen? Die Zukunft Amerika's ist nicht zu berechnen. Es ist offenbar bestimmt, die Gesalt der Welt zu verändern. Nach Franklin's Berechnungen, die sich bisher als richtig bewiesen haben, muß sich die Bevölkerung Amerika's alle zwei und zwanzig Jahre verdoppeln. Man berechne, wenn man kann, die Wirkung dieser Progression in einigen Jahrhunderten. Hunderte von Millionen Menschen können zum Vorschein *) Nichts vermag, dies zu verhindern. Was die erste Million geschaffen hat, wird auch die letzte schaffen; nämlich die Reichthigkeit der Existenz und die Bemerkthätigkeit, welche wachsen werden durch Alles, was alle Völker der Erde gewinnen. Denn durch die unter ihnen eingeführten Gesetze der Mittheilung wird jeder Vortheil, den das eine dieser Völker erwirbt, zu einem gemeinschaftlichen für alle. Also sobald die Unabhängigkeit das spanische Amerika belebt haben wird, werden die vereinigten Staaten sich durch Theilnahme an seinem Handel an dasselbe

*) Hier folgt die Uebersicht der wahrscheinlichen Bevölkerung in den vereinigten Staaten während einer Periode von 50 Jahren, welche gleich ist zwei Generationen:

im Jahr 1817	•	5,550,000	} Menschen
— — 1840	•	17,300,000	
— — 1863	•	34,600,000	
— — 1886	•	69,200,000	

oder vier Fünftel der Bevölkerung Europa's,

anschießen; Tausende von Schiffen, welche die bisherige Abhängigkeit von Mexiko's Häfen durchdringt, werden ihren Lauf dahin richten. Zum Beispiel: je mehr Rußland in Aufnahme kommt, desto mehr werden die vereinigten Staaten dahin führen und daher bejehet, und, mit Rußland, in Flor kommen. Es ist ja immer diese Wirkung und Rückwirkung, diese Liebe und Bluth der Bewegungen und Austauschungen, was die Bewegung vermehrt, und eben dadurch Verdüsterung und Reichthum vergrößert. Die vereinigten Staaten werden also durch das Glück der Welt wachsen und es zu benutzen verstehen. Man kann sich in dieser Hinsicht ganz auf sie verlassen. Die Quelle ist, wie man sieht, reichlich und groß.

Wann die Welt so viel Mühe hat, die Last von achtzehn Millionen Engländern zu ertragen, welche allenthalben die Macht als ein Mittel des Handels, und den Handel als ein Mittel der Macht verfolgen — was wird geschehen unter der Bürde einer nicht zu bestimmenden Zahl von Amerikanern, die, von denselben Triebfedern in Bewegung gesetzt, sich außerhalb des Bereichs der europäischen Negresse-Kraft befinden, und nichts wissen von den Sängelhändlern, welche unter den Europäern die Entwicklung yöngen! Der Amerikaner ist nicht ein Amerikaner Amerika's, sondern ein Amerikaner Englands, ein gereinigter Engländer, der in der Entfernung von seinem Vaterlande den Muth, den Geist, die Thätigkeit, die Anseligkeit beibehalten hat, welche den Engländer Europa's auszeichnen. Der Amerikaner hat sich instinktmäßig dem Ocean zugewendet,

d. h. dem Handel und der Schifffahrt; und da giebt es große Gefahren. Er ist den Natrieben des Bluts gefolgt, welche ihn zu allen See- und Handelsverrichtungen bestimmen. Man fahre nur fort, Bedürfnisse zu haben und zu verzehren. Niemand verlangt der Amerikaner nicht, und man kann von ihm dasselbe sagen, was sonst von dem Holländer galt, nämlich: „Wächst nur der Handel, so wird es nicht an Holländern fehlen.“

Die vereinigten Staaten haben Louisiana erworben; sie haben sich erstaunlich hinter den Apalachien ausgedehnt, und streben, bis zu den Küsten des Südmeers zu gelangen. Im Norden umfassen ihre Niederlassungen Mexiko; und es ist nicht daran zu zweifeln, daß sie die Grenzen Louisiana's bis zu dem großen Fluß der Rorte hinführen streben werden. Als England die vereinigten Staaten besaß, sorgte es dafür, Madien und Florida mit denselben in Verbindung zu bringen; jenes durch den Tractat von Utrecht im Jahre 1713, dieses durch den Tractat von 1763. Durch diese doppelte Vereinigung vergrößerte England die Besiznahme der ganzen Ostküste Amerika's, von dem mexicanischen Meerbusen bis zum St. Lorenz-Flusse, und gleichzeitig trat es in den Besiz von Canada. Auf diese Weise hatte es dem Nachtheil gesteuert, auf den beiden Flanken seiner Colonie feunde oder feindliche Besizungen zu haben; es hatte diese beiden Arme an den Körper seines Domains befestigt, und dadurch die Absicht der Natur erfüllt.

Derselbe Plan wird der Besizsamkeit der vereinigten Staaten nicht mißschöpfen. Schon haben sie ange-

sangen, sich mit den beiden Flüssen zu beschäftigen. Was Madien und Canada betrifft, so werden die vereinigten Staaten immer dahin streben, beide von England zu trennen, es sey nun auf dem Wege der Eroberung oder der Unabhängigkeit. Die schwache Bevölkerung der vereinigten Staaten hat den Engländern bisher diese Besitzungen erhalten; allein, wie will England dieselben verteidigen, wenn eine ungeheure Masse amerikanischer Bevölkerung in die Thore einbringt! Von dem Tage an, wo die vereinigten Staaten ein Heer von 50,000 Mann auf die Seine bringen können, sind Madien und Canada für die Engländer verloren. Diese werden sich, in Hinsicht der Amerikaner, in einer Lage befinden, welche der gleichkommt, wenn sie sich weisland in Frankreich befänden. Die Engländer werden in Canada seyn, wie sie in Frankreich waren, so lange sie die Guyenne und die Normandie besaßen; oder wie die Schweden in Finnland, seitdem es ein Poreeburg gab: wiewohl mit dem Unterschiede, daß die Guyenne und Finnland sich einige Meilen von England und Schweden befinden, anstatt daß die vereinigten Staaten vor den Eingebornen Canada's stehen, und England tausend Stunden davon entfernt ist. Hauptbedenken muß man die Kosten, welche dieser Krieg für beide Staaten nach sich ziehen wird; denn es springt in die Augen, daß jeder Krieg in Amerika den Engländern unendlich mehr kostet, als den vereinigten Staaten. In der That, es würde wünschenswerth seyn, zu wissen, wie viel der letzte Krieg in Canada den Engländern gekostet hat!

Es ist demnach erwiesen, daß die vereinigten Staa-

ten über kurz oder lang den Norden von Amerika beherrschen werden. *)

Über was wird aus diesem Bundesstaat werden? Wird er beisammen bleiben und die republikanische Form beibehalten? Ist er bestimmt, den alten Grundsatz zu widerlegen, daß die Republik in eben dem Maße verschwindet, in welchem sie sich vergrößert? Wird eine Regierung, welche sehr gut für eine Bevölkerung von vier bis acht Millionen paßt, auch für einen gleichförmigen und zusammengezogenen Gebietsumfang, auch für eine weit größere Bevölkerung passen, und für eine unermessliche Ausdehnung? Wird, wenn ein sehr großer Theil dieses Bundesstaates sich hinter ungeheuren Gebirgsketten befindet, wie die Apalachen sind, der Theil, welcher auf der entgegengesetzten Seite dieser Erdtheile wohnt, nicht beisammen bleiben und unabhängig von jenem leben wollen? Die Nähe der vereinigten Staaten bei ihrer ersten Bildung, ihre Lage am Meere, die ihre gegenseitigen Mittheilungen erleichterte, hat ungemein viel zu ihrer Vereinigung in einen einzigen Staat beizutragen; allein gegenwärtig, wo diese Staaten sich tiefer ins Land hineinziehen, wo die Entfernungen sehr bedeutend geworden sind, wo man, um zu einander zu gelangen, schwinlige Erdwege übersteigen muß — gegenwärtig werden sich die vereinigten Staaten zu einander verhalten, wie Italien und Spanien zu Frankreich. Durch die Kraft der Dinge müssen die gegenseitigen Bande erschaffen; wie stark ein Tau auch sey, es bricht in seinem Mittelpunkte, sobald es allzu lang wird.

Die vereinigten Staaten sind kein ausgebildeter

Staat. Sie wachsen; und dieß ist alles, was man mit Sicherheit von ihnen sagen kann. Wo dieß Wachsthum endigen und was es hervorbringen werde, wer vermag das zu bestimmen? Amerika's Bevölkerung bewegt sich mit Leichtigkeit durch die größten Räume; und allenthalben erkundet sie sich nach den besten Mitteln, sich auszubilden und zu sichern. Ihr Reichthum ist noch nicht gemacht. Aber er wird sich machen und ausfüllen, und wenn er ausgefüllt ist, wird er sich theilen. In jetzt verlassenen Gegenden werden sich Städte erheben, wie Philadelphia und Boston. Wie diese sich vor 150 Jahren auf dem wilden Strande Amerika's bildeten, so werden auch jene sich bilden; und wenn die Bewohner der letzteren in ihrem Schooße alles das finden, was Boston und Philadelphia senden, als sie sich von London losrissen: so werden sie sich auf gleiche Weise von Boston und Philadelphia trennen; denn man sucht nie in der Weite, was man in der Nähe hat. Alle große Staaten, wie Rußland, das spanische Amerika und die vereinigten Staaten bleiben zusammen, weil sie nahe hinlänglich bewohnt sind; bevölkert man sie, so trennen sie sich. Wo ist die Regierung, welche den Angelegenheiten von hundert Millionen Menschen genügen kann! wo das Auge, welches der Bewegung einer solchen Masse folgen, der Kopf, welcher sie leiten, der Arm, welcher sie zusammenhalten könnte! Von dem Tage an, wo Rußland hundert Millionen zählt, theilt es sich, und die bedeutenden Schritte, die es in Europa und in der Civilisation that, sind eine Vorbereitung zur Trennung in mehrere Staaten. China macht eine

Aufnahme von dieser Regel; aber es macht sie nur, weil dies Nicht überhaupt eine Ausnahme bildet. Die Regierung liegt mehr in den Sitten, als in den Menschen, mehr in den Ceremonien, als in den positiven Befehlen; und in China thut man mehr aus Nachahmung, als auf Befehl.

In dem entgegengesetzten, aber von aller Wahrscheinlichkeit entblößten Falle, daß sich der Verein erhalten sollte, würde sich die Regierungsform verändern, aber es müßten sich die Begriffe von allem, was die Menschen regiert, verändert haben. Es scheint aber allen Regeln der Wahrscheinlichkeit angemessen, daß die vereinigten Staaten thun werden, was England hätte thun sollen, um Amerika zu retten; nämlich einen Thron errichten, anstatt hundert tausend Mann und zwei Milliarden (Franken) daran zu setzen, gegen alle Vernunft und Wahrscheinlichkeit. Die vereinigten Staaten werden thun, was auch Frankreich hätte thun sollen, um Canada zu behaupten; ein französischer Feind, in Canada anseßig gemacht, würde dies Land für Frankreich erhalten haben, anstatt daß die französische Regierung es den Engländern zuwarf, weil sie wollte, daß es zu Frankreich gehören sollte. Es ist an den vereinigten Staaten, diese beiden Hebelgriffe gut zu machen. Sie haben das Königthum in große Gefahr gebracht durch die Nachahmung ihres Congresses, die sich über ganz Amerika ausdehnt. Es kann daselbst mit Spanien scheitern; und dieses große Schauspiel, der Welt von einem Lande gegeben, das die edlern Metalle liefert, ist wohl geeignet, auf den Geist der Menschen einen

Eindruck zu machen, welchen alle Regeln der Weisheit verjehren gebieten, und um jeden Preis *).

Man muß abwarten, wie gut Die, welche so wenig vorhergesehen haben, Alles wieder zurecht bringen werden, wenn der Schaden geschehen ist; aber abdamit wird man nicht weniger Besorgni erheben, als wenn es unter der Schutzdecke der Unmöglichkeit selbst zu Stande gekommen wäre. Gibt es noch etwas Auffallenderes, als dieses Schauspiel selbst: so ist es die Unbereueglicheit Dorer, welche ihm beizuhornen, als ob sie nichts davon verständen **).

*) Es handelt sich hier um eine Sache, die noch in weiter Ferne liegt. Ein bestrizten Staat ist nicht möglich, kannte nicht möglich zu werden. Wir bemerken nur, daß das Königthum sich selbsthalten von sich selbst, wo es Dürftigkeit nicht, d. h. wo die Wohlthätigkeit sich vollständig entwickelt hat, um Kosten zu erfordern. Mit einer Bevölkerung von 30,000,000 werden die vorzüglichsten Staaten, außer des Präsidenten, eines König haben, er konnte, mehr er wollte. Im spanischen Amerika bringt die Verbesserung vom Mutterlande die sogenannte Republik mit sich, allein diese wird in Mexiko und Peru nicht lange bestehen.

Kamerl. des Herausg.

** Die letzten Sätze sind freilich sehr dunkel; unferntig aber will der Verfasser sagen: „man muß abwarten, welche Wirkung der Dinge erkönnen wird, nachdem sie bisherige aufgetreten ist; insbeson ist nicht so unbedenklich, als die Wohlthätigkeit, wo mit die Staatlichen Mutterlandes Europa's, verjünglich aber England, dem Befehl der spanischen Colonien geben.“ Ist dies; wie wir nicht wissen, der Sinn, so läßt sich darauf folgendes erwidern: „In ihrer Zeit, wo dieser Befehl erkönt, war Europa viel zu sehr mit seiner eignen Rettung beschäftigt, als daß es seine Aufmerksamkeiten auch auf Amerika hätte richten können, und als

of im Jahre 1804 ihre Unabhängigkeit von einem andern Staat erlangt hatte, da hatte das Volk eben so sehr um sich gegreift, daß alle Hilfe vergeblich war. Ganz unvorbereitet waren die spanischen Amerikaner über die Unabhängigkeit vom Mutterlande nicht gekommen, ohne daß, während mit der Zeit, sich alle Veränderungen in Europa veränderten. Über den Untergang des Königthums in spanischen Amerika wird nie ein solcher Einfluß gefühlt, daß ihn derselben der Untergang des Königthums in Europa zu vergleichen wäre; und zwar deshalb nicht, weil man dahin gekommen ist, zu begreifen, daß das Königthum zum Behn der Regierung gerade so gethet, wie diese zum Behn der Gesellschaft. Selbst für das spanische Amerika kein der Untergang des Königthums nur vorkommend sein. Es muß sich nämlich wieder zeigen, daß in der Person eines Präsidenten, und kann mit immer größerem Rechte und Befugnissen, wie das päpstliche Vorkaufsrecht der Gesellschaft ist versehen. Unmöglich wird das spanische Amerika in eben so viele Staaten zerfallen, als es ehemals eine Königreiche gab. Dies ist zu und für sich sehr natürlich. Weil daraus aber ein großer Vortheil entspringen, so wird gleich die Folge die Anlage zur Erleichterung gemacht werden. Mit der mehrfachen Bevölkerung wird sich die Einheit des amerikanischen Continents ganz von selbst finden, vielleicht sogar auf dieselbe Weise, wie in Europa; denn es läßt sich nicht verkennen, daß Amerika gegenwärtig mehr als eine Gesellschaft mit jenem Europa hat, welches die Geschichte des fünften und sechsten Jahrhunderts darstellt.

Anmerk. des Herausg.

(Fortsetzung folgt)

Philosophische Untersuchungen über die Römer.

(Fortsetzung.)

XVIII.

Constantin der Große.

Der Beinamen des Großen wird nur von solchen Negativen erworben, die, indem sie durch ihre persönlichen Eigenschaften die ganze Gesellschaft mit sich fortreißen, bleibende Wirkungen hervorbringen, welche als eben so viele Denkmäler ihrer Ruhmsucht bestehen. Nichts kann also weniger usurpirt werden, als dieser Beiname; und wenn die Kritik nach Jahrhunderten Anwendungen gegen die Rechtmäßigkeit eines solchen Gespinnst macht, so kann dies nur daher rühren, daß sie sich nicht gehörig in die Zeiten versetzt, wozin er erworben wurde. Zugucken, daß ein Unterschied Statt findet unter den Negativen, welche in der Geschichte den Beinamen der Großen führen: so rühret dieser Unterschied doch niemals von den Mitteln her, welche sie angewendet haben, das Gedächtniß ihrer persönlichen Größe aufzuführen;

den diese Mittel waren wenigstens in so fern dieselben, als sie die Gerechtigkeit Anderer, sich ihnen unterzuordnen, nach ihrem ganzen Vermögen beugten, um in dem Urtheil der Welt als die einzigen Schätzbaren da zu stehen.

Was den Imperator Constantin betrifft, so vergessen wir, welche, durch Ausübung minder lobenswerther Handlungen, seiner Monarchengröße Abbruch thun würden, daß diese Größe auf einer dreifachen Schöpfung beruhet, die in den Zeiten, wo sie zu Stande gebracht wurde, gewiß höchst bewundernsworth war. Diese dreifache Schöpfung war: 1. die Gründung einer neuen Hauptstadt; 2. die Einführung einer in sich selbst zusammenhängenden Verfassung, wie das römische Reich sie vor ihm nie gehabt hatte; 3. die Erhebung des Christenthums zur Staatsreligion. Dies alles hat die wichtigsten Folgen gehabt: Folgen, welche noch jetzt fortdauern, und Constantins Namen den entferntesten Jahrhunderten eben so geführt werden, wie sie ihn dem wäsrigen zugeführt haben; Folgen, die seine großen persönlichen Eigenschaften in einem solchen Glanze darstellen, daß die einzelnen Tugenden derselben nicht in weitere Betrachtung kommen. Eben deswegen nun wird es nöthig seyn, bei diesen einzelnen Momenten von Constantins Größe zu verweilen.

1. Es ist im letzten Abschnitte dieser Untersuchungen aufeinander gesetzt worden, weshalb Rom nicht der Sitz der Regierung seyn konnte, wenn diese sich mit einiger Freiheit bewegen wollte; die großen Schwierig-

heiten, welche der Depositär der Einheit fand, seinen Willen als den allgemeinen aufzutragen, mußten um so mehr entscheiden, da sie seit zwei Jahrhunderten durch die geistliche Entfernung, weein sich die Imperatoren von Rom gehalten hatten, und durch das, in der engsten Verbindung damit stehende, moralische Versinken des römischen Volks erhöht waren. Es fanden für Constantin in dieser Hinsicht eben die Beweggründe Statt, welche Peter den Großen bestimmten, Moskau zu verlassen, und den Sitz der Regierung nach Petersburg zu verlegen. Bedenklich war die Sache allerdings; sie war es vorzüglich durch den Umstand, daß, da das römische Reich mehr Länge als Breite hatte, vor allen Dingen untersucht werden mußte, was weniger gefährlich sey, der Andrang der Hellenen, oder der der nordlichen Völker; es läßt sich auch nicht leugnen, daß durch die Verlegung des Sitzes der Regierung nach Syzig den letzteren ein bedeutender Vortheil gestiftet wurde: ein Vortheil, aus welchem alle die Veränderungen hervorgegangen sind, denen Europa seine gegenwärtige Gestalt verdankt. Allein es läßt sich eben so wenig leugnen, daß, wenn Rom der Sitz der Regierung geblieben wäre, die zunehmende Kraftlosigkeit der Regierung jene Umwälzung, von welcher sie bedrohet war, höchstens aufhalten, nicht hindern haben würde. Im Leben besteht die Weisheit sehr oft darin, daß man von zwei Uebeln das kleinere wählet; und darf der Erfolg entscheiden, so ist man berechtigt zu der Behauptung, daß Constantin, in der vollen Ueberszeugung, daß die Junggründe des Römischen Reiches sich nicht länger behaupten lassen,

es nur auf Rettung Dessen angelegt habe, was sich noch retten ließ.

In dieser Hinsicht war die Wahl des Ortes, den er zum Sitze der Regierung bestimmte, in der That bewundernswürth. Seligen in dem ein und vierzigsten Grade der Breite, beherrschte die neue Residenz von ihrem sieben Hügel die entgegengesetzten Ufer Europas und Asiens. Das Klima war gesund und mild, der Boden fruchtbar, der Hafen sicher und geräumig, und der Zugang vom festen Lande her von geringer Ausdehnung und leichter Vertheidigung. Den Bosporus und den Hellespont kann man als die beiden Thore von dem gegenwärtigen Constantinopel betrachten. Wer in dem Besig versunken war, konnte sie leicht gegen alle Angriffe zu Wasser verschließen, und sie eben so leicht den Handelsflotten öffnen; und da die dem Pontus Euginus umwohnenden Barbaren alle die Küstungen einströmten, welche sie in einer früheren Periode nicht sehen durch den Hellespont in das mittelländische Meer geführt hatten: so ist zu glauben, daß Constantins politischer Blick die vorzüglichste Ursache dieser Erscheinung, so wie der Erhaltung des kaiserlichen Römerreiches bis zur Mitte des sechzehnten Jahrhunderts, gewesen sey. Waren die Thore des Bosporus und des Hellespont verschlossen, so fehlte es der Hauptstadt noch immer nicht an den Mitteln, welche das Bedürfnis, oder auch den Luxus ihrer zahlreichen Bewohner befriedigen konnten: die Seelüßen von Thracien und Bithynien hieten noch jetzt, wie nördliche Bithün über ihnen waltet, den Anblick üppiger Weinberge und reicher Kornfelder dar;

und die Propentis ist von sehr berühmten gewesen wegen ihrer unerschöpflichen Fülle an Fischen, die zu gewissen Jahreszeiten ohne Mühe und Arbeit gefangen werden. Dem Handel geöffnet, führten die beiden Meeresengen aus dem Norden und Süden alle natürlichen und künstlichen Erzeugnisse herbei, ohne welche eine Hauptstadt nicht das volle Leben gewinnen kann, das zu ihrem Wesen gehört. Mit Einem Worte: wie die Lage von Constantinopel einzig ist, war der Gedanke, es zur Hauptstadt des römischen Reiches zu erheben, umfassend und groß.

Die Schwierigkeiten, welche Constantia zu überwinden hatte, ehe er als Sieger dastand, scheinen ihn erregt zu haben; denn, obgleich der Wunsch, der römischen Regierung einen festen Sitz zu geben, gewiß schon früher in seiner Seele war, so hing die Erfüllung dieses Wunsches doch ungetreulich mit Rücksicht zusammen, welche der längere Aufenthalt in diesen Gegenden gewährte. Mit sich selbst darüber im Reinen, daß er der Erbauer einer neuen Hauptstadt werden müsse, setzte Constantia Alles daran, um seinen Zweck in der möglich-kürzesten Zeit zu erreichen. Um die Bemühet für seinen Plan zu gewinnen, trug er kein Bedenken, denselben das Werk einer göttlichen Eingebung zu nennen; und obgleich er selbst sich nicht weiter darüber erklärte, so fehlte es doch nicht an Personen, welche ausgaben, der Imperator habe, als er zum ersten Male in den Mauern von Byzanz geschlafen, eine Erscheinung gehabt, nämlich die des Schutzgeistes dieses Ortes, der sich vor seinen Augen aus einer bejahrten und schwäch-

lichen Matrone in eine blühende Jungfrau verwandelt habe *). Der Imperator selbst, an der Spitze einer feierlichen Procession, bestimmte den Laufang und die Befestigung der Stadt, so, wie beide noch jetzt sind, wenn man die Vestibule Perse und Saluta abrechnet. Constantinopel erhielt dreizehn Theilungen, von welchen zwölf aufbauet, die dreizehnte mit Feigenbäumen bepflanzt wurde. Erleichtert wurde der Bau durch die Nähe der Materialien, indem die Säulen, welche die Pfeiler des Pontus Euginus beschatten, das Holz, die Stabdächer der kleinen Insel Proconnesus des Marmar liefern. Nähe hatte Constantia, in dem großen Römerreiche so viele Baumstämme zu finden, als nöthig waren, seine Angebots zu befriedigen: ein sicherer Beweis von dem Verfall des gesellschaftlichen Zustandes in diesem Reiche. Einen Maßstab für die Kosten, welche das große Werk erforderte, giebt die, auf die Erdbebung der Mauern, Adalengänge und Wasserleitungen verwendete Summe von ungefähr fünfzehn Millionen Thalern. Die Kunstschätze, welche die neue Hauptstadt erhielt, verbauchten ihrer Entstehung einer früheren

*) Dies ist indess nur die Ansicht gelehrter Schriftsteller, Theophrast und Plinius, welche den Zeiten am nächsten leben, erklären sich über die göttliche Eingebung nur in allgemeinen Ausdrücken. Ueberdies konnte Constantia kein Zeitalter für solche göttliche Bezeugnisse als wahr, und die Bemerkung des Plinius, „daß die Vergeltung das Verbrechen der Götter durch die Verurtheilung der Missethäter mit dem Verurtheilten gleichmäßig zu machen.“ entrag sich noch mit voller Anwendung.

Brief; denn, da es unmdglich war, den Genius eines Pheidias und Kypselos zum zweiten Male zu erzeugen, so blieb nichts anderes übrig, als die Bedrte Griechischenlands und Afiens ihrer Zierden zu berauben. Hierbei ist nichts so merkwürdig, als die Gleichgültigkeit, womit sie sich von denselben trennten: eine Gleichgültigkeit, welche nur das Werk einer langen Unterdrückung und der gänzlichen Trennung des bürgerlichen Rechts von dem Staatsrechte seyn konnte. Die Bildsäulen von Helden und Heroen, von Helben, Dichtern und Philosophen, wanderten nach Konstantinopel, wo sie theils auf öffentlichen Plätzen, theils in den Palästen der Großen aufgestellt wurden; und, nach der Bemerkung des Eubrotos, „sah ich in den Ringmauern dieser Stadt alles wieder, bis auf die Geister Derer, denen solche Denkmäler errichtet waren.“ Kein Wunder! Denn was einem großen Manne, wie Konstantin war, auch immer gelingen möge, so kann ihm doch nichts von Dem gelingen, was sich nur im freien Aufschwunge der Gemüther erhebt. Hundert Jahre nach Konstantinopels erster Gründung zählte man dafelbst ein Capitol (worunter ein Universitäts-Gebäude gedacht werden muß), einen Cirkus, zwei Theater, acht öffentliche und hundert und fünf und dreißig Privat-Bäder, zwei und fünfzig Säulengänge, fünf Magazine, acht Wasserleitungen, vier geräumige Häfen, in welchen sich der Senat, oder die Gerichtshöfe versammelten, vierzehn Paläste, und viertausend dreihundert und acht und achtzig Häuser, welche sich durch Größe und Schönheit von den Häusern gemeiner Bürger unterschieden; und diese

Schöpfung war die unmittelbare Folge des von Constantia gegebenen Antriebes.

Außerordentliche Mittel mußten angewendet werden, um der Hauptstadt eine angemessene Bevölkerung zu geben, da Constantin seine Schöpfung gesehen wollte. Nun fehlte es freilich nicht an Vornehmen, welche sich bereden ließen, ihren bisherigen Aufenthalt in einer von den großen Städten des Reiches gegen den von Constantinopel zu vertauschen; allein falsch ist die Behauptung, daß vorzüglich der römische Adel dem Imperator gefolgt sey: denn gerade in ihm war die Abhänglichkeit von der alten Hauptstadt des Reiches vorherrschende Neigung, und außerdem war dem Imperator an dessen Erwerbung gemäß das Wenigste gelegen. Nicht unbedeutend waren übrigens die Vortheile, die man durch eine Niederlassung in Constantinopel gewann; denn nicht genug, daß der Imperator seinen Bedingen die von ihm erbauten Paläste schenkte, stattete er sie auch mit Ländereien oder Gehalten aus, ohne ihnen eine andere Bedingung aufzulegen, als die Erhaltung ihres Hauses in der Hauptstadt. Auf diese Weise kam ein großer Theil von den Staatsdomänen direct in die Hände der Vornehmen. Außer diesen aber wanderten aus allen Provinzen des Reiches viele Wohlhabende in Constantinopel ein, überzeugt, daß sie daselbst eines höhern Maßes von Freiheit genießen würden, als in den Provinzial-Städten, wo sie der Willkür der Praefecten Preis gegeben waren. Unendlich war die Zahl Deter, die keine andere Bestimmung kennen, als Erwerb und Gewinn: der Kaufleute, der Künstler, der

Handwerker und der Bedienten; denn wo eine Regierung ihren Sitz aufschlägt, da geht ein großer Theil des öffentlichen Einkommens auf die arbeitende Classe über, welche eben deswegen in dem Hauptstädten am besten gedeihet. Dies nicht gehörig erkennend, oder auch fortgerissen von dem Wunsche, seine Hauptstadt in der möglich-kürzesten Zeit aufblühen zu sehen, fügte Constantin seinen übrigen Begehren auch noch die Bitte, daß er den jährlichen Korn-Tribut, welchen Aegypten bis dahin hatte an Rom entrichten müssen, seiner Schöpfung zuwendete: ein Verfahren, wodurch er der neuen Hauptstadt viele von den Schrecken einsperrte, welche bisher nur der alten eigen gewesen waren. Am Tage der Einweihung erhielt das alte Aegypten die Benennung von Neu-Rom; ein Edict des Imperators, auf eine Säule von Marmor eingegraben, sollte diese Benennung verewigen. Gleichwohl wurde in der Folge die Stadt nach ihrem Erbauer benannt, indem die Dankbarkeit der Zeitgenossen den Ausschlag über seine Befehle gab *).

2. In der neuen Hauptstadt beabsichtigte Constantin einen festen und bleibenden Sitz für die Regierung, nachdem eine zweihundertjährige Erfahrung gelehrt hatte, daß Rom einen solchen nicht abgeben könnte. Die Ausbildung der Regierung selbst schloß sich an die Erbauung

*) Diese Benennung hat sich durch alle Jahrhunderte erhalten; denn das *Stambul* oder *Islamul* der Türken ist nur eine Abkürzung von *no rus roma*, wodurch Constantinopel bezeichnet wird.

dieser Hauptstadt an. Hierbei nun handelte es sich um nichts Geringeres, als der Monarchie eine Stütze zu geben, welche sie bisher nicht habe gewinnen können. Was auch Diocletian für diesen Zweck geküftet haben mochte, so hatte seine Schöpfung doch den Fehler in sich geschlossen, daß die ideale Einheit in ihr nicht zur Wirklichkeit getrieben war; denn die wirkliche Einheit ist nur da vorhanden, wo alles, was Macht genannt zu werden verdient, in den Händen eines Einzigen zusammengeengt ist. Jener Fehler war dadurch fortgeschafft worden, daß Constantin, nach und nach, über alle seine Mitregenten und Nebenbuhler gesetzt hatte. Um ihn für immer zu verbannen, mußte man auf Mittel denken, dem Staats-Chef eine Stellung zu geben, worin er sich ohne große Mühe behaupten konnte; möglich war dies aber nur in so fern, als es eine Aufhebung der Gewalt, eine Staats-Hierarchie gab, in welcher jedes Mitglied der Regierung einen Platz einnahm, der es eben so abhängig von dem Staats-Chef, als unschädlich, oder auch nützlich, für denselben machte.

Zu diesem Endzweck wurde vor allen Dingen das Reich in vier große Praefecturen getheilt, von welchen jede ihre Diocesen hatte, die wiederum in Provinzen zerfielen. Die vier Praefecturen waren die des Orients, Illyricums, Italiens und Galliens. Von ihnen war die des Orients die bedeutendste; denn sie umfaßte fünf Diocesen, welche, acht und vierzig Provinzen in sich schließend, von den Cataracten des Nil bis zu den Ufern des Phasis, und von den Gebirgen Thraciens bis zu den Strömen Persiens reichten, und die Benennungen

der Diöcesen des Orlents, Aegyptens, Syriens, des Königreichs Pontus und Thraciens führten. Die zweite Praefectura umfaßte die beiden Diöcesen Macedonia und Thacia, und zerfiel in elf Provinzen, welche zusammen Asien, Macedonia, Griechenland und Creta in sich begriffen. Die dritte Praefectura hatte ihr Machtgebiet nicht bloß in Italien, sondern auch in Sicilien bis zu den Ufern der Donau, in den Inseln des mittelländischen Meeres, und in demjenigen Theile von Afrika, welcher zwischen den Grenzen von Cyrene und denen von Singitana liegt; sie enthielt drei Diöcesen: nämlich Italien, Syrien und Afrika, und in diesen neun und zwanzig Provinzen. Die vierte Praefectura endlich, Gallien, Britannien, Spanien und die keltischen Inseln umfassend, hatte drei Diöcesen, und in diesen neun und zwanzig Provinzen.

Weniger dieser Eintheilung nahmen diejenigen Beamten, welche an die Spitze der Praefecturae gestellt waren, den ersten Rang nach dem Imperator ein; mit dem größten Rechte, da sie ehemalige Königreiche verwalteten. Sie führten den Titel von Praefecten der Heilwache (*praefecti praetorio*), waren aber von aller Militär-Gewalt geschieden und in sich selbst nur Civil-Suberndere. Unabhängig von ihnen waren die Praefecten der beiden Hauptstädte Rom und Constantinopel, weil der Ursprung derselben und die enge Verbindung, worin alle Verhältnisse einer starken Bevölkerung liegen, dies mit sich brachte. Die Beschränkung der Praefecten auf die Civil-Regierung hatte ihren Grund in dem Mißbrauche, welchen viele von ihnen, so lange sie das

Minister mit dem Reich vereinigt, von ihrer Gewalt sich erlaubt hatten. Als Stellvertreter des Monarchen führten sie die Oberaufsicht über die Berichtigkeitspflege und die Verwaltung der öffentlichen Einkünfte. Die Münze, die Sicherheit der Heerstraßen, die Posten, die Vorrathshäuser, die Manufacturen, mit Einem Worte, alles, was die allgemeine Wohlfahrt anging, war ihrer Sorge vertraut. Dabei hatten sie das Recht, die Edicte des Imperators zu erklären und, den Umständen nach, sogar abzuändern. Alle Appellationen von untergeordneten Behörden gelangten an sie, und sie entschieden in letzter Instanz. Ihr Gehalt entsprach ihrer Würde, und gefährlich konnten sie nur in so fern werden, als sie, vom Volk geteilt, ihren hohen Posten zur Erleichterung benutzten, vorzüglich indem sie sich beslechten ließen.

Nach ihnen kamen, der Rangordnung nach, die an die Spitze der Dicesen gestellten Beamten. Sie führten den Titel der Vicarien oder Vice-Präfecten; und schon diese Benennung zeigt, daß sie den Praefecten untergeordnet waren. Da es im Reich nur dreizehn Dicesen gab: so gab es auch nur dreizehn Vicarien.

Auf sie folgten die Provincial-Gouverneure unter verschiedenen Benennungen. Da das ganze Reich in hundert und sechzehn Provinzen getheilt war, so stand an der Spitze jeder einzelnen Provinz zwar ein Gouverneur, aber in dreien führte er den Titel eines Praesuls, in sieben und dreißigen den eines Consularen, in

fürsten den eines Correctors *), und in ein und selb-
 ig den eines Podestani. Die Mannichfaltigkeit die-
 ser Titel hatte ihren Grund ausschließlich in der Eifersucht
 und Freundschaft der kaiserlichen Räte. Zur Erhaltung
 des Friedens und der Ordnung waren die Subernde
 in den Provinzen mit dem Schwerte der Gerechtigkeit
 betraut; allein sie hatten weder das Recht eine ge-
 fällte Sentenz zu mildern, noch dem verurtheilten Ver-
 brecher die Wahl seiner Hinrichtung zu überlassen: die-
 ser Vorzug gehörte den Podestani, welche zugleich die
 schwere Geldstrafe von 50 Pfund Gold auslegen durf-
 ten, während ihre Vicarien auf Geldstrafen von weni-
 gen Unzen beschränkt waren. Allgemeines Gesetz für
 die Provinzial-Subernde war, daß sie nicht in der
 Provinz, an deren Spitze sie gestellt worden, geboren
 seyn durften; und ein weiteres Gesetz verbot ihnen und
 ihren Söhnen, sich mit einer Eingebornen zu vermählen
 und innerhalb des Umkreises ihrer Jurisdiction Sla-
 ven, Knechten und Häuser zu kaufen: Beschränkun-
 gen, deren Zweck nicht zu verkennen ist, die aber nie
 das Mindeste leisteten, weil die Gerechtigkeit gar Beschrän-
 klichkeit sich überall Bahn brecht, wo sie nicht durch die
 Scheuung für die öffentliche Meinung gestützt wird.
 Das Schrecklichste bei diesen Anordnungen war und
 blieb, daß die Jure des Vaterlandes gänzlich ausging
 in der Jure des Fürsten, und daß den ersten Staats-

*) Dabey hat noch jetzt in Spanien ähnliche Titel eines Cor-
 rector.

kannten keine andere Tugend gestattet war, als die des blindesten Gehorsams gegen den Imperator.

Durch die Absonderung des Militärs vom Civil entstanden ganz neue Militär-Ämter. Es gab einen Generalissimus, der den Titel eines *magister utriusque militiae* führte. Unter diesem standen die *magistri peditum* und die *magistri equitum*, oder Generale des Fußvolks und der Reiterei. Anfangs beschränkte sich die Zahl derselben nur auf zwei; allein sie wurde erst verdoppelt und dann vervierfacht, weil die Beschäftigung der Soldaten am Rhein, an der Ober- und Nieder-Donau und am Euphrat dies zu erfordern schien. Unter diesen Generalen standen die *comites* und *duces*, welche, der Zahl nach fünf und dreißig, sehr ungleich vertheilt waren; denn drei von ihnen standen in Britannien, sechs in Gallien, Einer in Spanien, Einer in Italien, fünf an der Ober-, vier an der Unter-Donau, acht in Asien, drei in Aegypten und vier in Afrika. Der Titel *comes* hatte den Vortag vor dem Titel *dux*, indem dieser schlechtweg einen Befehlshaber im Militär, jener hingegen einen von dem Imperator benannten und ausgezeichneten Befehlshaber bezeichnete *). Auch unterschieden sich die *comites* von den *ducibus* theils durch einen goldenen Gürtel, theils durch eine Befeldung, die sie in den Stand setzte, hundert und neunzig Soldaten und hundert und fünf und achtzig Pferde zu un-

*) Auch diese Eigenschaft hat sich am längsten in Spanien erhalten, wo der *Conde* bis ins 17te Jahrhundert über den *Duque* stand.

verhalten. Verboten war ihnen, sich in die Verwaltung der Justiz und des öffentlichen Einkommens zu mischen; dafür aber waren sie auch unumschwehelt in dem Befehl über ihre Truppen.

Man sieht hieraus, daß für das Militär und für das Civil dieselbe Abtheilung Statt fand. Die Rangordnung noch genauer zu bestimmen, wurden Benennungen geschaffen, die, ob sie gleich in der römischen Sprache begründet waren, einen Cicero zum Lachen bewegen haben würden. Dies waren die von Illustriß, Spectabilis und Clarissimus: Prædicate, von welchen das erste den Præfecten und dem Generalissimus, das zweite den Vice-Præfecten und den Generalen des Fußvolks und der Reiterei, das dritte den Provincial-Subalternen und den Comitibus und Ducibus zulang. Die Rängebauung selbst war das Fußgestell für den Imperator. Auf dem Forum von Constantinopel stand auf einer Unterlage von Marmor eine porphyreue Säule, welche aus zehn Säulen zusammengesetzt war, deren jedes zehn Fuß Höhe und umgefäße von und dreißig im Umfange hatte; und auf dem Gipfel dieser Säule, hundert und ein und zwanzig Fuß von der Erde, befand sich eine Colossal-Statue des Apollo, welche für ein Werk des Phidias galt, und den Gott des Tages mit dem Scepter in der Rechten, mit der Erdkugel in der Linken, und mit einer Strahlenkrone auf dem Haupte darstellte. Dies Kunstwerk verstandbildete die politische Schöpfung Constantin.

Die Sicherheit, welche für ihn aus der Trennung des Militärs vom Civil hervorging, wurde noch ver-

mehrt durch die Art und Weise sich zu umgeben. Diocletian hatte in dieser Hinsicht die Bahn gebrochen; indem er sein Kaiser von dem persischen Hofe entlehnt hatte. Constantin bildete Diocletians Schöpfung weiter aus, indem er seinen beständigen Aufenthalt zu Constantinopel zur Einführung morgenländischer Sitten benutzte. Seinen Minister, von welchen jeder das Prädicat *Megrist* führte, waren die unantastbaren Werkzeuge des Imperators, und ihrer Treue waren sein Leben und seine Sicherheit empfohlen *). Oben an stand der *Comes S. Palatii*, nach gegenwärtigem Sprachgebrauch der Oberkammerrath oder Oberhofmeister; er war ein Eunuch, der dem Imperator nie von der Seite wich und ein Heer von *Officiarios* unter sich hatte, von denen die, welche für die Tafel und die Kleidertracht des Imperators Sorge trugen, die *Vernehmsten* waren. Auf ihn folgte der *Magister Officiorum*. Dieser empfing alle Appellationen von Personen, welche die Autorität gewöhnlicher Richter nicht anerkannten; und dabei führte er die Correspondenz zwischen dem Kaiser und dessen Unterthanen durch vier Büreau's oder so genannte *Scrinia*, in welchen hundert und acht und vierzig Schreiber arbeiteten, die von vier Directoren beschäftigt wurden. Die Correspondenz wurde in römischer und griechischer Sprache geführt,

*) Oesterleyk ist zwar einvertrungen der Ansicht, die diese letzten Behauptungen hierdurch auch in Deutschland bestätigt haben, zuletzt in der Gesellschaft der sieben Kaiserlichen.

führt, und unter den Angestellten gab es Dolmetscher, welche gebraucht wurden, so oft die Abgesandten barbarischer Fürsten in Constantinopel erschienen. Doch war der *magister officiorum* am wenigsten durch die auswärtigen Angelegenheiten des Reiches beschäftigt; denn im vierten Jahrhundert gab es keine Spur von einem Gleichgewichts-System, das jeden Vorgesetzten be-
trauchte *sepa* will, wenn es fortauern soll. Bei weitem mehr war seine Sorge auf die vielen Arsenale des Reiches gerichtet, weil in vier und dreißig Städten regelmäßige Compagnies von Arbeitern unterhalten wurden, die unablässig die Zeughäuser mit Waffen und Maschinen anfüllten. Der dritte Minister führte den Titel eines *Quästors*, was sein Geschäft war, die Reden für den Kaiser aufzutragen: ein Geschäft, welches ihn zum Urheber aller Edicte, zur Quelle aller Civil-Jurisprudenz, und zum Vertreter der gesetzgebenden Macht erhob (um den Sprachgebrauch der Neuren anzudeuten). In mehr als Einer Hinsicht könnte man ihn mit einem modernen Kaiser vergleichen, wiewohl es am Hofe von Constantinopel noch kein großes Siegel gab. Der Finanz-Minister am Hofe Constantins führte den Titel eines *comes sacrarum largitionum*; unstreitig, weil alle Zahlungen als etwas betrachtet wurden, das aus der freien Gabe des Imperators abfließt. Sein Bureau zerfiel in elf Abtheilungen, und wurde von mehrern Hundert Personen bearbeitet: eine Zahl, welche in eben dem Maße anschwell, worin man zu der Einsicht gelangte, daß es weit bequemer sey, den Schatz leeren, als ihn füllen zu lassen. Außer dem

Verwalter des öffentlichen Schatzes gab es auch einen *comes rei privatae principis*, welcher die allgemeine Aufsicht über die Domänen des Staats-Heihs in allen Theilen des Reiches führte: Besitzungen, unter welchen die von Cappadocien von so großer Bedeutung waren, daß sie einen eigenen Comes beschäftigten. Zuletzt in der Reihe der Minister kamen die beiden *comites domestici*, d. h. die Oberbefehlshaber der Hausstruppen, welche zusammen dreitausend Mann ausmachten, und in sieben so genannte Schulen oder Corps getheilt, die aus lauter Armeniern bestanden. Unter diesen Schulen gab es zwei, welche den Titel der beschützenden hatten, weil sie den Dienst in dem Innern des Palastes verrichteten und von Zeit zu Zeit in die Provinzen gesendet wurden, um die Befehle ihres Herrn mit Schnelligkeit auszuführen.

Es verhielt es sich mit dem Organismus der Regierung von Constantinepel; und man bemerkt leicht, daß darin alles nur auf die Sicherheit des Monarchen, und auf die Unbedrücktheit des Antriebes berechnet war. Auch Constantin schaffte das Consulat nicht ab, sey es aus Achtung für die alte Würde dieses ersten Staatsamtes, sey es, um neben den Consuln diese herrlicher hervorzusetzen. Wie Rom, aber zugleich auf Kaiser Rom, erhielt auch Constantinepel jährlich seine beiden Consula, nur daß sie keine andere Bestimmung hatten, als dem Kaiser seine Besetzung zu geben. Der Imperator selbst ernannte sie. In einem purpurnen Gewande, das mit Gold und Seide gestickt war, erschienen sie, am Morgen des ersten Januar, in

Begleitung der vornehmsten Beamten, auf dem Forum. Hier ließen sie sich nieder auf einen eurasischen Sitz, welcher nach alter Form gearbeitet war; und nachdem sie einem vorgesezten Sklaven die Freiheit gegeben hatten, zogen sie sich in den Schatten des Feilsvollens zurück, um, wenn sie wollten, ein ganzes Jahr hindurch eine leere Erde zu genießen. Selbst das Patriciat wurde durch Constantin aufs Neue belohnt, wenn gleich nicht als eine erbliche Würde, und als ein Mittel zur Vertheidigung des Monarchen. Es wurde auf Lebenszeit ertheilt, und gedohrte seinen Inhabern den Rang über alle Großbeamten des Reiches und einen freien Zutritt zu dem Imperator. In der Regel beehrten abgetriebene Könige diese Würde; und dies war meistens die Ursache, weshalb die Abtheilung des Reichs in einen so hohen Grade verlorb wurde: denn man dachte sie sich als die adoptirten Väter des Imperators und der Republik. Was in Rom einen Sinn gehabt hatte, verlor denselben durch die Verpflanzung nach Constantinopel; allein wenn man den Geist verschiedener Jahrhunderte mit einander vergleicht, so macht man leicht die Entdeckung, daß in dem Bildungsgange des menschlichen Geschlechtes Erscheinungen vorkommen, welche denen nicht unähnlich sind, die man an Wesen weit tieferen Ranges wahrnimmt, wenn sie, von Verwandlung zu Verwandlung fortschreitend, zuletzt etwas ganz anderes werden, als sie in ihrem ersten Ursprunge gewesen sind. Auf viele mancherlei Folgen geschieht mag in der That im Verlaufe der Zeit eine bewunderbare Lust geworden seyn!

Es läßt sich nicht leugnen, daß durch Constantins Schöpfung die letzten Keime der Antik Monarchie aufgeht worden. Da man aber zur Erhaltung des politischen Lebens weit mehr darauf bedacht seyn muß, die Gegenkraft zu regeln, als sie zu vernichten: so konnte es nicht fehlen, daß eben diese Schöpfung den Untergang des Reiches beschleunigte. Wie die Verlegung des Sitzes der Regierung nach Constantinopel dahin wirkte, ist eben bemerkt worden. Es wurde aber dieselbe Wirkung auf vielen andern Wegen hervorgebracht. Die strenge Sondernng des Civils vom Militär hatte die traurige Folge, daß beide sich auf mannichfaltige Weise bekämpften; zum Verderben des Soldaten, der in eben dem Maße überhäuft wurde, in welchem seine rechtmäßigen Forderungen unerfüllt blieben *), und zum noch größeren Verderben des Bürgers, der, von der Last der Einquartierungen erdrückt, wo nicht die Lust zu leben, doch allen Patriotismus verlor. Nachtheiliger noch war die Verminderung der Legionen, die, nachdem sie sich so viele Jahrhunderte hindurch auf der Zahl von 6000 gehalten hatten, nicht auf ein Sechstheil zurückgebracht werden konnten, ohne alles Selbstvertrauen einzubüßen. Bald wurde der Dienst so verhaßt, daß man sich durch Verschömelungen von denselben zu befreien suchte. Die Aufnahme von Sklaven in denselben fand

*) Ammonius Marcellinus, über Tullius seiner Zeit, spricht von römischen Soldaten des vierten Jahrhunderts sehr treffend mit den Worten: *Foras aut miles in castris et rapax, ignavia vero in honore et levitas.* Lib. XXII, c. 4.

keine Schwierigkeiten mehr; ohne Bedenken aber nahm man Barbaren an, weil man fürchtete, daß sie die meiste Sicherheit gewährten in einer Zeit, wo es unendlich geworden war, für zwei und vierzig Goldstücke Dien zu finden, durch welchen man sich zu erlösen hoffte. Schon spielten Ausländer die erste Rolle im römischen Militär; denn die Namen der Tribunen, der Comites und Ducis, und selbst der Generale, verrathen einen barbarischen Ursprung, den man nicht mehr zu verthüllen suchte. Nicht selten mußten diese ihre eigenen Landolone bekämpfen, welches sie immer nur mit halbem Herzen thun konnten, und nie ohne den Verdacht, sie eingeladen, oder auf ihrem Rückzuge verschont zu haben.

Allen diesen Ursachen des Verfalls kam eine erschöpfende Finanzverwaltung zu Hülfe. Die Bedürfnisse der Regierung nahmen in eben dem Maße zu, in welchem sie alles umfassen, alles nach ihrem Willen leiten wollte. Ein allzu zahlreiches Personal in allen Zweigen der Verwaltung verzehrte also das Mark des Landes; das ganze römische Reich wurde in einen Officiers-Staat umgeschaffen; und mit dem Verschwinden aller der Freiheit, worauf vernünftige Wesen Anspruch machen dürfen, verschwand die Wohlhabenheit, um der Mensch Platz zu machen. Ueberall zeigte sich, daß die Regierung nicht für die Gesellschaft, sondern diese für jene da seyn sollte. Eine feile Gerechtigkeitsspflege vermehrte die Uebel; und die Einführung der Gelder tödtete den letzten Ueberrest von edler Besinnung und Aufschwung des Gemüths. Nur die Größe des Reiches machte den Verfall desselben unsichtbarer, ohne

daß er deshalb minter Statt gefunden hätte. Das einzige Lebende lag im Christenthum; und da Constantin sich um die Welt das bleibende Verdienst erworben hat, es zur Staats-Religion erheben zu lassen: so ist es Zeit, daß wir, in dieser Würdigung seiner Schöpfung, diesen wichtigen Punkt berühren.

2. Es scheint eine nöthige Frage zu seyn: was den Imperator Constantin bewegen habe, sich erst zum Beschützer des Christenthum aufzuwerfen und, als unumschränkter Monarch, eben dieses Christenthum zur Staats-Religion zu erheben. Jedes Jahrhundert hat seinen eigenthümlichen Geist und Charakter; und nur derjenige Regent kann des Erfolges gewiß seyn, der diesem Geiste und Charakter gemäß handelt. Selbst wenn man annehmen wollte, Constantin sey gegen die Lehren des Christenthums persönlich gleichgültig gewesen: so würde seine Lage, als Cäsar von Gallien, Britannien und Spanien, ihm nicht gestattet haben, in dieser Gleichgültigkeit zu verharren. Die Nothwendigkeit eines Aushungepunktes für einen Monarchen beachte es mit sich, daß Constantin sich einer Parthei annahm, die, nach dem Ausschneiden Diocletian aus der Reihe der Imperatoren, die unbedrückte war. Die neue Haltung, welche sie in seinem Schutze fand, wurde von ihr reichlich zurückgegeben; und diese Haltung war gerade das, was der Sohn des Constantius in seinem Verhältnisse zu dem Valerius am meisten bedurfte. Die Vortheile also, welche das Christenthum gewöhete, waren an und für sich hinreichend, den Constantin für dasselbe zu gewinnen. Nur durch eine kluge Berechnung der Segenkräfte

konnte er abgehalten werden, sich beim ersten Anlange seiner Regentensbahn über seine wahren Absichten zu erklären: mit andern die Christen ihm zur Unumschicklichkeit verhelfen, wenn er es wagen sollte, um übereinstimmend allen dem Vorurtheillichen Trug zu dienen, welche den Polytheismus noch immer verteidigten. Was Kirchenschriftsteller, ihren eigenen Leidenschaften halbigend, von seinen Träumen und Visionen erzählen, mag auf sich beruhen; genug, daß Uebergänge aufgefunden werden mußten, um einen Schritt zu rückzuführen, der, unvorbereitet, ohne Erfolg geblieben seyn würde. Als man nach der Besetzung des Sizilius alle Zwecke des einträglichen Monarchen erreicht waren, und es nur darauf ankam, die glücklich erworbene Herrschaft zu sichern: da fehlte es nicht an guten Gründen, dem Christenthum einen blühenden Vorzug vor dem Polytheismus zu geben. Die richtigsten lagen gerade in der Form, welche Konstantin seiner Regierung gab. Nicht, als ob man annehmen könnte, er sey aufgeklärt genug gewesen, um zu begreifen, daß die reine Monarchie keine Haltung in sich habe, und dieselbe immer nur durch das Daseyn einer geschäftmäßigen Gegenkraft gemindert könne; von einem solchen Gedanken war er gewiß nur allzu weit entfernt. Allein, wenn von einer Seite für sein politisches Gebäude die Rede war, so konnte er, nach allen ihm zu Schote stehenden Erfahrungen sich nicht verhehlen, daß der christliche Cultus als Stütze bei weitem mehr leiste, als der polytheistische. Der letztere passte nur für eine Staatsform, wie die des früheren Roms, nicht für ein Reich von so großem Umfange, wie das

selbige; und dauerte er fort, so ließ sich mit Sicherheit erwarten, daß er auf die Zerstörung der Monarchie, wie bisher, hinarbeiten würde. Der erstere hingegen paßte für ein großes Reich in allem, was zu seinem Wesen gerechnet werden konnte. Der leidende Gehorsam, welchen er in sich schloß, war nicht sowohl eine Folge seiner Lehren, als der Autocratie, welche seine Vorgesetzten ausübten, und der unfreien Lage, worin sich seine Vorgesetzten zu einer Zeit befanden, wo ihre politischen Rechte noch geistlich waren; aber dieser leidende Gehorsam war nun einmal da, und, wenn er sich selbst gleich blieb, so waren die Christen die zuverlässigsten Unterthanen, welche es im Römerriche geben konnte. In dem Lichte einer bloß politischen Justification betrachtet, leistete das christliche Kirchenthum des vierten Jahrhunderts etwas, das auf keinem andern Wege zu erlangen war; denn es unterdrückte alles Verwunderte, und machte die Unterwerfung unter den Befehl des Vergeßten zu einer heiligen Pflicht. Dies erwägend, konnte Constantiu, nachdem er in einer früheren Periode den Christen ihre, unter Diocletians Regierung verbotenen, Rechte zurückgegeben und eine ungehinderte Religionsübung verheißten hatte, schwerlich umhin, durch ein fremliches Staatsgesetz den christlichen Cultus über den polytheistischen zu erheben und dieser neuen Schöpfung dadurch, daß er sich selbst taufen ließ, das Siegel aufzudrücken. Wenn alle Josimus versichert, der Imperator sey den Vertheidigen Roms und seiner Vorfahren nicht eher ungetreu geworden, als bis er seine Hände mit dem Blute seines Sohnes gefärbt habe: so irr er eben

so sehr, als Lactantius und Cyprian, welche eben diesen Abfall edieren, oder auch übernatürlichen, Beweggründen zuschreiben. Constantius Beschützung des christlichen Kirchenthums, und sein endlicher Vortritt zur theisslichen Gemeinde, standen mit seiner Lage in der Kaiserwelt, und mit dem politischen System, wodurch er dieselbe zu sichern suchte, in der engsten Verbindung, und waren Handlungen einer unabweidlichen Consequenz, durch welche in der Hölle der Zeiten immer mehr geklößet wird, als man berechnet hat.

Im nächsten Abschnitte werden wir auf einander sehen, durch welche, mit dem ursprünglichen Christenthume vorgegangene Veränderungen, dasselbe zur Staatsreligion herangerafft war. Jetzt verfolgen wir unsere Aufgabe; wenige Bemerkungen werden sie beendigen.

Constantius Schöpfung, so wie wir sie hier dargestellt haben, mußte auf ihn selbst auf eine Weise zurückwirken, die das Ende seines politischen Lebens dem Anfange desselben sehr ungleich machte. Durch die Absonderung des Monarchen war alles geklößet, was die Sicherstellung seines Daseyns forderte; aber diese Absonderung bewirkte zugleich einen Ueberdruß und Ekel, der nur in Fühllosigkeit und Tyrannei ausarten konnte. Hauptsächlich von Einem Qunaden betraacht — wie hätte der Imperator es vermeiden können, die menschenfeindliche Besinnung desselben zu theilen! Bid auf Polygamie hatte der Hof von Constantinopel die Form des persischen angenommen. Kein Wunder, wenn die Wirkungen dieser Form bid auf diejaigen Erscheinungen, welche nur der Harem giebt, an beiden Höfen die-

selben waren! Das beslagendwerthe Opfer aller dieser Einrichtungen wurde der älteste Sohn des Imperators — eben der Endspud, dessen Aufregungen in dem Hellenpont er den Sieg über den Scinius verdankte. Dieser junge Prinz, der seit seinem sechzehnten Jahre dem Kaiser-Diel führte und allgemein als der Erbe des Reichs betrachtet wurde, sah sich durch Hof-Labalen, die verächtlich von seiner Stiefmutter angesprochen waren, zurücksetzt; und es sey nun, daß er sich durch seine Empfindlichkeit zu weit führen ließ, oder daß einige unbehutsame Äußerungen seiner Freunde Verdacht gegen ihn erregten: gewiss, kaum hatte der Hof den Beschlüssen einer Verschwörung geklagt, welche gegen das Leben des Imperators im Gange sey, als alles aufhören wurde, was diesem Gedanken den Schein der Wahrheit geben konnte. Während nun Constantin, von seinem Sohne begleitet, sein zwanzigstes Regierungsjahr zu Rom feierte, wurde der Jüngling mitten unter den Festlichkeiten verhaftet, und, mit Vermeidung alles Aufsehens, nach Pola in Istrien geschickt, wo er erdrosselt, oder durch Gift hingerichtet wurde *). Der Kaiser Di-

*) Die wahre Ursache dieser Hinrichtung ist nie vollständig zur Kenntniß gebracht worden. Nach Zosimus hatte sich Constantine gegen Constans, die Tochter Maximian's, in ihrem Eifersucht verliebt und, weil sie ihre Treue nicht erwidern konnte, die Hilfe der Medea in Anspruch genommen. Diese Erzählung hat indess sehr wenig für sich; um so weniger, weil hinzugesetzt wird, daß die Mutter des Crispus, voll Muth über die Hinrichtung ihres Sohnes, nicht ohne Grund habe, als sie sie dem Imperator Mittheilung zu machen von der Untraue seiner Gemahlin gegeben, worauf sich die

cinus, ein Jüngling von dem lebendwürdigsten Charakter, wurde in das Schicksal des Eriepus verwickelt; und so sehr hatte Constantia alle väterliche Zärtlichkeit bei Seite gesetzt, daß selbst die Thronen seiner Lieblings-Schwester, die für das Leben der beiden Prinzen bat, ihn nicht zu erreichen vermochten. Ein bloßer Verdacht hatte diese grausamen Auftritte herbeigeführt; und dieser Verdacht beruhete wesentlich darauf, daß man sich nie für sicher hält, wenn man das Außerordentlichste gethan hat, um es zu seyn.

Durch den Hättritt des Eriepus fiel die römische Krone den Söhnen der Gausa zu. Ihre Namen waren Constantin, Constantius und Constanz. Sie wurden, nach und nach, zu Cäsaren ernannt; und, hiermit noch nicht zufrieden, ertheilte der Imperator denselben Titel vielen seiner Vassen, dem Valerianus und Hannibalinus. Nichts war seit der Verlegung der Residenz nach Constantinopel leichter, als die Thronfolge auf eine Weise zu ordnen, welche allen Streit ausschloß. Um so mehr muß man sich darüber wundern, daß dieser Gedanke dem Constantia fremd blieb: ihm, der über sein eigenes Schicksal nicht nachdenken konnte, ohne die Entschung zu machen, daß die Nothwendigkeit der Einheit etwas ist, womit sich nicht spie-

einem Willen habe erfüllt sey. Die Parochheit geht daraus hervor, daß es unter den Christlichen Fürstlichen keine Zeit eine Idee gibt, wenn die Gemüther bei Imperatoren, als den Tod ihres Sohnes Constantia, welche bei Jherusalem nach dem Tode seines Vaters erbliegen wurde, bestattet, begraben wird,

len läßt. Auf der andern Seite ist die unbestimmt gebliebene Thronfolge ein Beweis, daß Constantin sein Verhältniß zu der Gesellschaft, an deren Spitze er stand, eben so wenig aufgefunden hatte, als irgend eine seiner Vorgänger; und daß er mit aller Kunst, die er in sein Regimentsleben verflocht, doch weit davon entfernt blieb, sich mehr als ein Kunst-, denn als ein Naturwesen zu betrachten. Wir werden weiter unten sehen, welche Folgen dies hatte, und wie die gesessene Einseitigkeit des Reiches sich in der Person des Constantius wieder herstellte.

Seit dem Siege über den Licinius hatte Constantin, während seiner dreißigjährigen Regierung, nur einen Kampf mit den Ostgothen zu bestehen, die, indem sie über die Sarmaten herrschten, dem Reiche leicht gefährlich werden konnten. Constantin trug kein Bedenken, sich der Sarmaten anzunehmen; und obgleich der erste Kampf mit den Gothen so unglücklich ausfiel, daß er sich zurückziehen mußte, so gewann er doch in einem zweiten Angriff alle Vortheile wieder. Die Gothen wurden mit bedeutendem Verluste in ihre Wohnstätt zurückgetrieben. Römer trug dazu so viel bei, als der Verstand der Oberscener, d. h. der Bewohner der römischen Halbinsel, welche, auf den Wunsch des Imperators, den Gothen in die Seite drangen, und dafür königlich belohnt wurden. Hierüber erbittert, machten die Sarmaten, nach wiederhergestellten Frieden, häufige Einfälle in das römische Gebiet. Constantin, ohne dieselben persönlich zu rächen, gestattete dem gothischen König Sabinich die Fortsetzung des Krieges mit den Sar-

miten. Bald war es um die Freiheit derselben geschehen; denn ihr König fiel in der Hauptschlacht, und die junge Mannschaft der Freien starb unter dem Schwerte der Sieger. Da alles verloren schien, so griffen die Familien-Häupter zu dem letzten Rettungsmittel: sie beauftragten ihre Sklaven und Knechte, einen kühnsten Menschenschlag, der allein im Stande war, die Volkss-unabhängigkeit zu vertheidigen. Auf allen Seiten angefallen und durch unregelmäßige Angriffe unablässig geängelt, verließen die Gothen das eroberte Land; doch nur zum Vortheil der Sklaven und Knechte, von welchen sie vertrieben waren. Dürfen schien nichts näherlicher, als in den Besitz eines Landes zu treten, dessen Freiheit sie erhaben hatten. Sie wendeten also die ihnen ertheilten Waffen gegen ihre Herren; und diese unfähig, einer solchen Gewalt zu widerstehen, zogen die Verkennung der Tyrannei ihrer Sklaven vor. Ein Theil nahm seine Zuflucht zu den Gothen; ein zweiter ließ sich jenseit der Karpathen bei den Quaden nieder, die ihre alten Bundesgenossen waren; der bei weitem größte, dreimal hunderttausend Familien-Väter, suchten und fanden die Verpöschung des römischen Imperators, der ihnen in Pannonien, Thracien, Macedonien und Italien Wohnorte anwies. So endete sich diese Revolution, die letzte, von welcher Constantin Augustus und Theodosius war.

Er hatte ein Alter von vier und sechsßig Jahren erreicht, und — glücklicher als alle seine Vorgänger, den Namen Augustus allein ausgenommen — dreißig Jahre regiert, ohne einen andern Unfall zu erleiden, als je-

nen, welcher die Hinrichtung seines ältesten Sohnes und seines Vaters nach sich zog. Gewohnt, jedes Jahr während seiner Regierung in Rom zu sehn, begab er sich zum dritten Male nach der alten Hauptstadt des Reiches; doch überlebte er dies Zeit nur zehn Monate. Um seiner erschütterten Gesundheit noch einmal aufzuhelfen, veranlaßte er seinen Aufenthalt zu Constantinopel gegen den von Nikomedien; doch weder das sanftere Klima, noch die warmen Bäder Bithyniens vermochten die Er schöpfung aufzuhalten. Er endigte sein thronvolles Leben den ersten Mai des Jahres 337 unserer Zeitrechnung im dem Palaste, den er in einer von den berühmtesten Nikomedien besaß. Sein Gemüth wurde im ganzen Reich betrauert, ohne daß die Liebe irgend einen Antheil an dieser Trauer hatte. Man forderte seinen Leichnam, erhielt ihn aber nicht, weil Constantin sich verweigert hatte, daß man ihn zu Constantinopel bestatten sollte. Christliches Cerimoniel wurde auch bei seiner Leichnam beobachtet. Denn, geschmückt mit den Symbolen der Würde und Hoheit (dem Purpur und dem Diadem), war sein Leichnam in einem von den Zimmern des Palastes auf goldenem Bette aufgestellt; und so lange dies dauerte, erschienen zu bestimmten Stunden die vornehmsten Beamten des Palastes, des Staats und des Heeres, mit gebeugten Knien dem Verstorbenen ihre Guldigungen darzubringen. Die Schwächler vermutheten nicht, zu bemerken, daß Constantin allein auch nach seinem Tode regiert habe. Ja wie fern dies der Fall war, wird sich weiter unten zeigen. Jetzt schreiten wir zu der oben versprochenen Untersuchung:

durch welche mit dem ursprünglichen Christenthum vorgegangenen Veränderungen dasselbe zur Staats-Religion gemacht war.

XIX.

Wie bildete sich das Christenthum zu einer Staats-Religion aus, ob es vorherrschend wurde?

Von allen Handlungen Constantins ist keine so folgenreicher gewesen, hat keine ihm Einfluß auf alle nachfolgenden Jahrhunderte mehr bewirkt, keine überhaupt größere Wirkungen hervorgebracht, als seine Erhebung des Christenthums zur Staats-Religion. Welche von gegangen ist die Frucht seiner Siege, und ganz vergeblich hat er dem römischen Reiche, durch die Verlegung der Residenz nach Constantinopel, und durch die Vertheilung der Monarchie zur Unumschränktheit, ewige Dauer zu geben versucht: das Reich ist zuerst im Westen, und tausend Jahre später auch im Osten untergegangen. Aber die kirchlichen Einrichtungen seiner Regierung dauern noch immer fort, wenn gleich zum Theil in einer andern Gestalt; ja, sie dauern nicht bloß fort, sondern haben sich sogar über Erdtheile verbreitet, welche viele Jahrhunderte nach seinem Tode zuerst entdeckt wurden. In diesem Betracht nun hängt Constantia noch immer mit einem großen Theile des menschlichen Geschlechtes zusammen; und so erhält die Frage, welche die Ueberschrift dieses Kapitels bildet, ihre unveränderbare Wichtigkeit.

Soll sie aber der Wahrheit gemäß beantwortet werden, so ist vor allen Dingen nöthig, eine Bemerkung über das Wesen der Staatsreligion im Allgemeinen vorauszuschicken.

Religion, als das reinste Eyzugniß der Anschauung des Ewigen und Heiligen, als Mittelpunkt des Glaubens und Wissens, der Theorie und Praxis, kann nie Bemerkung werden, eben weil sie auf Anschauung beruht, welche nicht mitgetheilt werden kann. Darum nun ist ein wesentlicher Unterschied zwischen Religion und Staats-Religion. Die letztere könnte man das Eyzugniß des bildnerischen Denkens nennen, weil dadurch allein eine Würtheilung möglich ist. In ihr werden gewisse Sätze als Wahrheiten aufgestellt, die ihren Beweis nur in dem Glauben finden, welchen man ihnen schenkt. Nicht als ob diese Sätze nicht Wahrheiten enthielten; daran ist nicht zu zweifeln. Allein, weil die Nachweisung dieser Wahrheiten mit allen vielen Schwierigkeiten verbunden seyn würde, wenn es auf Hervorbringung einer allgemeinen Ueberzeugung ankäme: so muß es der Fähigkeit eines Jeden überlassen bleiben, ob er durch sich selbst die Wahrheiten zu finden weiß, oder nicht. Alle Staats-Religion ist also ihrer Natur nach positiv, und, in so fern sie sich in einem Cultus offenbart, nichts weiter, als eine Zurückführung jedes Einzelnen zu der Quelle, von welcher sie abgesehen ist, d. h. zur Religion, nicht Religion selbst.

Wirft man nun die Frage auf, wie das Christenthum sich jemals zu einer Staatsreligion habe ausgebil-

den können: so ist die Beantwortung dieser Frage schwer oder leicht, je nachdem man sie auflegt. Sie ist leicht, so sieht man nur zu sagen braucht: ein unmissverständliches Bedürfniß in dem ungeheuren Römerreiche habe dies bewirkt, nachdem in dem Untergange aller Particular-Verfassungen die einzelnen Staats-Religionen ihre Endschickung gefunden. Sie ist schwer, so fern es darauf ankommt, daß nachgewiesen werde, warum das Christenthum sich gerade so, wie wir es noch gegenwärtig haben, zur Staatsreligion ausgebildet. Nur durch eine genauere Bekanntschaft mit der Philosophie in den drei ersten Jahrhunderten unserer Zeitrechnung läßt sich dies klären lassen.

Oben, als von dem geschiedenen Verfall der Staats-Religionen, und von der Entstehung einer Weltreligion die Rede war *), haben wir gesagt, wie der Urheber des Christenthums, indem er an die Stelle des jüdischen National-Gottes einen Vater aller Menschen brachte, nichts anderes bezwecken konnte, als eine Idee auszusprechen, wodurch das menschliche Geschlecht in dem ungeheuren Römerreiche mit sich selbst verbunden, und die Fortdauer des jüdischen Staats gereitet werden sollte. Diese Idee, wie die mit ihr in der engsten Verbindung stehende Sittenlehre, war aber allzu einfach, als daß sie nicht an der Klippe der Nationalstolze, so wie dieser sich noch allenthalben offenbarte, hätte scheitern sollen. Was den Juden als

*) Im alten Abhange der zweiten Abtheilung dieser Untersuchungen.

Ehrheit erschien, dasselbe erschien den Griechen als Einfachheit; und sollte die vortreffliche Lehre von einem Gott, der der Vater aller Menschen ist, sich jemals der Gemüther bemächtigen: so konnte dies nur durch gegenseitige Unbequemung geschehen.

Von allen philosophischen Systemen der Vorwelt aber hatte sich keins so vollständig erhalten, als das des Platon. Seine Theologie war in den Köpfen aller Denker, welche Anspruch auf höhere Geistesbildung machten; und indem Alexandria der Hauptsitz aller Gelehrsamkeit war, hatten die Dogmen des Platon durch die Verbindungen, welche der Handel stifte, eine Verbreitung erhalten, die sich selbst über einzelne Juden erstreckte *). Die platonische Philosophie war es also, was sich der Verbreitung des Christenthums am bestimmtesten entgegen stellte: sie mußte überwunden oder gewonnen werden; und da das Christenthum nicht, wie der Muhamedanismus, mit dem Schwerte in der Hand seine Ausbreitung bewirken konnte, so blieb denen, welche sich mit dieser Ausbreitung befaßten, nichts anderes übrig, als sich der platonischen Philosophie anzuschließen.

So sehr nun ist der menschliche Geist auf die Erkenntniß des allgemeinen Wesens der Erscheinungen beschränkt, daß er, sobald es eine Erkennung der

*) So hatte sich Philo, dessen Schriften auf uns gekommen sind, in der Alexandrischen Schule gebildet; und das Buch der Weisheit, das von Salomon herrühren soll, das unrichtig hätte anderer Ursprung gehabt, da die Spuren von platonischer Philosophie in demselben unverkennbar sind.

Ursache derselben gilt, jenes auf diese zu übertragen geneigt ist. Indem Platon das Daseyn der Welt zu erklären suchte, sah er das Wesen der Gottheit, die er als die Ursache derselben betrachtete, aus der erzeugenden Kraft und dem Logos oder der höchsten Vernunftigkeit zusammen, deren innige Vereinigung in einem Dritten, dem eigentlichen Erzeugniß der Vermittlung, die Trias gab. So fand die Theologie schon seit vier Jahrhunderten da; und die Idee eines gemeinschaftlichen Vaters des menschlichen Geschlechtes, wie metallisch sie immer seyn mochte, trieb offenbar nicht an die Vollkommenheit der platonischen Erscheinung. Glücklichselbst aber hatte sich der Urheber des Christenthums in seinen Reden mehr als Einmal den Sohn Gottes genannt. Er war es im vollsten Sinne des Worts, so fern er der Urheber der Idee eines gemeinschaftlichen Vaters des menschlichen Geschlechtes war. Doch nicht also wollten es die Platoniker des ersten und zweiten Jahrhunderts nehmen. War er nicht der Logos, so war er in ihren Augen nichts. Die ersten Missionarien gaben sehr willig über einen Punkt nach, der ihre Lehre noch geheimnißvoller, noch ansehender machte; und dadurch wurde der erste Grund zu der Dreieinigkeitstheorie gelegt, so wie die christliche Kirche sie noch gegenwärtig aufstellt, nur daß in ihr die Begriffe in förmliche Personen verandelt wurden, wodurch freilich dem Verstande an Klarheit entzogen werden mußte, was die Einbildungskraft an Sachlichkeit gewann. Auf diese Weise verstand sich der Platonismus mit dem Christenthum

auf eine so bleibende Weise, daß es zweifelhaft ist, ob Die, welche sich gegenseitig Christen nennen, nicht vielmehr Platonisten zu nennen wären.

Was überhaupt aus dem christlichen Lehrbegriff geworden seyn würde, wenn die Idee eines Sacers des menschlichen Geschlechtes nur von Juden wäre verarbeitet worden, läßt sich schwerlich bestimmen. Die ersten Gläubigen vereinigten das mosaische Gesetz mit der Lehre Christi, und waren daher nichts anderes, als jüdische Freigeister, denen die engen Begriffe ihrer Landeskulte mißfielen. Von ihrem Lehrbegriff läßt sich wenig sagen; und will man annehmen, daß die rechtgläubige Kirche in ihnen und durch sie bestanden habe, so muß man zugleich eingestehen, daß die Verbindlichkeit zur Beschneidung noch immer fortdauere; denn die ersten fünfzehn Bischöfe von Jerusalem waren beschneidene Juden. Die nazarenische Kirche von Jerusalem erhielt aber den ersten Stoß durch die Eroberung dieser Stadt; und obgleich eine neue Bildungs-Periode für sie anhub, sobald sie sich, jenseits des Jordans, zu Pella niedergelassen hatte: so erreichte sie doch ihre Endschast, als Hadrian, gereizt von dem Empörungsgeiße der Juden, Jerusalem gänzlich von ihnen reinigte, auf dem Berge Sion eine neue Stadt unter der Benennung von Aelia Capitolina anlegte, und dem Ueberreste des jüdischen Volkes unter den härtesten Strafen verbot, sich dieser Colonie zu adhern. Gendehigt zu einer peinlichen Absonderung, auflegte jene dem mosaischen Gesetz, um Aufnahme zu finden in der Colonie; und die Benennung der Widwidem (Armen) betrugt, daß Die, welche als

Rechtgläubige in Felle zurückzuziehen, nur nicht die Mittel hatten, andere Wege einzuschlagen.

Unerwartet hatte sich das Christenthum auch jenseits der Gränzen von Judäa verbreitet, und in Syrien unter den sogenannten Heidenchristen die merkwürdigsten Veränderungen erfahren. Bei dem Abscheu, den man auch im Aentium vor den Juden hatte, konnte eine Lehre, welche von ihnen herrührte, nicht viel Eingang finden. Was hätte die Bekräftigen Syriens bewegen können, den Anschauungen zu entsagen, nach welchen die Ewigkeit der Materie, das Daseyn zweier Principien, von welchen das eine das gute, das andere das böse genannt wurde, und die geheimnißvolle Hierarchie der unsterblichen Welt unumgängliche Lehren waren! Die Enesiter, welche Platons Philosophie mit Zoroastres Anschauungen vereinigten, waren die entschiedensten Gegner des Christenthums, nicht sowohl in der Hauptlehre — denn die Idee eines Vaters des menschlichen Geschlechtes konnten sie sich gefallen lassen, ohne mit sich selbst in Widerspruch zu gerathen —, als vielmehr in allem, was sich von jüdischer Theologie an dieselbe angeschlossen; die ganze Schöpfungsgeschichte, so wie sie in den Büchern des alten Testaments enthalten ist, war ihnen ein Schmel, und nicht minder verabscheueten sie den Gott Israels, als ein leidenschaftliches Werk, voll Eigensinn in seinen Empfindungen, voll Eifersucht in Hinsicht einer vorgeschriebenen Verehrung, voll Partheilichkeit gegen ein einzelnes Volk. Ihren edleren Begriff von der Gottheit beibehaltend, konnten sie dem Urheber des Christenthums nur in so fern zu einem Ge-

großande ihrer Verehrung erheben, als sie sich denselben als einen Ausfluß der Gottheit dachten, dessen Erscheinung auf Erden die Befreiung des menschlichen Geschlechtes von Irrthümern und Wahnbegriffen, und die Einführung eines neuen Systems von Wahrheit und Vollkommenheit bezeugt habe. Auf diese Weise boten sie eine Seite dar, durch welche man sich an sie anschließen konnte; und der Erfolg bewies, daß die christlichen Missionarien dieselbe nicht unbenutzt lassen. Lebend und annehmend verbreitete sich also das Christenthum, nicht ohne seine ursprüngliche Gestalt auf's Wichtigste zu verändern; und nur ein einziger Punkt wurde von allen Seiten festgehalten, nämlich die Unsterblichkeit des Seelendienstes, in welchem Lichte man den Polytheismus betrachtete. Den Kosmos besiegte das Christenthum; dagegen wurde es von dem Platonismus besiegt, neben welchem es nur dadurch fortdauern konnte, daß es sich ihm anschmiegte *).

*) Wenn irgend etwas im Stande ist, Achtung für abgelebene Jahrhunderte zu erregen: so sind es die Aufstellungen der Griechen und Römer über die Unsterblichkeit. Wer sich mit den Erdbegriffen des Basilides, Valentin und Marcion bekannt machen will, wird in Bruckers Werke das Wichtigste finden. Wir führen hier nur einige Worte aus Kant's Theorie an.

„Den Ursprung her ist die intelligible Welt und die Materie, als Oberst geteilt, da. Jene ist die Welt aller Geister und Wesen; diese die Welt aller Materien und Wesenbaren. In der intelligiblen Welt liegen die Elemente des Heiligen, Guten, Reinen, Schönen und Höchsten, wie in der Materie die unentwickelten Keime der Erde, des Wassers, der Luft, des Feuers, des Lichts und der, jedem Elemente angemessenen Lebewesen oder

Dieser man die Urkunden des zweiten Jahrhunderts, so überzeugt man sich leicht von den Anstrengungen, welche die Christen dieser Zeit zu machen hatten, um

verschiedenen Dingen. Die höchste Heiligheit, Wahrheit, Güte, Macht und Stärke ist in einem einzigen, unzerstörlichen, selbständigen Wesen gedacht, erzeugt die Idee des Grundwesens der intelligiblen Welt, die Idee der Gottheit. Gott ist, seiner vorstellbaren Natur nach, das Licht, welches die ganz intelligible Welt durchdringt, wie die Sonne das Planeten-System: die Welt, das Licht von dem Sinne empfunden, sondern das im Verstande gedacht werden kann. Die Heiden und Juden hatten keine Kenntniß der intelligiblen Welt; nicht die Macht der Einbildung verhinderte sie, die Höhe zu erlangen, nicht der Judent-Gott, sondern die Weltheit eines stetigen wahren Gottes hat die ganze sichtbare Welt als ein Abbild der intelligiblen, wahren Welt erkannt, damit in derselben das Nachschmachten von dem Verstand der Natur sich erhalte und zum Leben in der eigentlichen und wahren übermenschlichen Welt sich selbst mache. Da das große Weltgebäude in seinem Verfall stand, in seiner Ordnung und Bewegung, gesammengesetztem werden mußte: so übertrag Gott die Zusammenhaltung eines solchen Systems, Omphoros (Centripetal-Kraft) genannt. Damit diese aber nicht erlöste, so gestützte er ihr das centrifugale System, den Splendorem (Centrifugal-Kraft) bei. Der höchste Zustand, in welchem die himmlischen Seelen und die ganze Wirklichkeit durch die Vermittelung mit Körpern, sich durch die Vermittelung des Lichts mit der Finsterniß, gestalten waren, sollte einen besondern Platz machen. In diesem Zustand stand der allhöchste Christen, der wahren Natur, mit dem reinen Licht Gottes erleuchtet, sich an himmlischer Gottheit und ungetrenntlich mit der Weltheit vereinigt. Seine Ordnung hatte einen heiligen Zweck: der eine bezog sich auf den Omphoros, auf die Unterordnung der physischen unter die sittliche Weltordnung, durch welche der Verstand die Entsprechendigkeit der sichtbaren Welt erkennen sollte; der andere betraf das Wirkungsvermögen. Sein Amt war, sich zu machen und Erlaub zu sein; und dies geschah durch Offenbarung des göttlichen Lichts und durch heiligen Wandel.“

sch gegen die Angriffe zu vertheidigen, denen sie ausgesetzt waren. Abweichungen von dem hergebrachten Glaubens-System sind zu allen Zeiten misfällig bemerkt worden; und so wie man selbst in unsern Zeiten mit der Verurtheilung von Schrifften freigebig gegen Diejenigen gewesen ist, die von der herrschenden Kirche abgingen: so war man es auch vor sechzehn Jahrhunderten gegen die frühesten Christengemeinden. Die Werke eines Justinus Martyr, eines Athenagoras, eines Lactantius und Theophilus, haben kaum einen andern Zweck, als die Christen gegen diesen Vorwurf zu rechtfertigen. Die Abschwörung brachte das Scheinmüß, dieses aber den Verdacht mit sich *); und da dieser nicht entzehen kann, ohne über die Gränzen der Wahrheit hinaus zu schweifen, so knüpfte sich leicht an die Idee der Gottlosigkeit die des Eifers und der Ausschweifungen. Werthwürdig ist der Geist der Duldung, welcher aus den Worten der frühesten Kirchenschriftsteller spricht. Justinus Martyr trägt kein Bedenken, Diejenigen als Christen zu bezeichnen, welche der Vernunft gemäß leben, wenn sie auch Ketzer genannt werden, wie unter den Griechen Sokrates, Heraclit und Andere **). Eine ähnliche

*) Die ersten Christengemeinden waren nicht mehr und nicht weniger, als solche Gesellschaften, die über bestimmten Grundsätzen und Akten bestan. Zu den letztern gehörten Eiden, auf welche das Wort Eifer gedeutet war, weil dies Wort in diesen Verfassungsbüchern bei Glaubensbekenntniß der Christen vorkommt; nämlich Iheros. Epist. Titus. Titus. Titus. Titus.

**) Diese Bemerkung ist sehr auffallend, als daß man eine Verhinderung des Eifers übersehen kann. Justin's Worte

Sprache führt der Philosoph Athenagoras, indem er in seinem Sendschreiben an den Imperator Marcus Aurelius sagt: „Wir sind keine Atheisten, indem wir als Gott das Wesen anerkennen, aus dessen Verstande (λογος) die Welt hervorgegangen ist, und durch dessen Geist sie zusammen gehalten wird.“^{*)} Andere, wenn gleich in ihren Anschauungen abweichend, stehen in der Duldung nicht zurück. Erst mußte sich das Christenthum zu einer Macht erhoben haben, ehe es unantastbar werden konnte. Zu einer Macht aber erhob es sich vermöglicly im dritten Jahrhunderte unserer Zeitrechnung, in der Periode von Commodus bis auf Diocletian, durch den zunehmenden Verfall des politischen Systems der Römer. Es geschah damals, was sich seitdem mehr als Oimal, im Großen wie im Kleinen, wiederholt hat; nämlich, daß das Kirchenthum, als Stütze des politischen Systems, nicht das Mindeste für die Erhaltung desselben leistet, aber den Verfall und Untergang des politischen Systems desto eifriger zu seinem eigenen Vortheile benutzt, wenn die Umstände nur einigermaßen günstig sind. Da, wo das bürgerliche Gesetz nicht geachtet wird, muß das Sittengesetz an dessen Stelle treten, damit die Gesellschaft vor einer gänzlichen Auf-

fuß: *in una deorum divinitate personam esse, a qua omnia sunt creata, et in illius sui conspectu esse hominum, qui ei sunt rationis, et in illius sui conspectu esse hominum, qui ei sunt rationis.* Apol. 1. §. 60.

*) Diese Bemerkung hat er mit der Behauptung des Athenagoras, welcher sagt: *omne quod videtur esse in terra creatum, et quod videtur esse in terra creatum, et quod videtur esse in terra creatum, et quod videtur esse in terra creatum.* Log. pro Chris. Cap. VI.

lösung bewahrt bleibe; und so immer dies geschehen möge, da werden die Volkstheer des Sittengesetzes den ersten Rang einnehmen, und sich auf den Trümmern der politischen Macht erheben. Die christlichen Bischöfe des dritten Jahrhunderts, unterstützt von den Presbytern, waren wesentlich zu Magistrats-Personen geworden; und als solche hatten sie alle Ursache, die höchste Consequenz in ihr Verfahren zu belagern. Dies fühlend, beachten sie schon früher die Synoden in Gang, auf welche die ersten Grundlagen zu einem bleibenden Kirchen-System geworfen wurden, das, in Befestigung und Volkziehung gleich schwer zu verändern, sich eben deswegen leicht von einer Generation zur andern fortpflanzte.

Eine, drei Jahrhunderte lang fortgesetzte Richtung des menschlichen Geistes auf einen und denselben Gegenstand, kann nicht verhindern, diesem alle Ausbildung zu geben, dessen er fähig ist. Die platonische Philosophie war allmählig in das Lehrgebäude der christlichen Kirche eingetragener und hatte nicht wenig zur Befestigung desselben beigetragen. Dennoch dauerte das Sitten-Befehl aus einem sehr begreiflichen Grunde fort. Wenn nämlich der menschliche Geist die ihm für sein Erkennen von der Natur selbst gesetzten Schranken überschreitet, um sich in Dinge zu verlieren, die er nicht ergreifen kann: so theilt sich die Meinung, und eine Uebereinstimmung ist nur in so fern möglich, als sie kämpflicher, aber unglücklicher, erzwungen wird. Unfähig, seine eigene Natur, so fern sie eine geistige ist, anders als durch Schlüsse zu erkennen, sollte er die Weltseele

lieber anbeten, als erkennen wollen. Doch dies liegt nicht in der Denkungsweise Derer, die den Glauben für sich haben, von übernatürlichen Dingen mehr zu verstehen, als Andere. Für die Theologen des vierten Jahrhunderts war das Räthsel der Gottheit um so weniger zu lösen, je mehr sie dabei den Unterschied aus der Sicht ließen, welchen das an die Stelle der Idee gebrachte Bild verursachte. Der Logos des Platon vertrat sich mit der schaffenden Kraft, die man sich als die wesentliche Urheilerin der Welt dachte, ohne ihr den mindesten Abbruch in ihrem Wesen zu thun. Nicht so der Sohn mit dem Vater. Hier mußte an Personen gedacht werden, von welchen jede ihren Charakter vertheidigte. Die ganze Lehre des Platon war also für Denjenigen verändert, welcher nicht die Fähigkeit hatte, zu begreifen, Einmal, wie Platon selbst zu seiner Anschauung gelangt war, zweitens, wie sich diese Anschauung im Verlaufe der Zeit verändert hatte. Daher der heftige Streit über die Dreieinigkeit: eine Lehre, welche der Eine so, der Andere anders erkündete, indem ein Jeder gerade Das übersah, was sie in ihrer höchsten Allgemeinheit vertheidigte. Verschiedene Methoden wurden versucht, das Geheimniß aufzuheben; aber die Methode des Einen mißfiel dem Andern, und so konnte es nicht fehlen, daß Entzweiung und Zwietracht entstand, die zu Parteilungen führte. Ein freierer Disputirgeist lebte zu Alexandria. Hier war es denn auch, wo der Streit zuerst lebte. Arius, ein Presbyter, geriet mit seinem Bischofe in Wortwechsel über den rechten Ausdruck, durch welchen die Natur und Würde des

Sohnes Gottes bezeichnet werden müßte; seiner Behauptung zufolge war derselbe das edelste und erste aller aus Nichts geschaffenen Dinge, nicht erzeugt aus dem Wesen des Vaters. Die Autorität des Bischofs und des Presbyteriums vermochte nicht, ihn zu belehren; und als eine Kirchenversammlung zu Alexandria den Neuerer mit allen seinen Anhängern verbannte, gewann der Streit über die Natur des Sohnes nur desto mehr Umfang und Stärke. Vorgehlich mischte sich Constanin mit Ermahnungen zur Eintracht in denselben. Arius, die sogenannten Trinitarier und Sabellus trieben den Streit so sehr über alle Gränzen der Vernunft, daß die christliche Welt mit mehr als Einer Spaltung bedroht war. Sollte die Einheit derselben gerettet werden, so mußte man die Partheien an einander bringen, um sie, wo möglich, zu versöhnen; und dies that Constanin dadurch, daß er das Concilium von Nicäa gestattete *).

Das römische Reich zählte um die Zeit, wo das Concilium von Nicäa eröffnet wurde, nicht weniger als achtzehnhundert Bischöfe, in deren Händen die geistliche Jurisdiction lag. Ein tausend derselben gehörten den griechischen, die übrigen achthundert den lateinischen Provinzen an. Nicht jeder von ihnen hatte ein gleiches Machtgebiet; denn während einige über eine ganze Provinz herrschten, waren andere vielleicht auf ein einziges Dorf beschränkt. Allein, indem Alle dieselben Machtvollkommenheiten und Vorrechte von den Aposteln, von den Bischöfen und von dem Volke herleiteten, be-

*) Im Jahr 325.

sahen sie auch Alle einen und denselben Charakter als
 geistliche Vorfahrer. Von diesen nun versammelte Con-
 stantia dreihundert zu Nicäa, zur Entscheidung eines
 Streites, der zu Arianen zwischen einem Bischof und
 einem Presbyter entstanden war und, trotz seiner Sub-
 stanz, eine Menge Theilnehmer gefunden hatte. Es
 scheint für die Stärke menschlicher Leidenschaften gleich-
 gültig zu seyn, wie tief oder wie hoch der Gegenstand
 liegt, welcher den Streit erregt; die Herrschaft des
 Wohlstandes hört nothwendig da auf, wo er nichts mehr
 unterscheidet. Arianer, Trithemiten und Sabellianer
 setzten sich über einen Punkt vereinigten, der allen gleich
 dunkel war, und erst durch die Leidenschaft ins Klare
 gesetzt werden mußte. Ein neues Licht schien den ver-
 sammelten Kirchenvätern aufzugehen, als der Bischof
 von Antiochia, Eusebius, ein leidenschaftlicher Anhänger
 des Arian, unumwunden sagte, daß die Arianer
 keine Homousie (Gleichheit des Wesens) gegeben
 hätten. Diese von den Arianern verlangte Gleich-
 heit des Wesens fand nicht die Ungleichheit, wohl
 aber die Uebelschheit des Wesens, durch Homousie
 aufgedrückt, entgegen; und so war denn Das aufzufin-
 den, was den eigentlichen Gegenstand des Streites aus-
 machte, und, durch das Bescha des Imperators ent-
 schieden, der latholischen Kirche für mehrere Jahrhun-
 derte ihrem Charakter geben sollte. Der Unterschied ei-
 nes einzigen Buchstaben war es, was die Einigkeit der
 Welt für einen langen Zeitraum entfernte, Verbannun-
 gen über Verbannungen nach sich zog, und zuletzt damit
 endigte, daß es in dem westlichen Theile der Römer-

weil angenommen wurde, weil man sich hier Entscheidung williger gefallen ließ, als in dem östlichen Theile, wo der Verstand, unterstützt von einer biegsamen und höchst abgeschliffenen Sprache, Subtilitäten schärfer aufsaßte und festhielt.

Nicht, daß es dem Constantia gelungen wäre, die Einheit des christlichen Lehrbegriffs über jeden Widerspruch zu erheben; daran fehlte so viel, daß die Arianer unter seinen nächsten Nachfolgern das Übergewicht erhielten. Aber der Versuch war gemacht und nicht ganz fehlgeschlagen. Das Merkwürdigste bei demselben war, daß Constantin um die Zeit, wo er sich in den Streit der christlichen Theologen mischte und denselben zum Vortheil der von ihm begünstigten Partei entschied, durch sein Glaubensbekenntniß der christlichen Welt angehörte. Seine Taufe erfolgte elf Jahre später, nicht lange vor seinem Hintritt, als durch diesen feierlichen Akt nichts mehr weder zu gewinnen, noch zu verlieren war. Die Befestigung des Lehrbegriffs, verbunden mit dem später erfolgten förmlichen Uebertritt zum Christenthum, hatte die Folge, daß dieses den Ausschlag über den Polytheismus zu geben begann. Zwar wollte Constantin dem letztern keine Gewalt anstun; diese aber fand sich ganz von selbst, sobald er sich so entschieden für das Christenthum erklärt hatte. Nicht ganz mit Unrecht hat die griechische Kirche den Imperator den Aposteln gleich gesetzt. Von einer förmlichen Gleichheit unter ihnen kann freilich nicht die Rede seyn; aber wenn man sich an der Zahl der Verkörnungen hält, so ist nicht zu läugnen, daß Constantin mehr zur Verkör-

tung des Christenthums beigetragen hat, als alle Apostel zusammen. Das Beispiel des Argenten wird in solchen Fällen immer um so mehr entscheiden, je unumschuldeter er ist. Wo die Annahme einer Glaubensformel zu Ehrenstellen und Reichthümern führt, da haben die Massen es nicht der Mühe werth zu widerstehen; und wo die ersten Classen der Gesellschaft voransetzen, da folgen die übrigen entweder aus bloßem Nachahmungstrieb, oder auch aus Eifersucht. Solohate Constantin, wie erzählt worden ist, den Uebertret zum Christenthum mit einem weißen Zuge und wenig Geldstücken *); so that er etwas eben so Ueberflüssiges, als Privilegien für eine Hauptstadt zu setzen pflegen.

Nach Constantins Zeiten verbreitete sich das Christenthum, selbst jenseit der Gränzen des römischen Reichs. Die Gothen und Germanen, welche in den römischen Legionen dienten, konnten das Kreuz nicht verstehen lernen, ohne auch ihre Landeskute damit anzuschmücken. Iberia's und Armeniens Könige dienten dem Gotte ihres Beschützers, weil sie dies für ihre Pflicht hielten. In Arabien widerstehen sich eingewanderte Juden den Missionarien, die das Christenthum verbreiten wollten; doch vergeblich, bis jene Revolution ausbrach, welche den Juden und den Christen gleich verderblich wurde. Wohin wir die römischen Waffen getrieben waren, dahin drang das Christenthum, nämlich nach Persien; und Asien vererbt noch jetzt das Andenken des Truamenti, der unter der Regierung Constantins sein So-

*) So die sizilischen Annalen des Baronius vom Jahr 326.

ben der Befehung in diesen Gegenden wohnete. Selbst die Küsten Judäas wurden von den Strahlen des Sonnenfunks erleuchtet, das nach mancherlei Verwandelungen zu ihnen zurückkehrte, nachdem es, vielleicht vor mehr als einem Jahrtausend, von ihnen ausgegangen war. Nur die Vornehmen Roms, noch immer der Idee einer Republik getreu, verabscheuten das Christenthum, und verabscheuten es um so mehr, je größer der Widerspruch war, welchen die neue Hauptstadt der alten that. Doch werden wird sich weiter unten das Nöthige sagen lassen.

(Fortsetzung folgt.)

Einige Kapitel aus de Pradt's Werke von den Colonieen.

(Bechluss.)

3. Kann Spanien seine amerikanischen Colonieen wiedererobern ?

Alles Vorhergegangene ist nur Einleitung zu dieser großen Frage. Von der Art und Weise, wie sie beantwortet wird, hängt die Fortdauer des Colonial-Systems ab. Bleibt Amerika in dem Kampfe mit Spanien unabhängig, so werden es alle übrigen Colonieen. In der That, wer sind diese Colonieen? Die Antillen und Canada. Während ganz Amerika frei wäre, würde das letztere abhängig bleiben, und zwar nicht vor den Thron der Vereinigten Staaten, trotz dem Interesse, welches diese haben oder erhalten können, es der allgemeinen Unabhängigkeit Amerika's beizugehen, trotz den Bewachungsstellen, welche dieser Zustand fortwährend Feindseligkeit und heftigster Trennung dem britischen Reiche verursachen würde. O, könnte man doch erfahren, wie viel Canada diesem Reiche während des letzten Krieges mit Amerika gekostet hat! Man übertriebt nicht, wenn man annimmt, daß die Ausgabe die Einnahme um das Zehnfache überstiegen habe. Mit

den Antillen würde es nicht anders gehen. Umgeben von großen unabhängigen Colonien, könnten sie gegen dieselben nicht vertheidigt werden. Es würde nicht der Mühe werth seyn, sie noch länger zu behaupten; um so weniger, da sie in dem Zustande der Abhängigkeit mit den unabhängigen Colonien nicht in der Zukunft wetteifern könnten. Man schickt sich jetzt von der Magellanischen Meerenge bis nach Californien, d. h. auf einem Erdreich, welches neun- und-achtzig Stunden lang und mehrere hundert Stunden breit ist; und indem man sich erwidert und vertilgt, geschieht dies in dem ungeheuersten Grade, das jemals die Wuth des Menschen für ihn selbst ausgeübt hat. Jetzt zum zweiten Male seit drei Jahrhunderten vertilgen die Spanier Amerika's Bevölkerung: sonst, weil sie ihnen nicht gewachsen war; gegenseitig, weil sie die Vortrogschaft hat, ihnen gleich seyn zu wollen.

Schon mehrere Male, unter andern im Jahre 1768, hatten die Eingebornen versucht, die Herrschaft über ihr Eigenthum wieder an sich zu nehmen und ihre Gebieter aus demselben zu vertreiben. Wäre Tupac-Amara's Unternehmen gelungen, so würde es um die spanische Herrschaft in Amerika geschehen gewesen seyn. Jetzt sehen die Sachen anders: Nicht die Eingebornen verfolgen ihre Gebieter mit den Waffen in der Hand; wohl aber bekämpfen Spanier, vereinigt mit Eingebornen, den Mutterstaat, indem sie die alten Amerikaner bitten, ihnen bei der Abschüttelung des spanischen Joches Beistand zu leisten. Der Ausruf hat sich ver Paidert, wie man sieht, und die Handlung steht ei-

nam ganz andern Ausgange entgegen. Von dem Königreich Terra firma ausgehend, hat sich die Bewegung in einem Nu über dieses ungeheure Bräutand ausgedehnet: so sehr war alles reif für diese Begebenheit! Um dieselbe zu Stande zu bringen, hat man die Verlegenheiten braugt, worin sich Spanien in Europa befand. Kaum von denselben befreiet, hat dieses sich mit seinen amerikanischen Colonien beschäftigt; doch es ist auf ein Volk gestoßen, das, nachdem es die Herrschaft Jesu's selbst zurückgewiesen hatte, auch Spaniens Herrschaft zurückwies, und mit diesem eben so wenig etwas zu schaffen haben wollte, wie Spanien selbst mit Frankreich.

Spanien hat sich seinen Colonien vorgestellt mit seinen alten Gesetzen, und mit Truppen, die denselben Annahme verschaffen sollten. Unerschütterlich in seinen Eigenthum, und Ausschließungsbegründungen (welche der Rath von Judien bewacht, wie der Drache die Säulen der Hesperiden) hat es den Vorschlag gethan, daß Amerika sich für jeden Andern schließt, und nur dem Mutterlande dienen soll. Um solche Forderung zu unterstützen, hat es einige Tausend Mann nach Amerika geschicket, die es als bewaffnete Widerhersteller seiner Herrschaft betrachten. Es rechnet auf die Pflanzereien, welche die Königl. zu seinem Vortheil machen werden; es rechnet vor allem auf die Geislichkeit in Amerika, die, wie allenthalben, eine Freundin der unumschicklichen Macht ist. Es hat Carthagena zu seinem Waffenplatz gemacht; denn von hier aus können seine Truppen sich leicht nach den Küsten des Süd-Meeres begeben, und Mexiko und Peru in den Händen nehmen.

Wenig zweifelhaft ist dies ein Theil des Plans, dessen Ausführung dem General Morillo anvertraut ist. Die Wiederherstellung des Ausschließenden ist bekannt gemacht, und allenfalls, wo seine Anhänger die Oberhand behaupten, wird dieses Ausschließende wieder gemeines Recht, damit das Ende der Freiheit des Landes auch das Ende der Freiheit des Handels werde, und damit Amerika nicht bloß Spanien, sondern auch den Häfen dieser Halbinsel unterworfen sey. Dies ist ein Punkt, den man bei dieser Frage nicht aus den Augen verlieren darf. Vermöge dieser Verfügung sind alle Europäer in dieselbe Sache verflochten; denn es gibt keinen Einzelnen, der nicht auf das Engste dadurch berührt würde. Man sieht wohl, daß ein Verbot dieser Art, indem es an die Quelle des freien Handels tritt, eben nicht geeignet ist, widerspenstige Colonien zum Mutterstaate zurück zu führen. Auch hat sich in den letzten Zeiten erkundet, wie die Havanna ihren Vice-König in Schrecken setzte, um ihn zur Zurücknahme des Ausschließenden, womit er die Colonie belästert hatte, zu bewegen. Er hat dem Gewarte einer Colonie nachgeben müssen, welche Gewohnheiten angenommen hatte, die mit den Maximen des Reichs von Indien und mit dem Monopol von Cadix in einem allzu großen Widerspruche standen, als daß derselbe auf einen bloßen Befehl des Mutterstaats gehoben werden konnte.

Aus diesem Zustande der Dinge ergeben sich zwei Fragen:

1. Kann Spanien seine amerikanischen Colonien wiedererobern?

2. Könnte es dieselben behaupten?

Die beste Art und Weise, diese Frage zu entscheiden, besteht unstreitig darin, daß man die Angriff- und Vertheidigungsmittel vergleicht, wie auch die Behauptungsmittel mit ihren Schwierigkeiten und den Erhaltungskosten dieser Colonien.

Spanien zählt elf Millionen Einwohner.

Amerika fünfzehn Millionen.

Galanter zum Vertheil der Colonie, vier Millionen.

Spanien hat fünf und zwanzig tausend Quadrat-Meilen.

Amerika viermal hundert und acht und sechzig tausend.

Spanien kann Amerika nur mit dem kleinsten Theile seiner Bevölkerung angreifen, gerade so wie England in Hinsicht der Vereinigten Staaten; es könnte nicht einmal gegen Amerika die Hälftekruppen senden, womit England die Vereinigten Staaten bekämpfte, Truppen die man damals die Infanterien nannte. In diesem Kampfe mit seinen Colonien wird also Spanien auf seine eigenen Kräfte beschränkt seyn. Es wird demnach, wie bisher, mit schwachen Truppenkörpern operiren, die aus der Ferne in die Ferne geschickt worden, und deren Vereinigung, Absahrt, Ueberfegung und Aufanftaben mit solchen Unternehmungen unausfölich verbundenen Nachtheilen unterworfen sind, hauptsächlich aber bei einem Volke, das langsam ist, die zu großen Ueberfegungen erforderlichen Mittel nicht besitzt, und seine Sorge trägt, weder für die Zusammenschung der Mannschaft, noch für die Erhaltung der Menschen, noch

endlich für das Einzelne, das zur richtigen Leitung solcher Nützlichkeiten so wesentlich beiträgt. Welch ein mächtiger Unterschied zwischen einer Expedition dieser Art, die von Spaniern, und einer, die von Engländern geleitet wird! Die Nützlichkeiten Spaniens werden also immer schwach und von der Beschaffenheit der spanischen Verwaltung gehemmt seyn. Und was sind diese Nützlichkeiten in Vergleich mit einem Lande, wie America, wo es so schwer hält, mit einem Armeecorps verweilt zu kommen, wo es keine Landstraßen, keine Übergänge über breite und zahlreiche Ströme giebt, wo die Städte durch große Entfernungen von einander getrennt sind, wo man unermessliche Räume durchlaufen muß, um irgend ein Ziel zu erreichen, wo es an Meereshäfen, Sicherheitplätzen und Hospitiern fehlt! America wird durch sein Klima vertheidigt werden, dessen Einflüssen die Europäer nicht ohne die größte Gefahr trohnen können. Ehe ein Corp von zehntausend Mann in Cadix gelandet, eingeschifft, gelandet und im Dienste gebraucht worden ist, muß man wenigstens ein Drittel davon abziehen. Von allen diesen Nachtheilen ist kein einziger für die Eingebornen vorhanden: sie befinden sich bereits auf dem Schlachtfeld, sie sind des Klima's gewohnt, und hundert gegen Einen. Die Ungleichheit springt in die Augen. Freilich ist die Fertigkeit in den Waffen und die Wissenschaft des Kampfes auf Seiten des aus Europa angelangten Soldaten; doch auf wie lange? Alle diese Vorzüge hatten auch die Engländer vor den Bewohnern der Vereinigten Staaten, und doch trat der Sieg auf die Seite der letzteren. Die spanischen Ame-

risaner werden eben so kriegerisch gekannt werden, wie die englischen Amerikaner; und sind sie heute die Schwächeren, so werden sie morgen die Stärkeren seyn. Um zu siegen, brauchen sie nur zu fliehen; um die Oberhand zu gewinnen, brauchen sie nur den Kampf zu vermeiden; den National-Krieg an die Stelle des regelmäßigen Krieges zu bringen, ihre Begier allenthalben zu anschwärmen, ohne ihnen die Stirn zu bieten, sie zu ermüden, zu erschöpfen, und das durch Ermattung zu erzwingen, was sich auf dem Wege der Macht nicht bewirken läßt. Man spricht vom Kriege immer als von einer Wissenschaft, und in Beziehung auf die Ehre, welche in einem Duell erworben wird, wo man sich nach allen Regeln der Kunst und nach allen, für diese Art des Kampfes verordneten Einrichtungen unter die Augen stellt. Man sollte aber den Krieg nur seinem Zwecke nach anschauen. Dieser ist die Vernichtung des Feindes, und nach diesem wird er, darauf kann man sich verlassen, gegen die spanischen Truppen in Amerika geführt werden. Ihre Begier werden sie nicht von vorn angreifen, wohl aber eineln. Sie werden fliehen, um die Spanier zu ermüden, zu erschöpfen; werden diese aber dadurch zu Grunde richten. Mit einem Worte: man wird in Amerika thun, was die Spanier in Spanien gegen die Franzosen gethan haben, und Ferdinands Truppen wird es in der Colonie gerade so ergen, wie es Napoleon's Truppen in seinem Königreiche ergangen ist. Das Beispiel ist gegeben; es wird befolgt werden, sogar von denen, welche in Spanien so viel davon gelitten haben; denn, wie könnte man daran zweifeln, daß eine

Menge französischer und fremder Officiere sich hin begeden werden nach dem Felde der Ehre und des Ruhms, welches sich der Mühe, dem Streben nach Reichthum und nach Ruhm, dem Abscheu vor dem Müßiggange, zu welchem die Friedensliebe Europa's verdammt, endlich der Sehnsucht nach höhern Dingen, welche dem Militärstande so eigen ist und jetzt so wenig Befriedigung findet, eröffnet hat!

Das spanische Amerika wird in den Kämpfen, welche es mit dem Mutterlande zu bestehen hat, von den alten Anführern französischer und deutscher Soldaten geleitet werden. Die, welche in den Ebenen von Castilien gefochten haben, werden sich noch einmal in den Ebenen Paraguays, Mexiko's und Neu-Granada's begegnen. Miranda, der Waffengeföhre Dumourier's, hat die Bahn eröffnet; Tausende werden sie betreten. Der Engländer Brown hat mit den Schiffen von Buenos-Ayres die Küsten von Peru in Schrecken gesetzt; der Führer einer Handvoll Franzosen in Irland, Humbert, hat Mexiko's Regionen organisiert. Aber möchte daran zweifeln, daß eine lange Reihe von Männern, von denselben Beweggründen belebt, denselben Eyzenden, denselben Kämpfen, demselben Ruhm, demselben Glück, demselben Ziele eines lästigen Müßigganges, eines herabwürdigenden Elendes, einer eckelichen langen Weile, demselben Genuß, sich, für die Freiheit der ganzen Welt kämpfend, einem großen Volke anzuschließen, entgegen eilen werde! Gab es jemals eine größere, eine vorföhrenderere Uatenspannung? Die Tage der ersten Entdeckung Amerika's sind für Europa jundge-

lehrt: es ist eine neue Welt entdeckt worden. Wenn in der ersten Epoche die Spanier allein sich in dieselbe stürzten, so rührte dies daher, daß jeder mit seinen Colonien genug hatte, daß die Straße nach Amerika wenig gekannt und die Schifffahrt für den größten Theil Europa's ungewöhnlich war. Doch jetzt, wo der Weg nach Amerika eben so besucht ist, wie der nach Paris und London, und wo das Meer betreten wird, wie die Erde — jetzt werden Tausende von Europäern nach Amerika gehen, um es zu vertheidigen, wie im sechzehnten Jahrhunderte Spanier dahin gingen, um zu plündern. Das spanische Amerika wird die Pizarro's und Almagro's aus allen Theilen Europa's anlangen sehen; es hat bereits seinen Kaiser gehabt, der Buenedi-Ayres yermal gerächt und erhalten; es wird deren unter allen Europäern finden, welche einen Ruhm und ein Glück, die in Europa nicht mehr angestrebt sind, in Amerika suchen. Warum es nicht herausfragen? Die Städte dieser beiden Welttheile sind in Europa, wo nicht ungeschützt, doch wenigstens halbgeschützt. Nur in Amerika lassen sie sich wieder aufrichten, und zwar nach colossalen Verhältnissen, welche nur großen Ummächtigungen und Kriegen angemessen sind, wo alles noch erst gemacht werden muß. Spanien, auf seine eignen Kräfte beschränkt, welche denen von Amerika nachstehen, wird also auch noch die bewegten und waghalsigen Krieger aller Völker zu bekämpfen haben; und wer weiß denn nicht, daß sie das Gefährlichste sind, was es auf Erden giebt! Allerdings kann es, indem es der Bevölkerung Amerika's geregelte Truppen entgegenstellt,

vermüde tatsächlicher Ueberlegenheit Anfangs einige Vortheile davon tragen, wie England im amerikanischen Kriege; und außerdem bringt die Natur des Krieges es mit sich, daß die glücklichen Erfolge wechseln. Allein die Ungleichheit und die Nachtheile eines solchen Krieges sind allzu sehr in die Augen fallend, um nicht auf die unglücklichste Weise gegen Spanien zu wirken. Unfälle, die sich nicht vermeiden lassen, werden den Muth der Feinde schwächen, die Anhänger zum Schweigen bringen, den Soldaten zaghaft machen. Bald wird das Vaterland keine Truppen mehr übersetzen lassen, aus Furcht den Gegnern neue Streitkräfte zuzuföhren. Was könnte es auch diesen Truppen anbieten, um den Beweggrund zum Abfalle, welche die Feinde zu geben vermögen, das Gegengewicht zu halten! Das Gold und Silber ihrer Minen, die Blaudereien, womit man aufzupacien, die Weiber, die man wählen lassen kann — wie viele Mittel, um spanische Truppen von der Bahn der Pflicht abzuleiten und zum Abfalle zu bewegen, da es dem Menschen einmal eigen ist, seinen Zustand verbessern zu wollen! Bedenkt man dies alles, und erwägt man zugleich, daß, mit dem doppelten Beispiel des Feldzugs von Moskau und des in Spanien selbst geföhreten Krieges vor Augen, die spanische Regierung in Amerika einen Krieg föhrt, welcher die Nachtheile dieser beiden unglücklichen Expeditionen in einem so hohen Grade vereinigt: so begreift man durchaus nicht, wie sie sich dazu hat entschließen können. Ist denn die Erfolge immer für die Menschen verliert? Doch noch mehr. Spanien hat gar nicht

welche die Mittel, den Krieg gegen Amerika fortzusetzen, und Amerika seinerseits gewinnt an Widerstandskraft in eben dem Maße, in welchem es kämpft.

Der Grund davon ist sehr begreiflich.

Amerika ist die Erbe und gewissermaßen die Erbin Spaniens geworden, wie in Familien-Verhältnissen das groß und reich gewordene Kind den alten Leuten seiner Eltern zu Hülfe kommt. — Woher röhren die Reichthümer Spaniens, sey es als Tribute, sey es als Einkünfte von Freiburg-Personen, welche ihrerseits die öffentliche Wohlfahrt nähren? Doch wohl aus Amerika. Dieses sendet Jahr für Jahr die Summe von 60 Millionen in den königlichen Schatz nach Madrid, und mehr als 150 Millionen nach Cadix zur Saldirung seines Handels. Diese, nach Spanien geführten und daselbst verzehrten Einkünfte vermehren den öffentlichen Schatz durch directe und indirecte Auflagen; denn in Spanien, wie allenthalben, schließt der Verzehr eine Auflage in sich. Nun sind aber alle diese Quellen vermindert, und dieser Umstand vermehrt den Jammer, in welchem Spanien sich durch die Ereignisse befindet, die es ertragen hat. Ein solcher Verlust würde diesem Reiche zu jeder andern Zeit empfindlich gewesen seyn; um wie viel mehr aber jetzt! Mit welchen Mitteln wird Spanien also diesen Krieg fortsetzen? Etwas mit den gezwungenen Anleihen, die es in den Handelsstädten ausgeschrieben hat? Allein dies Mittel hält nicht lange vor, und mehr den Financien, welche man dadurch aufrechterhalten will! Spanien, welches nicht einmal so viel hat, daß es die Ausgaben für sein Ju-

wereß bestreiten kann *), vermag noch weit weniger, die Kosten eines amerikanischen Krieges zu decken. Noch im Besitz von Amerika hatte es kein Deficit. Wie will es ohne Amerika gegen Amerika bestehen! Es ist demnach sehr wahrscheinlich, daß seine Truppen-Entsendungen dahin sich immer mehr vermindern werden, bis es außer Stande ist, einen einzigen Mann zu finden. Selbst wenn man annehmen wollte, es besitze die Mittel, welche ihm fehlen — wie würde es wohl seine Entsendungen den veränderlichen, und vermöge der großen Entfernung des Schauplatzes der Begebenheiten durchaus unberechenbaren Bedürfnissen anpassen? Würden diese Entsendungen im Augenblick ihrer Anfaßt, noch dem Zweck entsprechen, um bestritten sie gemacht werden? Um den Begebenheiten gewachsen zu seyn, um die Frucht der ersten Auslagen nicht einzubüßen, müßte Spanien immer drei Armeen und drei Flotten in Bereitschaft haben; die erste in Amerika, die zweite auf dem Meere, die dritte in Spanien. Noch fordert der Umfang der spanischen Colonien Anstrengungen, welche demselben angemessen sind. Spanien bedürfte also eigentlich fünf Armeen, um die fünf großen Theilungen Paraguay, Mexiko, Peru, Terra firma und New-Granada in Zaum zu hal-

*) Man weiß, daß das gewöhnliche Einkommen Spaniens, welches sich auf 240 Millionen Fr. beläuft, nicht hinreicht hat für die Ausgaben dieses Landes in Friedenszeiten. Selbst wenn die Einkünfte Amerikas, die auf 60 Millionen Fr. geschätzt werden, zu Hilfe kamen. Die Schuld hat sich allmählig auf 700 Millionen angehoben: die Verbilligung in dem Einkommen, welches noch schuldlos ist, ist das in Frankreich.

ten. Hierbei sind Chili, die Habanna und Puerto Rico gar nicht in Anschlag gebracht. Spanien also müßte seinen Zustatz nach Hunderttausenden in Ansehung der Menschen, und nach Milliarden in Ansehung der Goldkräse machen. Es hat sich durch die erste Eroberung Amerika's entvölkert; es wird sich vollends entvölkern durch die zweite, welche das Werk der ersten ist, wenn gleich ohne einen ähnlichen Erfag: denn, wenn diese ihm die Colonien bracht, so wird jene sie ihm entreißen.

Die allgeraine Bewegung, in welche America durch die Besetzung von dem Joch des Mutterlandes gerathen ist, hat den vereinigten Staaten eine Stellung gegeben, welche von Seiten Spaniens sehr viel Schutzsamkeit erfordert. Alles in ihnen begünstigt die Unabhängigkeit; und daher die Einforderungen, die Vorurtheile an Waffen und Kriegsbedürfnissen, die persönliche Theilnahme am Kriege. Die Jugend der vereinigten Staaten nimmt ihren ersten Auszug nach Mexiko, und die amerikanischen Schiffe drängen sich in die dem freien Handel geöffneten Häfen. Wie lange kann dies dauern, bis es zu einem förmlichen Bruche kommt? und, wenn dieser eintreten sollte, wie will Spanien dem neuen Keulen gewachsen bleiben! Diese Dignität der vereinigten Staaten würde dem eben so unmenschlichen, als für die ganze Welt, vorzüglich aber für Spanien, verderblichen Kampfe ein Ende machen: denn jeder Amerikaner, den ein spanischer Soldat tödtet, ist ein Verthor weniger für Spanien, und jede verlorene Stadt ist eine Verringernng des Reichthums und der in Asien gemachten Besitzungen. Gerade so,

als wenn der König von Frankreich Lyon zerstören und Feudibus und Sedes abtrennen lassen wollte! Was wird Spanien gewonnen haben, wenn es sich erschöpft hat, um seine Colonien zu verheeren und zu verlieren? Und thut es wohl etwas anderes? So wie es sich benimmt, sollte man glauben, es gebe in der Welt nichts weiter, als Suberänität und Eigenthum, und wenn man nur herrsche und besitze, so komme es nicht weiter darauf an, ob man Vortheil davon ziehe oder nicht, ob der Topf fruchtbar oder unfruchtbar sey; mit Einem Worte: man sollte glauben, es handle sich nur um den nackten Topf eines Gegenstandes, während sich bei tausend Gelegenheiten gezeigt hat, daß Handelsverbindungen weit einträglicher sind, als das Eigenthum jemals werden kann. Nichts entscheidet hierüber so scharf, als das Beispiel Englands, das nach dem Verluste der Colonien, welche jetzt die vereinigten Staaten genannt werden, seine Handelsvortheile veräußlicht hat, ohne noch länger die Kosten des Eigenthums zu tragen.

Kann Spanien Amerika nicht mehr erobern, und ist dies, wie wir zeigen werden, gegen seinen Vortheil: so kann es Amerika noch weit weniger als Eigenthum behaupten.

Nach allen, über die comparative Bevölkerung der Mutterstaaten und der Colonien, so wie über die Natur und die Wirkungen des ausschließenden Handels festgestellten Grundsätzen, ist man zu der Behauptung berechtigt, daß die neue Eroberung Amerik's durch Spanien, wenn sie möglich wäre, nur verhängend seyn, und daß Spanien, über kurz oder lang, sich in

Sinicht seiner Colonien in eben der Stellung befinden, daß es folglich der zweiten Eroberung eine dritte, und dieser eine vierte hinzuzufügen gendebigt seyn würde, die es für immer unterläge. Eine unvermeidliche Folge dieser wiederholten Zusammenstöße!

Das gegenwärtige Amerika verhält sich zu dem Amerika der nächsten hundert, zweihundert, dreihundert Jahre, wie das Amerika zur Zeit der Eroberung zu dem gegenwärtigen Amerika. Die Fortschritte der ersten Epoche, wie die der zweiten, sind die Ursache dieser Erscheinung. In sehr geringer Anzahl lassen sich die Spanier in Amerika nieder, und nach Verlauf von drei Jahrhunderten bilden sie schon eine Bevölkerungs-Masse von mehreren Millionen. Ihrer eigenen Vermehrung fügen sie eine Einfuhr von Menschen hinzu, welche sich ihrerseits in allen Zweigen der Colonial-Bevölkerung betheiligen. Sie vermischen sich mit den Eingebornen, und in kurzer Zeit übertreffen sie die Bevölkerung des Mutterlands, trotz allen Verlusten, welche sie durch den Einfluß des Klimas, durch die Ausdünstungen eines merkwürdigen Bodens, und durch den Aufenthalt in Ländern und unter Menschen leiden, die ihnen gleich unbekannt sind. Es fehlt ihnen an allen Erhaltungsmitteln, welche die Zeit und die Wissenschaft zu geben pflegen; dennoch nähert sich ihre Zahl schon der Summe von zwey Millionen. Was wird geschehen, wenn sie von dem Punkt ausgehen, den sie bereits erreicht haben, wenn die Wurzel ihrer Bevölkerung die schon vorhandene Bevölkerung ist, vertraut mit allen Eigenheiten, mit allen Umständen des von ihr bewohnten Bodens, im Genuß

alles Dessen, was die Vermehrung eines Volkes begünstigt!

Die Bevölkerung in den spanischen Colonien muß mit der Zeit noch schneller zunehmen, als selbst die der vereinigten Staaten, weil sie größeren Spielraum hat, weil sie mit größeren Flüssen, mit bei weitem größeren Strömen, und mit zahlreicheren und gesicharteren Häfen ein unendlich fruchtbareres Land vereinigt, und weil die Subsistenzmittel, welche überall die Bevölkerung bestimmen, in diesem Lande weit reichlicher sind. Das spanische Amerika muß, vermöge des letzten Umstandes, mit seiner Bevölkerung weit hinausgehen über die, welche den vereinigten Staaten jemals zu Theil werden kann. Bedenkt man, daß einige Jahre hinsichtlich gemessen sind, in Mexiko Städte zu errichten, welche, wie Guanajuato, dessen Name in Europa kaum genannt wird, achtzigtausend Seelen zählen: so kann man sich eine richtige Vorstellung von der Bevölkerung machen, zu welcher es bestimmt ist. Daran fehlt nur allzu viel, daß der Mutterstaat eines gleichmäßigen Anwachses fähig wäre. Spanien wird sich nie zu zwanzig, dreißig, vierzig, fünfzig Millionen Seelen, d. h. zu einer Bevölkerung erheben, deren Größe sich nicht angeben läßt. Mit der kleineren Zahl hat die Colonie angefangen; aber sie hat sich bis zur Größe erheben, und nach kurzer Zeit wird keine Vergleichung möglich seyn. Wie will aber Spanien in diesem Zustande der Dinge seine Colonie in Schranken halten? Wenn es sich in Aufzucht der Bevölkerung schon gegenwärtig seiner Colonie untermordnet — was wird es thun, wenn diese

diese

Diese noch weit zahlreicher geworden seyn wird? Was zeigt doch, wenn es möglich ist, die Beherrschungsmittel an, welche zwölf bis fünfzehn Millionen Spanier gebrauchen wollen gegen vierzig Millionen Amerikaner, die zwei- bis dreitausend Stunden von ihnen entfernt leben! Wenn Ostindien halb so viele Engländer zu Einwohnern hätte, als Amerika Spanier hat, so würde es frei seyn. Die Spanier Amerika's sind keine Indianer, die von einer Handvoll Engländer gepflegt werden; es sind nicht mehr die Unterthanen der Kapiten oder der Intendanten, sie sind dies eben so wenig, als Fremdlinge in den Ländern Europa's. In allem Uebrigen den europäischen Spaniern gleich, haben sie noch alle Vortheile Dessen, der seine Freiheit vertheidigt, vor Dem, der sie angreift. Was verschlägt es dem größten Theile von Werillo's Soldaten, ob Amerika frei sey, oder nicht! Greifen sie in ihren eigenen Busen, so werfen sie sich in die Arme Derr, die sie bekämpfen sollen. Ihre Anführer und Die, welche diese senden, können glauben, ihr Vortheil bringe es mit sich, der Freiheit entgegen zu wirken; allein, wie könnten Jene eine solche Gesinnung theilen! Dagegen giebt es keinen Amerikaner, der unempfindlich wäre gegen die Segnungen der Unabhängigkeit, und diese nicht mit aller der Wärme vertheidigte, welche die eigene Sache zu geben pflegt. Dies hat man in dem Kriege der vereinigten Staaten gesehen. Sehr bald machten die Engländer die Entdeckung, daß sie es mit Menschen zu thun hatten, die ihremgleichen waren, die, als Bewohner der neuen Welt, die Sachen eben so gut verstanden, als die Bewohner der alten,

die, weil der Kampf fortbauerte, sich im Herrn einmal gefaßten Entschlusse bestärkten, während in England die Gegner sich von dem Gegenstande des Streits entfernten, und der Arm der Schwelger, welche ihn aufrecht erhalten sollten, in der Vertheidigung einer Sache ermanete, die ihn gleichgültig ließ, sowohl dem Princip, als dem Zwecke nach. Hiernit verband sich die zweite Entdeckung, daß die Amerikaner sich immer enger an einander schlossen, wie dies denn ganz gewöhnlich ist in Kämpfen, deren Gegenstand der angreifende Theil nicht deutlich auffaßt, während der vertheidigende ihn in aller nur möglichen Klarheit schaut und mit Beharrlichkeit behauptet. Wahrlich, es macht einen wesentlichen Unterschied, ob man aus Spanien nach Amerika kommt, um dessen Freiheit zu verhindern, oder ob man in Amerika frei seyn will, wenn man es begehrt! Der Grad der Thätigkeit, den man von beiden Seiten an die Sache bringt, um den Ausschlag zu geben, wird durch nichts so sehr bestimmt, als durch den Grad des Interesses.

Spanien würde also offenbar zu schwach seyn, um Amerika nach einer zweiten Eroberung zu behaupten. Es würde aber dazu um so unfähiger seyn, je überwiegender in der Colonie die Neigung zur Unabhängigkeit, die es erfinden möchte, würde. Nun aber würde diese Neigung durch dreierlei gemähet werden; nämlich einmal durch die Erinnerung an die Vergangenheit, zweitens durch den ausschließenden Handel, drittens durch das Beispiel und die Nähe Brasiliens und der Vereinigten Staaten.

Haben sich die Ideen von Freiheit und Unabhängigkeit nie in den Köpfen eines Volkes abgepiegelt, und ist dasselbe immer dem Laufe der Dinge, so wie derselbe durch Personen und Gesetze gezeichnet ist, gefolgt: so ist Unterwerfung sein natürliches Zustand; und diese Unterwerfung kann, wie alles von der Gewohnheit Herührende, ohne große Mühe unterhalten werden. Hat aber eine große Erziehung den Geistern eine andere Richtung gegeben, und sie von der bisher befolgten Bahn abgelenkt, und betrifft die Veränderung die wichtigsten und größten Angelegenheiten, die ein Volk haben kann: wie will man also verhindern, daß eine Erinnerung bleibt, daß der gemachte Verlust bedauert wird, daß man nach Wiederherstellung strebt! Weil man in einer schlimmen Lage gewesen und in eine bessere gekommen ist, so will man sich in dieser behaupten. Auf solche Weise hatte England das nördliche Amerika befallen, ohne von dieser großen Colonie den geringsten Widerstand zu erfahren; es hatte sogar in den Kriegen mit Frankreich vom Jahre 1740 und 1756 Beweise von Treue und bedeutende Dienste von ihr erhalten. Doch wenige Jahre darauf hatte sich die Meinung eben dieser Colonie aufs Wesentlichste verändert: sie wollte frei seyn, und forderte die Freiheit mit den Waffen in der Hand. Hätte England auch die Oberhand behalten, so war doch der Kampf nicht beendet, sondern nur aufgeschoben; denn was ihn erzeugt hatte, das würde ihn auch erneuert haben. Und eben dies würde im spanischen Amerika geschehen, wenn Spanien, gegen alle Erwartung, in einem ersten Ja-

senmenß die Oberhand gewinnen sollte. Wie! die Natur der Dinge sollte Amerika nicht bestimmen, den Kampf so oft zu erneuen, als sich eine schließliche Solgerkeit dazu darbietet? Die Freiheit ist, vorzüglich für große Colonien, ein so großes Gut, daß sie nicht aufhören können, nach denselben zu streben, sobald sie es einmal kennen gelernt haben.

Der ausschließende Handel würde das Streben nach Unabhängigkeit nur verstärken können. Weit mehr gegen ihn, als gegen die Herrschaft Spaniens, hat Amerika sich bewaffnet. Da es nun gekämpft hat, um Handelsfreiheit zu erhalten, ehe es die Vorzüge derselben genossen hatte: wie sollte es nicht kämpfen, um diese auf Neue zu gewinnen, vorzüglich, wenn der ausschließende Handel nach aller Ertüchtigung wieder hergestellt würde, wie Spanien es bereits versucht hat und noch weit mehr thun würde, wenn es die Oberhand behielte! Schwerlich giebt es einen Handelsvertrag, der für Amerika nicht ein Reizmittel, eine Zurückweisung an Unabhängigkeit, wäre. Jeder Vertrag, welchen die Ausländer in der Bahn der Wettbewerbigkeit machen, ist für seine Vaterland ein Beweggrund mehr, diese Unabhängigkeit zu erstreben, welche ihnen erlaubt, sich diesen Verträgen anzuschließen, und die Früchte derselben zu theilen, während die Beschränkung ihres Handels auf Spanien ihnen verbietet, die Güter zu genießen, die in ihren Händen liegen.

Die Unabhängigkeit der Vereinigten Staaten und Brasiliens ist ein Leuchtthurm, welcher dem spanischen Amerika so nahe steht, daß es ihn nicht aus den An-

gen verlieren kann. Wie könnte es sich diesem Beispiele versagen! wie diesem Einflusse widerstehen, der seiner Wirkungen eben so wenig beraubt werden kann, als das Sonnenlicht der feinigsten!

Wiso wird Amerika seine Freiheit als möglich geachtet hat, wird es sich dieselbe zu jeder Zeit so denken. Die Bewegung, welche ihm mitgetheilt worden ist, wird nicht zum Stillstand kommen, und sich in jedem Augenblick erneuern durch das vorhaltige, oder nicht mehr unausschöpfliche Gefühl der Handlung, welche diese Bewegung hervorverursacht.

Spricht man aber von der Freiheit oder von der Unterwerfung Amerika's, so muß man, um sich gehörig zu verstehen, drei Dinge nicht außer Acht lassen.

1. Eine allgemeine oder partielle Unterwerfung.

Ist die Unterwerfung allgemein, so steht die große Frage von der Unabhängigkeit des Handels zurück. Das Ausschließende stellt sich gleichzeitig mit der ausschließlichen Spandens ein; denn dieses kennt keine andere Art zu regieren. Wenn dies Ausschließende, dessen Güter die erste Empörung herbeigeführt hatte, wird in den Augen der Amerikaner nicht erträglich, nicht annehmbar geworden seyn. Es wird daher zur Ursache neuer Aufstände werden, und dies ist ein verheerender Uebel, aus welchem man gar nicht heraus kann. Ist der Handel frei, so ist man unabhängig; ist er ausschließend, oder will er es um jeden Preis werden, so mußte sich daran ein unvermeidlicher Nachtheil folgender Art. Mancher, der sich mit der Herrschaft Spandens vertragen möchte,

verträgt sich nicht eben so gut mit dessen Ausschließen-
dem; Mancher, der Spanien treu bleiben möchte, ist
weit entfernt, sich durch seine Treue an den Vertheil
bringen zu wollen. Wird der Vertheil zu Nahe ge-
geben, so nehmen die Meinungen eine andere Rich-
tung. Hat man erst die Süßigkeiten des Wohlhandels
genossen, dann kann man sich nicht verhehlt fühlen, sich
in die engen Bedrängen des spanischen Handels einflie-
men zu lassen. Das gerade ist die Betrachtung, welche
die ganze Gestalt der Frage verändert, so wie jede
Frage, die sich auf Colonien bezieht. Wenn Spanien,
gegen die Weisheit seines Rathes von Indien, den aus-
schließenden Handel fahren läßt, dann kann es seine
Colonien fahren lassen. Die Wohlhabenheit, welche
die unvermeidliche Folge dieses Verfahrens seyn würde,
könnte nicht verfehlen den Colonien eine Stärke zu ge-
ben, welche die Behauptung derselben unmöglich machen
würde. Sehr unrichtig urtheilt man, wenn man an-
nimmt, daß die Aufhebung des Ausschließens, indem
es die Hauptgeschwörden der Colonien beschwichtigt,
zugleich alle übrigen Beweggründe zu einer Trennung
von dem Mutterlande entkräftet. Es würde sich gerade
das Gegentheil einstellen. Die Menschen in Masse, die
Wölfer, bestimmen sich nie durch die Betrachtung Dessen,
was sie bereits gewonnen haben, wohl aber durch Das,
was sie noch gewinnen können. Sie wollen, sobald sie
können, und sie wollen alles, was sie können. Gerade
das was würde den spanischen Colonien in Hinsicht
des Mutterlandes bezeugen, sobald es sein Ausschlie-
sendes aufgegeben hätte. Nicht durch den Streich und

durch den Eintritt des freien Handels, würden sie in ihren Forderungen weiter gehen. Sie würden sich nicht dabei aufhalten, die fortgeschafften Uebel zu betrachten, sondern ihre Blicke auf die noch vorhandenen richten; nicht bei den erworbenen Gütern würden sie verweilen, sondern bei den zu erwerbenden. Das bringt der Gang des menschlichen Herzens mit sich. Befreit von dem Ausschließenden würden die spanischen Colonieen verlangen von Verwaltern befreiet zu werden, welche aus Spanien kommen, ohne sie gekannt zu haben, und sie verlassen, ohne sie mehr als oberflächlich zu kennen. Sie würden befreiet seyn wollen von jener Menge von Agenten, welche sich bei ihnen einstellen, um sie auszuquetschen, und um Andern Platz zu machen, welche nichts Besseres thun. Sie würden befreiet seyn wollen von einer solchen Regierung, welche nothwendig langsamer ist und den Bedürfnissen der Amerikaner von keiner Seite her entspricht. Mit Einem Worte: die Colonieen würden ihre Forderungen an den Vernachlässigungen abmessen, die sie bisher erfahren haben.

Wird das Ausschließende aufrecht erhalten, so führt es zur Empörung und zur Unabhängigkeit, als dem einzigen Mittel sich von einem verabscheuten Joch zu befreien.

a. Ist die Unterwerfung Amerika's nur partiell, so wird dadurch nichts bewirkt. Das Feuer, welches an dem einen Orte brennt, entzündet sich an dem andern, weil Das, was den Brand erregt, nicht aufgehört hat. Der Colonist, der noch unter den Waffen ist, wird der Weisand des entworfenen; und weil die

fer nicht aufgehört hat zu wünschen, daß er selbst frei seyn möge, so wird er auch nicht aufhören zu wünschen, daß Der, welcher es ist, es auch bleiben möge, theils als Meister für die Gegenwart, theils als Herr für die Zukunft. Vermöge der Natur der Dinge kommt er ihm kein Herz zu; sein Arm wird ihm bei Gelegenheit zu Statten kommen. Wird also das spanische Amerika nicht gleichzeitig zur Unterwerfung verwehrt, so wird der nicht gelöschte Brand das Bekannte auf Neu entzündend; er wird zum zweiten Male auflodern, wie zum ersten Male, und zwar in Folge eines lebhaft und allgemein gefühlten Bedürfnisses. Wie kann man sich aber mit dem Gedanken schmücken, daß ein so großes Land, wie das spanische Amerika, daß ein Festland, wie dieses, dessen Theile so auffallende Contraste und Trennungen mit sich bringen, auf einmal und wie auf den Schlag einer Fackelruthe, in allen seinen Theilen werde zur Unterwerfung verwehrt werden! Wie kann man sich einbilden, daß Mexiko, Peru, Chili, Paraguay, Terra firma, Neu-Granada den Forderungen Spaniens nachgeben werden, vorzüglich bei der Hartnäckigkeit, welche die Grundlage des spanischen Charakters ausmacht!

Als die Engländer die vereinigten Staaten bekämpften, um sie in der alten Abhängigkeit zu erhalten, hatten sie bei weitem nicht mit so vielen Nachtheilen zu ringen, wie Spanien in seinem Kampfe mit Amerika antritt. Jene Staaten waren, in Vergleichung mit der Ausdehnung von Amerika, was Ein Departement in Hinsicht Staatsrichts ist. Die vereinigten Staaten pas-

den unter einer gemeinschaftlichen Leitung, Regierung genannt, während Amerika solcher Regierungen sehr viele zählt. Statt des Einen Congresses der vereinigten Staaten, hat Amerika deren nicht weniger als zehn; denn jede Abtheilung hat den ihrigen. Selbst wenn man mit dem Einen zu Stande gekommen wäre, so würde man deshalb noch nicht mit dem andern im Reinen seyn. Dieser Zustand von allgemeiner Schwärzung macht die Stärke der Insurrectionen und die Verweigerung der Segner Amerika's aus. Es sind nur Glieder, deren man habhaft werden kann, nicht der ganze Körper. Anstatt daß bei einer regelmäßigen Insurrection, wie die der vereinigten Staaten war, etwas vorhanden ist, wozu man sich festhalten kann, nämlich ein Kopf, mit welchem übereinkommen nicht unmöglich ist, giebt es im spanischen Amerika eine Autorität, die zugleich allenthalben und nirgends ist; und eine Bevölkerung von Freiwilligen in allgemeiner und unregelmäßiger Führung verträgt sich nicht mit allgemeinen und blühenden Verabredungen, besonders nicht bei panischen Wölfen, wie die Spanier sind, bei welchen der Aberglaube die Gewissenhaftigkeit verdrängt. Bei Völkern dieser Art kann man auf Treu und Glauben nur in so fern rechnen, als die Gegenwart der Macht die Vollziehung der Uebereinkünfte sichert. Was in Amerika geschieht, was in jedem Dorfe Spaniens geschehen ist, bestätigt diese Behauptung. Zwei Mal des Tages trübete dasselbe Dorf durchziehenden Betrüblenen den Eid, der am Abend vergessen war; und auch in Amerika haben dieselben Soldat nicht aufgehört, den dem Ungehorsam

zum Gehorsam, und umgekehrt, überjugrhen. Der Spanier hat das mit dem Afrikaner und dem Orientalen gemein, daß er sich nie Demjenigen verpflichtet glaubt, welcher stärker ist.

Es ist oben behauptet worden, daß Spanien seine Colonien nicht vertheidigen kann.

Man giebt es zwei Arten, Colonien zu vertheidigen: die eine für sich selbst, die andere gegen den äußeren Feind.

Vor der Umwälzung hatte Spanien in Amerika nur eine geringe Anzahl regulirter Truppen, die aus Europa herkamen. Die Bewachung des Landes war den National-Truppen anvertrauet *).

Spanien rechnete darauf, daß diese Truppen hinreichten gegen den einzigen Feind, der irgend einen Punkt seiner weitläufigen Colonien angreifen könnte. Dieser Feind war England; und da sich auswirkte

*) Im Jahre 1764 zählte Mexico an Truppen aller Art:

Spanier-Infanterie . . .	2,000 Mann
Willigen	11,000 —
Spanier-Cavalerie . . .	4,000 —
Willigen	11,300 —

Zusammen 28,300 Mann.

Stroms nach Mexiko 9,000 —

Diese Truppen bestanden so Will. Franckm. Eigentlich diente der große Theil dieser Truppen gegen Spanien.

Man kann die regulirten Truppen und Willigen der übrigen Theile Mexiko's nach demselben beurtheilen, die sich in Mexico befanden. Sie sind, wie die mexikanischen, größtentheils zu den Insurgenten übergegangen und stritten folglich wider Spanien.

Quellen: des Verfassers.

ließ, welche Kräfte diese Macht gegen Amerika in Bewegung setzen konnte, so brauchte man allerdings die Vorsicht nicht weit zu treiben. Die beiden Expeditionen gegen Buenos-Ayres haben die Nichtigkeit dieses Calculs bewiesen: denn beide Male ist es durch die Veröfentlichung des Landes gestört worden. Das amerikanische Festland in seiner Ausdehnung könnte England nicht angreifen; es würde geschehen, indem es gegen eine solche Masse anrannte; in mehreren Gegenden würde Amerika sogar durch das Klima vertheidigt werden. Spanien, das sich vermagt, des Familien-Pactes auf Frankreich verlassen konnte, und weder die Vereinigten Staaten, noch Portugal fürchtete (jezt nicht, weil sie ja viel mit sich selbst zu thun hatten, dieses nicht, weil es in Europa allzu sehr Spaniens Nachbar war, um nicht in Amerika auf seiner Huth seyn zu müssen) — Spanien, sag' ich, hatte für die Epoche, auf welche sich diese Vertheilung seiner Macht bezog, sehr gut gerechnet. Jezt aber hat sich alles verändert. Nicht mehr gegen England, oder überhaupt gegen einen auswärtigen Feind, braucht Amerika vertheidigt zu werden; gegen Amerika muß man Spanien vertheidigen, und gerade Dem, welche die Seege für die Behauptung der Herrschaft anvertrauet war, muß man diese entreißen. Der Zufall hat sich, wie man sieht, wesentlich verändert. Spanien müßte also, nachdem es den Amerikanern die Waffen entreißen, 1) ihnen dieselben nicht länger vertrauen, 2) sie fortwährend unter der Obhut europäischer Truppen erhalten. Wie aber könnte es mit seiner geringen Bevölkerung auferstehen für eine

solche Verfassung und für den Nachwuchs, den dieselbe erfordern würde? Welche Macht in der Welt wäre groß genug, Amerika mit angemessener Besatzung zu versehen, vorausgesetzt, daß diese Besatzung im Verhältniß stehen soll mit der zunehmenden Bevölkerung dieses Landes! Und selbst wenn Spanien der Menschheit hätte, die ihm fehlen, woher würde es die Kosten ihrer Unterhaltung nehmen! Sie müßten nicht nur aberschalten, sondern auch in großer Zahl vorhanden sein. Ist diese gering, so richtet man nichts aus; ist sie groß, so ruht man sich. Wenn die mexikanische Wölfe einen großen Theil von den Produkten Mexiko's verschlang — wie viel würde nicht ein regelmäßiges Ovar kosten, das, aus der Ferne herbeigeführt, in allen seinen Theilen auf Kosten Spaniens unterhalten werden müßte! Es leuchtet demnach ein, daß Spanien keine Mittel besitzt, seine amerikanischen Colonien für sich zu behalten.

Aber es hat eben so wenig ein Mittel, sie gegen Auswärtige zu verteidigen.

Spanien hat in Amerika zwei Feinde vor seinen Thoren: die Vereinigten Staaten und Brasilien. Zwar sind die Regierungen im Frieden; aber die Natur der Dinge liegt im Streit, und dies wird fort dauern bis zu einer neuen Ordnung der Dinge. Beförte die Hälfte Europa's zu Amerika: würde alsdann die andere Hälfte nicht alles anbieten, nicht aus allen Kräften dahin streben, einen Zustand zu beendigen, der ihr nur als eine Umkehrung der natürlichen Ordnung erscheinen könnte? Wehlen, man mache die Anwendung dieses Princips auf Amerika! Noch mehr. Wäre der von

Amerika befehrte Theil Europa's der fruchtbarste und reichste dieses Erdtheils — würde alsdann dieser Umstand nicht ein Sporn mehr seyn, ihn von Amerika loszureißen, um ihn der andern freigebirnen Hälfte zurückzugeben? Nun gut, in diesem Falle befinden sich die vereinigten Staaten und Brasilien in Ansehung Amerika's. Man muß vor allen Dingen ihre geographische Lage in Betrachtung ziehen, vermöge deren sie die spanischen Besitzungen im Norden und Süden umfassen.

Die vereinigten Staaten können nicht verschlen, die beiden Florida's ihrer Besitzungen einzuverleiben; denn diese Länder liegen zwischen ihnen und ihren neuen Provinzen von Louisiana, und diese Zwischenslage ist allzu beschwerlich, als daß man nicht noch Aufhebung derselben hinstreben sollte. Durch Louisiana gränzen die vereinigten Staaten mit Mexiko; der große Fluß Rio Bravo del Norte scheint von der Natur zur Gränze beider Staaten bestimmt zu seyn. Die Niederlassungen der Amerikaner am Mississippi umwickeln Neu-Mexiko. Die große Thätigkeit haben sie Wege nach dem Südoceane gesucht; man kennt die Reisen, welche auf Befehl der Regierung zu diesem Endzweck unternommen sind. Will man wissen, was aus diesem Volk werden wird, so muß man vor allen Dingen bei den Elementen verweilen, aus welchen es zusammengesetzt ist. Ein neues Volk, dem Handel ergeben, den es in allen Richtungen verfolgt, wozu es ihn streichen kann; ein Volk, das mit allen Nationen handelt, ohne anderes Wahrgenügen, als das der Gerechtigkeit und des gemeinschaftlichen Vortheils; ein Volk, frei von allen ten

Vorurtheilen, welche die furchtsamen Schritte alter Nationen leiten! Die vereinigten Staaten zählen bereits mehr als zweihundert Handelschiffe; und diese Zahl vermehrt sich mit jedem Tage. In Amerika befindet sich eine Pfanzschule von Matrosen: ein mächtiges Neuzmittel für die Seeleute aller Völker. Würd' England zählt kein Volk so viele Kriegsschiffe, und nach kurzer Zeit wird die Tochter der Mutter in diesem Punkte eben so wenig etwas nachgeben, wie in vielen anderen Punkten. Die Bevölkerung der Vereinigten Staaten hat sich, streng genommen, noch nicht fixirt: sie verfährt sich mit der größten Freizügigkeit, und verläßt ihre Wohnsitze, um anderwärts einen bequemeren Aufenthalt zu finden; die großen Räume, welche sich ihr öffnen, gestatten ihnen diese leichten Bewegungen, welche bei alten Völkern, wo alle Plätze bereits eingenommen sind, nicht Statt finden können. Die Amerikaner haben in ihrem Charakter etwas Abenteuerliches, was zu Unternehmungen treibt: wie von dem europäischen Joch, so haben sie sich von den Ideen Europa's befreit, nur darauf bedacht, wie sie Amerika gegen Europa beschützen wollen.

Der Dinge haben der Scharfsicht der Amerikaner nicht entgehen können.

Einmal, daß Amerika das natürliche Erbtheil der Bewohner Amerika's eben so ist, wie Europa das natürliche Erbtheil der Europäer; daß Amerika von seinen Bewohnern eben so natürlich regiert wird, wie Europa von den seinigen. Es würde sehr unnütz, um nicht zu sagen sehr lächerlich, seyn, wenn man denken wollte, daß Völker, welche siegreich aus dem Kampfe um die

Freiheit eines Theils von Amerika hervorgerufen sind, die souveräne Macht Spaniens vorzüglich ehren würden. Gerade, weil Spanien in Europa gelegen ist, wollen die Amerikaner nicht, daß es eine Macht in Amerika ausübe. Man nehme sich wohl in Acht, Das, was antrifft, mit Dem zu verwechseln, was zurückfällt. Es geht es nicht mit den Menschen.

Zweitens, die Amerikaner können nicht verschleiern, jeden Vortheil, der sich von Spanien löst, als einen wackeligen Zuwachs der größern amerikanischen Föderation gegen die europäische Herrschaft, und folglich als eine Bürgschaft mehr gegen die Wiederkehr der letzteren, zu betrachten. Dies bringt das Interesse Amerika's mit sich. Nachdem es in Europa gehört hat, muß seine Haupt Sorge darauf gerichtet seyn, alles von sich zu entfernen, was zu einer neuen Unterjochung führen könnte; und sicherlich wird es nichts vernachlässigen, um alle Thore zu verschließen, durch welche Europa aufs Neue eindringen kann. Da es nun kein größeres gibt, als das des südlichen Amerika: so wird das nördliche Amerika alles aufbieten, um den Eintritt in dasselbe zu untersagen; und giebt es für diesen Endzweck wohl ein besseres Mittel, als wenn man die Colonien frei zu machen sucht? Wenn sind sie einmal frei, so haben sie dasselbe Interesse, den alten Besitzern die Landung in Amerika zu versagen.

Drittens, Meer und Handel sind die neue Waffe, worin alle Völker sich zu begegnen berufen sind. Diese neue Lebensart ist der gesammten Menschheit gegeben. Wenn jetzt an werden die Kriege keinen andern Segen-

stand haben, als den Handel und die Freiheit der Colonien, als die Quelle des Handels. Die Amerikaner haben sich in der Handels-Ausübung bereits durch große Erfolge kenntlich gemacht; mit Hofschnitten durchlaufen sie dieselbe auf beiden Halbkugeln. Ihr Einfluß wird immer werthlicher; und Begraden, welche bisher für unzugänglich gehalten wurden, haben, von ihnen besucht, sogar die Gesetze abgeändert, nach welchen sie regiert wurden. Die Amerikaner müssen demnach wünschen, daß alle Handelsbahnen eröffnet und erweitert werden. Welche Länder aber könnten ihnen einträglichere und gelegnere darbieten, als die des spanischen Amerika! Versteht Spaniens Eifersucht nicht länger die Häfen Mexiko's — wer kann dann den Handel mit diesem Goldlande vortheilhafter treiben, als die vereinigten Staaten! Ihre Gebiete berühren sich; die Häfen Kalifornien's gehen nach demselben Meere hin, an welchem Vera-Cruz liegt; durch ihre Niederlassungen im Norden bringen sie nach dem Süd-Meere vor. Die ganze Westküste Mexiko's, das Königreich Terra firma, Paraguay, sind näher, als die Häfen Europa's, wo die amerikanische Flagge unaussprechlich weht. Derselbe Instinkt, welcher die vereinigten Staaten nach dem Meere und dem Handel hingieht, wird sie auch zu jeder Zeit auf Das führen, was den Handelskreis erweitern kann; und da Amerika die Mittel dazu darbietet, so werden sie für die Befreiung desselben arbeiten.

Wierens, die Vereinigten Staaten können nur die Engländer zu bekämpfen haben; sie sind ihre Nachbarn in Canada, und ihre Nebenbuhler in allen Handelsplätzen.

plügen. Die Amerikaner brauchen also Verbündete, welche mit ihnen gleiches Interesse haben. Wo können sie diese aber leichter finden, als in Amerika! Nur in diesem Erdtheile sind die Bewohner, vermöge ihrer geographischen Lage, unabhängig genug von den Engländern, um bei ihren Handlungen nur ihren eigenen Vortheil zu Rathe zu gehen. Man muß die Wahrheit sagen. In Europa giebt es bei der Nachbarschaft von England keine Freiheit mehr, so lange es im Stande ist, mit eben so viel Leichtigkeit als Sicherheit zu schlagen. Ganz anders sehen die Sachen in Amerika. Hier giebt es eine umgekehrte Zone von Unabhängigkeit, welche gegen England gebildet ist, weil sie außerhalb des Reiches seiner Schläge liegt. England wird nie alle amerikanischen Küsten blockiren, wie Dress und Cadix. Wie könnte Amerika dieses Vertheidigungs- und Gleichgewichtsmittel aufheben, ohne darin einen Beweggrund zur Verallgemeinerung der bereits begonnenen Unabhängigkeit des amerikanischen Festlandes zu finden! Denn, je weiter sich die Unabhängigkeit ausdehnt, desto mehr Schwachheiten giebt sie gegen ihre mächtige Nebenbuhlerin.

Brasilien wird nach kurzer Frist diese Ansicht theilen, und nicht anders handeln. Der König ist in diesem Lande erst angelangt; zur Hälfte ist er noch Europäer. Doch, wenn ein längeres Aufenthalt in Amerika ihn und seinen Hof naturalisirt haben wird, wenn ihre Sinne, abgelenket und gleichsam entzöhnet von Europa und von Portugal, sich auf Brasilien gekehrt haben werden — wie denn dies nach kurzer Zeit der

Fall geworden seyn muß —: dann wird Portugal ihnen nur in der Ferne erscheinen, welche Gleichgültigkeit erzeugt; der unübersehbliche Reiz der beschriebenen Gegenstände wird den Ideal von Brasilien zu einem vollständigen Amerikaner machen und die Familien-Interessen werden von den Staats-Interessen verdrängt werden. Auf die Dauer giebt es kein festes Bündniß, das nicht viel mehr auf den Vortheil des Staates gegründet ist, als auf den Vortheil Dritter, die an der Spitze stehen; die letzteren machen dem ersteren unermüdlich Platz. Und so wird es dem Schwerte von Brasilien ergehen: er wird ein amerikanischer Suberka werden, dem Europa fremd, ja, der im Nothfalle sogar Europa's Gegner wird; er wird an seiner Befreiung mit eben so viel Eifer arbeiten, wie die Vereinigten Staaten, weil er dieselben Beweggründe dazu hat. Wer sich in Amerika niederläßt, wird ein Verteidiger seiner Unabhängigkeit gegen Europa.

Wie will nun Spanien, unter so zahlreichen Feinden seiner Herrschaft, gedrängt von so entgegenstehenden, so mächtigen Interessen, seine von allen Seiten untergrabenen und aller Erhaltungsmittel beraubten Besitzungen behalten! Es läßt sich nicht begreifen, was Spanien nach sehr kurzer Frist thun könne, um sich sicher zu stellen, einerseits gegen die natürliche Tendenz seiner Colonien nach Unabhängigkeit, andererseits gegen die eben so natürliche Tendenz seiner beiden Nachbarn, eben diese Colonien anzugreifen, um sie einem, dem eigenen ähnlichen Zustande näher zu führen, und sie mit der größten Föderation zu vereinigen, deren erste

Winge sie sind. Wenn die Gegenwart eines einzigen freien Dorfes auf dem amerikanischen Festlande als Schranke hinreichen konnte, die Freiheit in Amerika einzuführen: um wie viel mehr wird nicht die Gegenwart von zwei großen Staaten, deren Lage ganz dazu gemacht ist, eben die Wirkung hervorzubringen, dieselbe mit Schnelligkeit und Sicherheit herbeizuführen! Winge der Rath von Indien in alle Einzelheiten die für wichtige Frage mit der Genauigkeit ein, welche so große Angelegenheiten erfordern: so würden die auffallenden Betrachtungen, welche sie in sich schließt, ihn ohne Zweifel bestimmen, Amerika aus einem ganz andern Gesichtspunkte zu betrachten, als der ist, welchen die Truchümer einer längst verfloffenen Zeit, und die Lehrgänge von Staatsmännern gegeben haben, die mit dieser Zeit untergegangen sind.

Spanien sollte sich, wie es scheint, die Frage vorlegen, was man thun müsse, wenn man weder erobern noch behaupten kann: ob es nicht wohl gethan sey, sich da Freunde zu erwerben, wo man nicht länger unterthanen haben kann; ob es klug sey, sich der Gefahr, ausgeschlossen zu werden und zu bleiben, bloß zu stellen, weil man hat ausschließen wollen. Und diese einfachen Grundsätze zur Basis eines neuen Verfahrens in Hinsicht seiner Colonien machend, sollte es diesen, anstatt des bewaffneten Armes, die Hand eines Freundes reichen, und sie bestimmen, an die Stelle der Skotten, für die Zukunft ganz unwillkürlichen Subalternen, die Herrschaft von Prinzen aus demselben Hause zu bringen, welches seinen eignen Thron einnimmt, um so

zwischen Spanien und Amerika einen Familien-Pact zu errichten, den gleich, der in Europa Frankreich mit Spanien verbindet.

Nachschrift des Herausgebers.

Wir haben uns unsere Leser durch die Mittheilung dieses angehenden Kapitels aus dem Werke des Herrn von Pradt zu verbinden geglaubt.

Wer kann dasselbe lesen, ohne eine Zukunft voll wichtiger Begebenheiten zu sehen! Was Europa in dem gegenwärtigen Augenblick ist, das ist es wesentlich durch die Herrschaft, welche Spanien und Portugal über Amerika ausgeübt haben; und da diese Herrschaft aufhört, so ist es wohl der Mühe werth zu fragen, wie Europa, sowohl im Großen, als im Einzelnen, hierdurch zu stehen kommen werde. Diese Frage, welche selbst Privat-Angelegenheiten berührt, ist aber schwerlich zu beantworten; und der einzig übrig bleibende Gedanke ist, daß über Europa ein großes Schicksal schwebt, welches in der nächsten Zukunft verarbeitet werden muß.

Amerika wurde zu einer Zeit erobert, wo die europäische Welt noch in den Händen der Feudalität lag, und keine andere Herrschaft kannte, als die, welche durch den Besitz von Grund und Boden über Menschen ausgeübt wird. Es war daher kein Wunder, daß auch Amerika sich dieser Herrschaft unterwerfen mußte. Da aber dies Land so große Vorräthe von edlen Metallen in sich schloß, so konnten diese nicht auf Europa

übergehen, ohne alle gesellschaftlichen Verhältnisse zu verändern, und nach und nach der Herrschaft den entgegengelegten Charakter zu geben, so, daß es zuletzt darauf ankomme, durch Menschen über den Grund und Boden zu herrschen. Nur in Spanien konnte dies nicht der Fall seyn, weil es der allgemeine Banker von Europa geworden war, welches seit den Jahrhunderten kaum noch etwas anderes gethan hat, als die Schätze von Mexiko und Peru auf sich abzuleiten. Spanien ist sich also in seiner Entwicklung gleich geblieben, schwermüthig ahnend, daß ein Zeitpunkt kommen werde, wo es durch den niedrigen Stand seiner Cultur am weißen Besatze laufe, Amerika für immer einzuholen.

Dieser Zeitpunkt ist jetzt gekommen. Nichts wird Spaniens Colonien an der Erwerbung einer vollkommenen Unabhängigkeit verhindern. Wichtig ist dieser Zeitpunkt aber besonders durch das allseitige Bestreben der europäischen Völker nach einem höheren Grade von bürgerlicher Freiheit: ein Streben, welches um so unaußhaltbarer ist, je bestimmter es aus der Entwicklung der drei letzten Jahrhunderte hervorgeht, und je weniger es unterdrückt wird von Regierungen, welche zu der Einsicht gelangt sind, daß ihre Tendenzen nur durch Begünstigung desselben befriedigt werden können.

Unstreitig wird es auch in der nächsten Zukunft nicht an Krisen fehlen. Von welcher Art diese aber auch seyn mögen, so läßt sich doch Eins vorhersehen: das nämlich, daß Europa und Amerika in eine immer innigere Verbindung kommen werden, um sich, wie bisher, gegenseitig zu ergießen. Die amerikanische Welt ist

wesentlich von Europa ausgegangen, und darum wird sich das letztere in der ersten immer mit Leichtigkeit wiederfinden. Nicht so die asiatische Welt. Zwischen ihr und Europa ist eine Kluft besetzt, welche nie ganz ausgefüllt werden kann, und welche daher für die Europäer an Durchbarkeit in eben dem Grade zunehmen muß, als sich sein Verhältnis zu Amerika verändert. Europa wird den Handel mit Ostindien noch und noch ganz aufgeben, weil es ihm leicht an den Mitteln zur Fortsetzung desselben fehlen kann. Das Beste ist, daß es dabei nichts entbehren wird: denn je höher die Kultur Amerika's steigt (und sie steigt nach dem Grade seiner Unabhängigkeit von fremder Macht), desto leichter wird sich daselbst alles erzeugen lassen, was Ihnen bisher Vergnügen hatte, die Manufaktur-Waaren allein ausgenommen, die für Europa das Entbehrlichste sind.

Keine europäische Macht ist bei der großen Umwälzung, welche dem Erdball in seinem politischen Verhältnisse bedroht, so sehr interessiert, wie England, dessen Macht auf der Fortdauer der alten Verhältnisse beruht. Eben deswegen nun scheint nichts natürlicher zu seyn, als daß England einen Versuch mache, sich Spaniens anzunehmen. Wie dieser Versuch ausfallen werde, ist übrigens nicht schwer zu berechnen, wenn man das vorhergehende Kapitel mit einiger Aufmerksamkeit gelesen hat.

Briefe aus München.

München, vom 1sten März 1817.

Mein lieber Freund!

Sie haben nun seit jenem denkwürdigen Tage, an welchem der König Maximilian Joseph den Grafen von Montgelas seiner dreifachen Ministerial-Gewalt entsetzte, einen Monat zurückgelegt, und in dieser Zwischenzeit manche Erörterungen und Stimmen wahrgenommen, welche durch diesen seltenen Act nothwendig regt geworden, und theils in vertrauten Kreisen geblüht, theils in öffentliche Blätter übergegangen sind.

Es sey uns, als frühen Sachkundern und nahen Zeugnissen dieses Ereignisses, erlaube, seine näher liegenden Umstände zu Tage zu fördern, um dadurch die bis jetzt erschienenen, zum großen Theile oberflächlichen, Urtheile zu berichtigen.

Dem Grafen von Montgelas kann eine vollendete diplomatische Bildung — eine durch Sicherheit des Gedächtnisses unterstüzte Bekanntschaft mit der allgemeinen und vaterländischen Geschichte, — eine Vertrautheit mit der schönen, vorzüglich französischen Literatur, — ein Scharfsinn in der Auffassung vielsätziger Geschäfte, Gegenstände, — und endlich in seinen Erfcheinungen das

Gepräge eines Staats- und Hofmannes nicht abgesprochen werden.

Aber lassen Sie uns den Mann nun auch auf seiner Reifeite erblicken.

Wir finden da einen Menschen, dessen Celebrität mit der großen Illuminaten-Jagd unter Carl Theodor beginnt; ihm ist das Glück geworden, unter dem Schutze jener Wesen gegen die Verfolgungen des Orients, für die hohe Flucht des Hofraths mit dem lauten Einzuge eines Ministers sich entschädigt zu sehen. Bald nach seiner, nicht ohne Mühe bewirkten, Befestigung auf dem Minister-Sessle übt er schon an dem würdigsten der neben ihn gesessenen Minister, dem Freiherrn von Hompesch dem Vater, die Lasp. Nach dem willkommenen Tode dieses Veteranen ilt er, sich mit der Firma des ältesten Ministers zu schmücken, und dem früh und tief genurpften Gang nach Vorherrschaft mit den gelungenen Versuchen zu nähren, sein damals noch einspaltig Departement der auswärtigen Angelegenheiten auf Kosten der übrigen Ministerien mit Gegenständen von fruchtbringenden Besänden auszustatten. Er weiß den damaligen Staatrath, eine Versammlung von licht- und kraftvollen Männern, deren Zusammenwirken Valerius Regierung als eine aufgeklärte, liberale und humane Erscheinung zum Gegenstande des Beifalls und der Achtung im In- und Auslande erhob, durch den doppelten Schlag zu lähmen, daß allmählig jedes wichtigere Geschäft seiner Berathung entrückt, und zuletzt, ohne den Ausspruch seiner Aufhebung zu wagen, diese durch vorschriftsreidige Vermeidung seiner Versammlung herbei-

geführt wird. Es gelingt ihm insofern, daß Ministerium der Finanzen, mit welchem der alte Graf Maria wohl gegen seine Neigung und Bildung das zum glücklichen Zeitpunkt beauftragt wurde, in seine Geschäftskategorie zu geben; er sieht sich aber bald genöthigt, es an einen mächtigen Nebenbuhler seines Amtes und Haus, den Freiherrn von Hompesch den Sohn, herauszugeben, und dafür in der Creation eines Ministeriums des Innern sein Entschädigungs-Land zu finden. Nunmehr giebt er unter fremder Diktatur dem Königsrath eine sogenannte Constitution, deren Vortrag, nach dem Urtheile des Ministers selbst, darin gefunden werden sollte, daß aus ihr, was man nur immer wollte, gemacht werden könne, und welche in keinem Punkte gewissenhafter erfüllt werden ist, als in dem ausdrücklichen Zugeständnisse, daß einem Minister mehrere Ministerien (vielleicht schloß man im Stillen: also auch alle) übertragen werden können. Ein durch sie eingesetzter Geheimrath wagt nicht in seiner Competenz Anspruch und Niedrigkeit, in seiner Befehung Adel und Invaliden erblicken. Um beßend diese Geburt des Reichthums der Zeit würdig zu begleiten, wird ein Orden des Verdienstes — nach der ersten Verleihungs-Liste ein bloßer Orden der Classen und des Ranges — geschaffen, und eine päpstliche Dotations-Spende an Geld und Gütern veranstaltet, wobei man sich dem Verwurfe eben nicht aufgesetzt hat, in dem Nachtrage des eigenen Verdienstes zu Ideglich gewesen zu seyn. Endlich, als Freiherr von Hompesch der Sohn, welcher — ein Freund des Hauses — sich gegen das moralische Gift des Reichthums

und das physische des Gemüths zu schwach bewahrt, trag einem edlen Geiste und einem kräftigen Körper, ein zu frühes Opfer der verpöblichsten Forderungen fällt, ergreift der Graf von Montgelas den für ihn zum Unfeln gedachten Dreijahrl des Ministeriums, und vergißt, daß der menschliche Pilot diesem Werkzeuge eines Seetes nicht gewachsen sey. Nun, nachdem selbst die physische Zeit der eigenen Führung des dreifachen Auktor-Werkes nicht mehr zusagen konnte, erschöpfte man sich in Fiebern, um das Eintägliche dieser Wenden nicht dem Beschränklichen derselben aufopfern zu müssen. Es werden Sectionen, Comités, Departements gebildet, heute verengt und morgen erweitert. Endlich löst sich die Weisheit und Gewalt des Ministers in ein Inimbrat von General-Secretariat auf. In dieser Anstalt glaubt der Graf von Montgelas das Mittel zum Zwecke gefunden zu haben: er schließt den ersten Geschäftsmannern — früher schon durch die Auszeichnung, welche dem alten Staatsrathe beigebracht, und durch die Beförderung, in welcher der neue Geheim Rath gehalten ward, dem Auge und Ohr ihres Königs entrückt — nunmehr auch die Thore seines Palastes; nur die Arbeiter in Geschäften des Krieges und in einigen technischen Zweigen behaupten sich in dem, durch prästereffende und anstandswidrige Wartstunden in den Vorzimmern erkaufen, Vorrang eines persönlichen Vortrages; die ganze Masse der übrigen und eigentlichen Staats-Geschäfte gelangt nur durch Ueberladung in die Beule des General-Secretariats, in den sonst unzugänglichen Höfen des Ministers, woselbst aber bei einer sehr

freigebigen Vertheilung seines Tages zwischen den Angelegenheiten seines Hauses, zwischen weiten Spaziergängen und ergeren Besuchen, und zwischen den Sitzungen am Spieltische, die erforderliche Zeit nicht zurückbleibe, um nur das Umlaufende zu fördern, geschweige denn, um über das Umlaufende zu denken, wodurch es denn nicht selten geschieht, daß Entschuldigungen theils verspätet, theils übereilt, daß durch eifriges Beschwenden, durch heftiges Widersprechen erzeugt werden, daß der Staub des ungeschlossenen zurückgelegten Aeres sich mit dem Staube der inreißten verstorbenen Partei vermischt, und daß auch mancher gute Kern bloß durch seine unzeitige Aussaat erstickt muß. Über der Graf von Montgelas hält sich auch hiezu diesen Verschrankungen, in welche ihn ein eigener Unfall von Männern schon gejagt hat, noch nicht sicher genug. Er errichtet eine Genbarmerie, welche, indem sie öftentlich die Sicherheit der Strafe handhaben soll, heimlich die Sicherheit des Hauses und der gesellschaftlichen Ergießungen zu gefährden, gemißbraucht werden will.

Er *) verlegt die Siegel, unter welche der Vater, der Sohn, der Freund, seine Lehren, Wünsche und Ansichten freimüthig niedergelegt hat; er legt die Geistes-Sperre gegen alle Bildungs-Anstalten im Auslande an, während er doch den eignen erstgeborenen Sohn mit

*) Nicht 114, wie in dem Hamburger deutschen Verzeichner unrichtig angegeben, und wodurch die Verkennung der Vollgöttern nicht von dem höchsten schuldigen Richter, auf ein, in seiner Bestimmung, seinen Punkt und seinen Ort, selbständigem Corps mit Herrsch. übertragene ist.

Nach dem Waterhaufe des edlen Schwyzers in Hofregl überlegt, und während er die nächste Leitung zweier vorzüglichsten Erziehungs- und Bildungs-Anstalten, jener für die Wittwen des Hofes und für die Töchter der höhern Stände, Individuen aus einer Nation anvertraut, welcher zwar glänzende Eigenschaften, aber nicht die Bediegenheit deutscher Wissenschaft, nicht die Einsicht deutscher Gerechtigkeit angehören. Er versucht, den großen Schatz der Erbstangen des Reichs, welche der Kirche, der Schule und der Armuth gewidmet und in ihrer Verwaltung von jener der Finanzen getrennt sind, mit einer indirecten Ableitung dadurch zu beschleichen, daß die Zinsen der beiden Staats-Cassen an liegenden Capitalien, zwölf Jahre lang im Bestande gelassen, dann einzelnen Reductionen, endlich einer allgemeinen Capitalisation unterworfen, und auf diese Weise die Erbstangen einem ungleichen Kampfe zwischen der Erfüllung ihrer heiligsten Zwecke und zwischen der Entschätzung ihrer laufenden Renten hingepferet werden. Er plündert den Staatsdiener, indem er die weise und wohlthätige Verordnung vom 15ten Januar 1805, durch welche dieser im seinem Stande, und seine Hinterlassenen vor Mangel geschützt werden sollten, durch Auslegungen beschneidet, und durch eine, Jahre lang fortgesetzte, provisorische und interimistische Verhütung der Stellen dem Dienste alle Würde und Wirksamkeit, dem Diener alle Sicherheit des Ortes, alles Vertrauen der Untergebenen raubt. Er nimmt in Fällen, wo er der königlichen Entscheidung in seinem System nicht gewiß ist, oder dieser vorzuziehen will, seine Zuflucht zu Hand-

schreiben an die Chefs der Provinzen. Er entfernt endlich, nicht vom Herzen, weil das nicht gelingen konnte, aber von der Seite des Vaters einen edlen Kronprinzen, um ihn in seinen Provinzen mit der durch geheime Instruktionen entrüsteten Rolle eines Gouvernors zu täuschen; er vollendet alle Grade des Ministerial-Despotismus.

Während Graf von Montgelas diese Herrschaft im Staate an sich reißt, fällt er in eine Krankheit zu Hause.

Bermüht mit einer schönen, von der Natur reich besetzten Tochter eines alten, und in der Geschichte des Vaterlandes rühmlich genannten Hauses, lebt er einige Jahre hindurch in dem vollen äußern Schimmer des Glückes und der Zufriedenheit, bis die eben so reizbare als reizvolle Gattin sich den Versuchungen des Goldes und Geschlechtes hingibt, und, nachdem sie von einer fruchtbarren Alpenwanderung durch Städte und Nationen eine lebendige Familien-Gallerie zurückgebracht hat, in eine periodische Geistes-Vernümmung fällt, von welcher der päpstliche Stuhl selbst bekennt, daß sie für die Ergreifung enstler Maßregeln nicht weit genug, und für die Entbehnung aller Maßregeln viel zu weit gegangen sey.

Es darf nicht befremden, daß einer solchen, früher durch äußere und innere Bildung gebildeten Frau, welche in ihrer schönsten, von widrigen Umständen freien Zeit, die ansehnlichen Gaben der Vernunft und des Willens bei vielen Tugenden des Haushaltes entwickelte, die Umgebung eines Mannes, wie Graf Montgelas, wel-

den mehr die Bequemlichkeiten eines glänzenden, als die Herzlichkeit eines glücklichen Hauses ansprechen, in dem letzten Grade geworden ist. Es darf eben so wenig bestanden, daß diese Hingebung bis zur nachtheiligen Schwäche in den jüngsten Monaten herabsank, in welchen der Graf von Montgelas einem sehr ernsthaften Angriffe auf seine, seit mehreren Jahren mit unglücklichen Wahnungen heimgesuchte Gesundheit unterlag.

In diesem Zustande der allgemeinen Schwäche besand sich der Graf von Montgelas, als dem König die Strafen und Ehren des Vaters nach der Kaiserstadt riefen, und er schon beim Abschiede die tief verbreitete Ueberzeugung mit sich nahm, daß sein achtzehnjähriger Rathgeber als Minister und als Mensch seinen Nothwendigsten Zustand unwiederbringlich verloren habe. In dem Könige, in dessen Herzen die Stimme des Landes lauter als jene der Gewohheit und aller Persölichkeit spricht, reist jene Ueberzeugung zum Entschlusse, und dieser Entschlusß wird mit seiner Zurückkunft zur schnellen kräftigen That.

Es verloh ein kurzsichtiges Blick oder eine böse Absicht, wenn man diesem Acte des Königs eine unbedeutende Einwirkung oder eine angelegte Ueberraschung unterzuschreiben versuchen will. Zu groß für jene, zu weise für diese, hat der König frei und mild beschlossen, und gehandelt; und es hat im Grunde hierzu weiter nichts bedurft, als daß der Minister Montgelas freimüthig sein selbst vergaß, und der König Maximilian mit Einem Male sich sein selbst erinnerte.

Darum geben wir Euch Recht, ihr Stimmen vom

Nhein, von der Nar und der Ehr, wenn Ihr in der Handlung unseres Königs Kraft und Güte erkennet und verläubet; aber wir widersprechen Euch, wenn Ihr in der Entsehung eines bereits in sich selbst verfallenen Mannes ein so hoch wächtiged oder gar rüchmehrended Ereigniß aussprechen wollt; wenn Ihr die Rettung und Befahrung unseres Coares nach Außen als das ausschließende Werk des Grafen von Montgelaf preißt, und dabei verschweigt, daß gerade in den gefährlichsten Momenten, in welchen er geschwörge und gepandert, der heile Will des Königs und die Tapferkeit seiner Armee allein entschieden hat; wenn Ihr für alles Große und Großmächtige, was für Wissenschaften und Künste geschehen, nur den Namen Montgelaf nennt, und unwillkürlich oder unbedenklich an den Namen Derjenigen vorbeigehet, durch deren Geist und Feder er früher gedacht und geschrieben, und von welchen er sich nur auf Keinen seines Hauses getrennt hat; wenn Ihr Euch endlich in den Vergleichen bis zu einem Grade Sälly's verirret, und aus dem humanen Benehmen des Königs, welcher einen erlassenen Minister von Zeit zu Zeit mit seiner Tafel ehret, auf die unwürdige Schwäche zu deuten wagt, daß die Hoff des Hofes nächstens wieder der Herr des Staates werden könne.

Wir wünschen mit Euch dem Grafen von Montgelaf, daß er das Besitzt der Ruhe in den reizenden Thälern und auf den gesunden Höhen Italiens und Helvetiens, in Verbindung mit der Nähe einer wiederzugebrennen Gesundheit, genießen und in seiner äußern Haltung, wie in seiner innern Stimmung, die Hoff und Hoff seines ehemaligen Standes vergessen möge.

Wir haben die Farben zu dieser Skizze theils aus eigenen Erfahrungen, theils aus den noch reicheren Vorzügen der Eingeweiheten hergenommen, und stellen sie aus Liebe zur Wahrheit in den Vorfall der Geschichte, welche das Bild des Entlassenen in die kurzen Züge auffassen wird: Ein Mann von Talenten und Bewandtheit, emporgestiegen bis zum Rülde eines Regenten, fiel, als er aufderte, Mann mit Männern, und Herr seines Hauses zu seyn; gewohnt nur durch Furcht und Hoffnung zu herrschen, ward er unfähig, Vertrauen zu geben und zu nehmen; er hat den zwei Hülfs-Zweckweitem aller Sprachen, Segn und Haben, in seiner Person Inhalt gegeben; er war leider schlan genug, um ein Despot, aber glücklicher Weise nicht läsa genug, um ein Tyrann zu werden. Mit seinem politischen Tode ist einem guten Könige seine verlorne Herrschaft, einem edlen Kronprinze ein würdiges Erbe, und einem kühnem Volke seine Sprache wiedergegeben worden.

Wünsche, bis zum April 1827.

Mein lieber Freund!

Ihr jüngstes Schreiben, in welchem Sie auf Reise Ihre unter allen Eindrücken eines fremden Landes wohlüberwachte Theilnahme an allen wichtigeren Ereignissen im Vaterlande, und verzüglich an unserm viel besprochenen Winter-Wechsel vom sten Februar d. J. ausgedrückt haben, hat mir viel Freude gemacht, und

ich beile mich, Ihrem Wunsche, von Zeit zu Zeit, die interessanteren Aufsätze wieder zu erhalten, dadurch entgegen zu kommen, daß ich Ihnen vorerst ein vollständiges, aus der Quelle geschöpftes Exemplar einer Charakteristik des Grafen von Montgelas mittheile, wovon Sie in den Nummern 509. und 510. des Hamburger Deutschen Beobachters nur einen unzusammenhängenden und von Druckfehlern erfüllten Auszug bereits werden gelesen haben.

Wenn Sie mit mir gesehen werden, daß die Skizze dieses Hesperienländers harte Züge und große Torken in sich faßt, so werden Sie auch mit mir bedauern, daß diese Behandlung des Gegenstandes nach dem Urtheile der Kenner die getroffene, und daß also der Mann des Hildes so viele Jahre hindurch der Mann des ersten Vertrauens und des einzigen Willens gewesen ist.

Sie fragen mich, welche Lebensweise dieser Mann nunmehr, nachdem jenes Vertrauen gewichen, und der eigene Wille zurückgenommen ist, gewählt habe?

Die Antwort kann Sie nicht befriedigen; denn der Mann hat in seiner Wahl den Glauben der Unbefangenen, die Hoffnungen seiner Anhänger, und die Liebe zu sich selbst, gleich gelüftet.

In den ersten Tagen seiner Entfernung vom Kaiserthum war allgemein in den besten Kreisen verbreitet: der Graf von Montgelas habe dem Könige, um Ihn in seinem entschiedenen Regiments-Gange auch nicht durch eine leise, an persönliche Erscheinung geknüpft, Erinnerung ungerat zu stören, in einem Schreib-

ben voll Gehalt und Würde, für das große Geschenk einer Befreiung von aller Geschäftslast, für die schonende Wendung in den Aufträgen der Entlassung, und für die Sorgsamkeit in der besondern Bezeichnung eines ansehnlichen Ruhegehalts gedankt; er habe, nachdem er von allen dormald untergeordneten Räten und Beamten die letzten Auswartungen des Dankes und Abschieds, und habe selbst von dem neuen Staats-Karrieren, seinem Stande und Loos gehörten, Ausdruck der Achtung und Theilnahme empfangen habe, den Beschluß gefaßt, mit diesen letzten Spuren der Anstalt auch den letzten Act seines bei dahin ihr angehörenden Lebens zu schließen, und, herausgetreten aus aller Berührung mit Geschäftsmännern, sich fortan nur jenen freien und edlen Gemüthen hingeben, welche die Natur, die Kunst, die Literatur und die Gesellschaft dem Manne von Bildung und Erleuchtung in einer reichen, vom Thron unabhängigen Abwechslung darbieten; er werde zu diesem Ende die letzten Angelegenheiten seines, durch die Kenntnisse und Sorgfalt seiner Beamten immer wohlgeleiteten, Hauswesens schnell und leicht zu ordnen wissen, um auf seinen schönen Gütern in den fruchtbaren Gegenden des Unterlandes von Valais den allein glücklich machenden Hausgöttern, Freiheit und Eigenthum, die ersten Löbopfer darzubringen; er werde dann mit der Wiedergeburt des Züglings in das Land der Alpen und Berge gehen, dort der Welt in der Schule des unsterblichen Menschen-Erziehers hoch verdienten Zillenbergs das Auge des Vaters an der frühigen Bildung des erstgeborenen Sohnes werden; dann auf der

Bank des reichenden Hügelö von Unterfen, welche das ftwedemifche Emigrieren feiner Eractine dem Gefühle für Manufcturenheimen gefliftet hat, austragen; fefert allmählig an die mit dem lauchendften Wein gefchmückten Ufer von Seltair's See hinabfteigen, und vielleicht zu legt unter dem italiänifchen Himmel, im Garten der Welt, aus der Sonne und der Quelle Keffeln: fich eine neue Gluth des Lebens fammeln; er werde, nach diefem Plane, das wahrſcheinlich letzte Johrsband feines Daſeyns zwifchen den Erhöhrungen des Geiftes und den Erhelungen des Körpers theilen, und für immer die Keffelgluth meiden, zu dem Könige und der Welt, wovon ihn jener göddig, diefe ftreng gerichtet hat, zu beweifen, daß er wenigftens nicht zu Jenen gehöre, welche, nach den Worten feines Mannes auf St. Helena, nicht zu vergeffen und nicht zu lernen verfehen. —

Ich höre den Beifall, welchen Sie einem Plane ſchenken, der eben fo ſehr von einem erfahrenen Staatsmann, als von einem weifen Privatmanne fragt; aber ich ſehe auch das Erſtaunen, welches Sie ergräbt, wenn Sie vernehmen, daß von dem ganzen Plane, zu welchem jeder ruhige Beobachter dem Grafen von Montgelas rechtlich Bild gewünſcht, nur der einzige monarchiſche Theil in Erfüllung gegangen iſt; nämlich: Graf Montgelas hat ſein Haus, deſſen urſprüngliche Verkaufsſumme, ſo wie ein nicht unbedeutender Beitrag zu deſſen Einrichtung, aus Staatsgeldern geſtoffen, nunmehr um einen ſehr erheblichen Preis, zum Dienſte des Miniſteriums des Aeußern, wider an den Staat zurückverkauft, wobei noch ein ſehr unparter Beif von

der Verkäuferin, an den mit dem Kauf-Abschlusse beauftragten Minister der Finanzen, unterzulaufen ist. Was dem ganzen übrigen Plane hat Graf von Montpelat und Frau die jetzt das vollkommene Gegenheil zur Schen gestiftet.

Anstatt jenes Schreibens hat er die Figur eines insolenten Ministers in das Cabinet des Königs, in den Empfangs-Saal des Kronprinzen, in seine ehemaligen Geschäftszimmer in der Residenz geschleppt; anstatt des Dankes ist ihm die Klage über ein zu sorglich zugemessenes Ruhegehalt, und der, freilich mit Indignation zurückgeworfene, Versuch, eine nachträgliche Vermehrung zu erhandeln, einschläpft; anstatt einer strengen Haltung auf dem wahren Standpunkte, wird ein vortheilhaftes Mundschreiben an die Befandtschaften gewagt, und eine mit der Gemeinde-Verfassung nicht harmonische Scene einer Bürger Adresse gespielt; anstatt einer großen Zurückgezogenheit von dem Markte und den Männern der Geschäfte, werden diese vielmehr mit jubringlichen Einladungen herbeigerufen, und bald mit Reminiscenzen, bald mit Visionen gespeist; anstatt des erhebenden Zuges in die freie Schweiß oder noch dem schönen Italien, sehen wir den verunkeltem Mann am Meeres an den Steppen der Ufer lesen, am Mittage ein Winkelchen der Freude beschleichen, und am Abend in den Theatern eine Seele verschlucken; anstatt eines thätigen Eiges am kändlichen Herde, hören wir von einem unglüklichen Treiben sich verfolgender Entschlüsse, welche sich brate mit dem Kaufe eines neuen Palastes in der Residenzstadt, morgen mit der Kirche eines Hauses in

der Stadt des alten Reichstages, immer aber mit der unglücklichen Laß beschäftigen, dem verblüfften Pöbel Sand in die Augen zu streuen, und selbst den Nicht-Talen, in dem herrlichen Beispiele einer Wiederkehr von Edda, mit dem Stachel der Furcht sigeln zu wollen. Kurz, der arme Mann ist seit jenen Augenblicke, in welchem ihn der Kaiser seines Herrn und Meisters von der Bühne gewiesen, so ganz auf aller Rede gefallen, daß wir ihn nur in den wenigen Worten wiederfinden: ubi sit . . . nescit, nec scit, qua sit iter. Doch, lassen Sie uns den Blick von einem Bilde, welches mehr noch unser Mitleid als unsere Verachtung anspricht, hinweg und zu jenen erfreulicheren Erscheinungen hinüber tragen, welche uns in dem neuen Regierungsbemühde Heimath darbieten werden. Sie erblicken da einen König, hervorstehend im verjüngten Gesichte des Selbstherrschers; einen Kronprinzen, in liebevoller Eintracht und Offenheit mit dem Königlichem Vater, und von diesem selbst eingeföhret in die hohe Schule des großen Staatsmannes eines Regenten; einen Hofmannschall, eben so klug in der Rede des Rathes, als tapfer in der Führung des Heeres; einen Staats-Rath aus Ministern und Rathen, ergeben dem Volk wie dem Thron, vertraut mit den Bedürfnissen des Landes, wie mit den Forderungen des Tages, und betraucht von dem Auge des Königs und von den Rechten eines Landraths.

Lassen Sie uns einander noch lange Blick weihen zu dem alten Hebräer, diesem traheren Festtage uners Staats, an welchem Milde, Noth, Tapferkeit und

Weisheit einen so kräftigen Verein geschlossen, und unserm vielgeliebtem Könige den wohlverdienten Namen des Gutes, für die Geschichte gesetzt haben.

Leben Sie wohl, mein lieber Freund, und rechnen Sie darauf, daß ich Ihre Erinnerungen an das theure Vaterland von Zeit zu Zeit mit Nachrichten aus demselben, Ihren Wünschen gemäß, gern bereichern werde.

Ich bin mit der herzlichsten Anhänglichkeit

Ihr

bekannter Bavaricus.

Ueber den historischen Standpunkt bei dem Verfassungs-Werke.

Wen nichts ist jetzt allgemeiner die Rede, als von dem historischen Standpunkte beim Verfassungswerke.

Indem man diesen Ausdruck gebraucht, will man damit sagen:

„Nichts sey bei jenem Werke weniger zu gestalten, als Einsicht und Billigkeit; und da die Geschichte eines jeden Volkes Aufschluß gebe über die mit demselben vorgegangenen Veränderungen, so sey nichts billiger, als diesem Entwicklungs-Protokolle zu folgen, um zu erfahren, woran man zu der Zeit sey, und um den Aufbau der Gesellschaft da fortzuführen, wo er zum Stillstand gekommen.“

Gegen eine solche Ansicht läßt sich nichts Besondres einwenden; denn bei allem Bemühen entsteht die Frage, wie es geworden, und die richtige Beantwortung dieser Frage kann zur höchsten Ausbildung des Bemühten wesentlich beitragen.

Wievie weit soll man auf dem Fortschritt, beinahe unermesslichen Schätze der Geschichte seinen Standpunkt nehmen?

Soll man, wenn j. B. ein deutscher Staat der Gegenstand der Fortbildung ist, zu den Schilderungen zurückkehren, welche Cäsar und Tacitus von dem gesellschaftlichen Zustande der Germanen entworfen haben? Oder soll man ausgehen von den Verfassungen, welche Deutschland, nach der Eroberung Galliens, durch die ersten Könige der Franken, und später durch Karl den Großen Schmetzt erlitten? Oder soll man hauptsächlich die Periode ins Auge fassen, wo römische Päpste, in Kraft des christlichen Kirchenthums, die organischen Gesetze Deutschlands bestimmten, ohne zu wissen, was sie thaten? Oder soll man bei dem sechscenten Jahrhundert stehen bleiben, wo die Macht der Theokratie gebrochen wurde, und von den Zeiten der Reformation, besonders aber des westphälischen Friedens an, die Entwicklung der politischen Systeme folgen?

Wie viel sich auch von jedem dieser Standpunkte übersehen lassen möge: was hat man dadurch gewonnen, wenn man nicht weiß, worauf es in der Zeit ankommt, wenn man keine klare Anschauung von dem zu lösenden Probleme hat, wenn man nicht in dem gegenwärtigen Jahrhundert alle früheren wiederzufinden vermag, mit Einem Worte, wenn man nicht das Talent besitzt, ganz unabhängig von aller Geschichte, das Bedürfniß jeder Gesellschaft nach Ordnung, und die Mittel, dies Bedürfniß zu befriedigen, gleichsam a priori zu erkennen?

Es sey erlaubt, dies noch ausführlicher zu erklären.

Seit den frühesten Zeiten hat es zu den Eigen-

chämlichkeiten des Menschen gehört, gleichgültig zu seyn gegen Das, was die Grundlagen der Gesellschaft ausmacht und als die wahre Ursache ihres Bedauerns betrachtet werden kann; und worin diese Gleichgültigkeit auch gegründet seyn mochte, so läßt sich doch nachweisen, daß sie überall in dem Maße zunahm, worin sich die Nothwendigkeit vermehrte, welche jeder Einzelne von der Gesellschaft zog.

Daß die sirdliche Welt (und hier verstehen wir unter derselben die Gesellschaft) einem Mechanismus in sich schließt, ohne welchen sie eben so wenig fortdauern kann, als die physische ohne den ihrigen, und daß dieser Mechanismus sich vervollkommen läßt: darüber ist man immer einverstanden gewesen. Gleichwohl hat die Wissenschaft der Gesellschaft seit Jahrtausenden so geringe Fortschritte gemacht, daß sie in ihrer Ausbildung hinter allen übrigen Wissenschaften zurück ist, und daß sich noch immer die Frage aufwerfen läßt, welches ihre Principien seyn. Man darf ohne Scheu behaupten, es gehe den meisten Sordlichen mit der Gesellschaft, wie mit dem gestirnten Himmel; denn, so wie sie diesen betrachten, ohne auch nur zu ahnen, daß der von ihnen bewohnte Planet mit demselben in dem engsten Zusammenhange stehe — in einem Zusammenhange, denn er leben und Bewegung verdankt —: eben so genießen sie die Vortheile der Gesellschaft, ohne zu fragen, wie sie zum Vorschein kommen und welchen Einrichtungen sie ihre Ständigkeit verdanken. In der Regel erwacht der Sinn für Verbesserung und Gesetz nicht eher, als bis die gestörte Ordnung durch Entehrungen aller Art auf die Wichtigkeit

derselben aufmerksam gemacht hat; aber so groß ist die Macht der Gewohnheit bei Schreien und Ungewohnen, daß sie auf das geringste Zeichen von wiederhergestellter Ordnung in die alte Gleichgültigkeit zurückfallen, und lieber das Schicksal walten lassen, als sich klar machen, worin dies Schicksal begründet ist. Nur einige privilegierte Köpfe haben sich von diesem Sogensande stärker angezogen gefühlt; und ihren Bemühungen, denselben aufzuheben, verdankt die Welt, was sie von dem Mechanismus der Gesellschaft weiß, so, daß sie, wenn es darauf ankommt, den Aufbau derselben weiter zu führen, nicht einem bloßen Instincte zu folgen braucht. Nun haben zwar diese Köpfe, von Aristoteles an, sich immer gerüchelt gesehen, auf den Inhalt der Geschichte Rücksicht zu nehmen, weil sie die Beweise für ihre Behauptungen nur in ihr finden konnten; doch indem sie das Wesen der Gesellschaft durch die Thatfachen der Geschichte aufzudecken suchten, sind sie nie so pedantisch zu Werke gegangen, daß sie nicht auch den umgekehrten Weg hätten einschlagen sollen. In Wahrheit, es blieb ihnen keine andere Methode übrig, als sich die Thatfachen der Geschichte durch die Erscheinungen der Gesellschaft, und wiederum diese durch jene, aufzuklären; denn, was man der Geschichte auch nachrühmen mag, so ist sie doch nicht von einer solchen Beschaffenheit, daß sie durch sich selbst Licht geben könnte; und wer mit ihrem Thatfachen nicht eben so verfährt, wie Copernicus mit den Erscheinungen des Weltalls, d. h. wie dieselben nicht mit einer Idee durchdringt, durch welche auch die höchste Mannichfaltigkeit zur Einheit zurückgeführt wird —

sie Den werden alle Ihre Thatfachen ewig lebt und unfruchtbar bleiben.

Im Grunde erzählt die Geschichte aller Reiche und Staaten eins und dasselbe; denn, wie groß auch die Mannichfaltigkeit der Thatfachen seyn möge, so kann man sie doch nicht zergliedern, ohne auf folgende Nothwendigkeit zu stoßen: erstlich, daß das Schicksal der Reiche und Staaten abhängig war von der organischen Beschaffenheit der Regierungen; zweitens, daß, je nachdem diese dem Charakter der Einheit mit dem der Gesellschaftlichkeit verbunden oder nicht, die Reiche und Staaten stark oder schwach waren; drittens, daß, da die Vereinigung dieser beiden Charaktere mit bedeutenden Schwierigkeiten verbunden war, das Verwalten des einen oder des andern die Erscheinungen bestimmte; viertens, daß, wenn die Dinge in den Monarchien auf den höchsten Punkt getrieben waren, diese in dem Mangel an Gesetzen, welche die Gesellschaftlichkeit garantirten, eben so nothwendig untergingen, wie die Reipmonarchien oder sogenannten Republiken in dem Mangel an Gesetzen, welche die Einheit beschützten. Nicht als ob die Geschichte dies mit dürren Worten sagte; denn, wenn dies der Fall wäre, so würde sie gar nicht seyn, was sie ist. Wenn dies ist der langen Rede kurzer Sinn; und wer möchte leugnen, daß dieser Sinn bedeutungslos ist, da er die Aufgabe in sich schließt, welche gelöst werden muß, wenn die Erscheinungen des gesellschaftlichen Lebens Selbstein gewinnen und die Gesellschaft eine Gemüthsleistung für ihre Dauer erhalten soll! Man durchlaufe die Geschichte der Römer,

und man wird ganz unfehlbar die Entdeckung machen, daß es ihnen nie gelungen ist, sich auf eine bleibende Weise zu konstituiren, wie vielfach auch die Versuche waren, welche sie zu diesem Ende machten; man durchlaufe die Geschichte der neueren Staaten Europas, und man wird überall bemerken, daß die Grundlagen der Regierung nie auf eine, der Natur der Gesellschaft entsprechende Art gemacht worden sind, daß sie sich mit Endigkeit hätten entwickeln können. Wie viel ist seit dem Untergange des weströmischen Reiches emporgelommen und wieder verschwunden! Die ganze Geschichte des Mittelalters — was liefert sie andres, als den vollständigen Beweis, daß man, diesen langen Zeitraum hindurch, keinen deutlichen Begriff vom Wesen der Gesellschaft hatte! Wie tappte man hin und her, um einen Organismus zu erfinden, in welchem der Staat auszuüben möchte, und wie fruchtlos waren alle Bemühungen! Selbst das sechzehnte und das achtzehnte Jahrhundert waren noch nicht frei von den Wahabegriffen und Vorurtheilen, die man in einer späteren Periode angenommen hatte; erst in den neuesten Zeiten ist man der Wahrheit in so fern auf die Spur gekommen, als man sagen kann: man sey nicht weit entfernt von einer zuverlässigen Theorie der Gesellschaft und der Regierung. In Wahrheit, durch nichts würde unser Zeitalter ausgezeichnet seyn, wenn es nicht hierdurch ausgezeichnet wäre.

Wie soll man also über Diejenigen urtheilen, welche, um und über das Problem der Gegenwart zu belehren, in das dreizehnte und vierzehnte Jahrhundert

juridischeren und nach die Mittel empfehlen, wodurch man sich in jenen trostlosen Zeiten zu helfen sucht! Das Einzige, was man zu ihrer Entschuldigung sagen kann, ist, daß sie sich durch Aufstände haben irre leiten lassen, ohne Rücksicht zu nehmen auf das Verhältniß, worin die Verfassungen zu den Dingen stehen: ein Verhältniß, das man sie aus den Augen lassen darf, und dessen genaue Kenntniß bei einer Staats-Reformation, durch welche größeres Uebel abgewendet werden soll, so entscheidend ist. Allerdings war in öfterlichen Verfassungen von einer ständischen Verfassung die Rede, die man wieder herzustellen gedachte; indes hätte Niemand versucht werden sollen, diesen Ausdruck so aufzufassen, wie er von dem Verfasser einer Schrift aufgefaßt worden, welche den Titel führt: Ständische Verfassung, ihr Begriff, ihre Bedingung *). Ist jemals der Inhalt der Geschichte falsch verstanden und gemißbraucht worden: so ist es in dieser Schrift geschehen. Je würdiger und erhabener der Ton ist, welcher sie auspricht, desto mehr muß man ihrem Inhalte entgegenwirken, damit Vorurtheile, welche dem Absterben nahe sind, sich nicht aufs Neue befestigen und der guten Sache hinderlich werden.

In diesem Endworte wird vor allen Dingen nochwendig sagen, die Verwandlungen nachzutheilen, durch welche der Begriff von Ständen bis auf unsere Zeiten gegangen ist.

*) Der Verfasser dieser Schrift ist Herr Christian Friedrich Schloffer.

Was wir gegenwärtig Staat nennen, hatte das ganze Mittelalter hindurch die Bedeutung von Staat, und behielt dieselbe in mehreren europäischen Reichen bis in die letzten Zeiten. Staaten, in dem gegenwärtigen Sinne des Wortes, gab es im Mittelalter nicht; es gab nur Reiche. Diese Reiche aber waren Aggregate von Staaten oder Ständen, und unter Staaten oder Ständen verstand man die Verfassungen der Reichskämmer. Eigentlich waren dies die Provinzen, an deren Spitze die Reichsbeamten standen; nachher aber die Semter erblich geworden, waren es auch die Provinzen mit ihnen. In diesem Zustande der Dinge konnte es nicht fehlen, daß die Verwaltung den Charakter der Einheit einbüßte. Nur die Idee derselben blieb. So wie diese Idee nun stand ein Kaiser oder König an der Spitze des Reiches mit dem Verrechte, die sämtlichen Reichsbeamten, so oft es ihm nothwendig schien, zu gemeinschaftlichen Berathungen zu vereinigen. Eine solche Vereinigung in einem gemeinschaftlichen Mittelpunkte hieß: Versammlung der General-Staaten oder Stände. Daß man damit nicht die Idee einer Volkvertretung, so wie wir dieselbe gegenwärtig auffassen, verbinden darf, versteht sich ganz von selbst; das Mittelalter würde nicht gemessen seyn, was es war, wenn es sich zu einer solchen Idee hätte erheben können. Die Mitglieder jener Versammlung, sie mochten Geistliche oder Weltliche seyn, vertraten nur sich selbst, nur ihre Subjektivität; und da Jeder von ihnen in seinem Wirkungskreise eben so unumschränkt war, wie der König in dem seinigen; so begreift man leicht, daß die

Anteil der letzteren in Beziehung auf das Ganze nur gering seyn konnte. Wie fernda er auch in seinem eignen Domain seyn mochte: in Hinsicht des Reichs kam er nur als Schutzherr (Schyrdn) in Betrachtung; und als Schutzherr hatte er keine größere Pflicht, als die Provinzial-Subordinirte wahren zu lassen. Dies dauerte fort, bis in Frankreich das Denken des Königs sich, theils in Kräfte seiner vertheilhaftesten Lage, theils in Folge der Krenngänge und anderer günstigen Umstände, so vergrößerte, daß es den Ausschlag gab über die Domänen der noch übrigen Reichsbeamten. Diese lebte die Idee von General-Exacten fort; allein sie war durch das Ausschneiden der souveränen Herzoge und Grafen wesentlich abgeändert. So wie es nämlich Reichsstände gab, so gab es auch Landstände, welche in Beziehung auf die einzelnen Domänen oder Provinzen dasselbe leisten sollten, was diese in Beziehung auf das Reich zu leisten bestimmt waren: Nider in den Nidern, wodurch die allgemeine Bewegung noch mehr gehemmt wurde. Die Größe des thätlichen Denkens trug insbesondere nicht wenig dazu bei, daß das Elend, worin die Unterthanen der Provinzial-Subordinirte geschmachtet hatten, süßwarde wurde; und da man den alten Zustand der Dinge nicht wieder herstellen wollte, so blieb nichts anderes übrig, als ihnen die Erlaubniß zu ertheilen, daß sie, unter dem Schutze des Königs, besondere Gemeinden bilden und ihre besondere Regierung wählen durften. So entstand das Municipal-System, welches durch die Freiheit sehr bald einen bedeutenden Grad von Stärke erreichte. Indem nun die Versammlungen

der General-Staaten, wenn gleich nur noch unter der
 Obhut von Ordnungen, seitdem, kam ja An-
 fang des vierzehnten Jahrhunderts für einen König von
 Frankreich — es war Philipp der Schöne — jene seltsame
 Krisis, aus welcher er sich nur dadurch retten
 konnte, daß er den Gemeinen den Eintritt in die Ge-
 neral-Staaten gestattete. Dies war der erste Anfang
 aller wahren Volkvertretung auf dem Festlande von
 Europa. Hatten die Mitglieder der General-Staaten
 hieher in der Verteidigung ihres besondern Verstand
 immer gemeinschaftliche Sache gegen den König ge-
 macht: so war, von jetzt an, das Gleichgewicht unter
 den Geistlichen und Weltlichen aufgehoben, und die kö-
 nigliche Autokratie sicher gestellt. Zwar blieb die alte
 Benennung von General-Staaten; aber die Dinge wa-
 ren verändert. Aus den ersten Staaten, welche von
 Erzbischöfen, Bischöfen und Äbten verwaltet wurden,
 ward nun die erste Ordnung, die der Geistlichkeit; aus
 den Staaten, welche den vorigen Rang einnahmen und
 an deren Spitze die großen Barone unter allerlei Be-
 nennungen standen, ward die zweite Ordnung, die des
 Adels. Die jüngstkommenen Staaten erhielten die Be-
 nennung der dritten; und, weil man das Häckerliche die-
 ser Benennung fühlte, so sagte man sie als Einen
 Staat auf, den man den dritten nannte.

Es verhielt es sich mit den ersten Anfängen einer
 National-Repräsentation oder Volkvertretung. Diesel-
 ben Erscheinungen waren allen europäischen Reichen ge-
 mein: ein sicherer Beweis, daß sie alle gleich sehr vor-
 bereitet waren. Wenn sie sich in Deutschland auf eine
 eigen-

eigenbüthliche Weise gestalterten und in wahren Tagen damit erdigten, daß sie für die allgemeine Regierung das umgekehrte Resultat von demjenigen gaben, welches in Frankreich zum Vorschein kam: so konnte dies nur daher rühren, daß die deutschen Kaiser, das ganze Mittelalter hindurch, in ihrem Verhältnisse zu den Reichsbeamten nicht dieselben Vortheile genossen, welche den Königen von Frankreich, Spanien und England zu Gute kamen. Nichts hat auf die Bildung der Gesellschaft in Deutschland einen so wesentlichen Einfluß gehabt, als die Nicht-Erblichkeit der Königs- oder Kaiserwürde. Wie jeder andere Organismus, so teilt auch der gesellschaftliche von einem festen Punkte aus. Dieser feste Punkt nun war hier in Deutschland dadurch genommen, daß man die königliche Würde von einer Wahl abhängig gemacht hatte. Die unvermeidliche Folge dieser Einrichtung war, daß, während in den übrigen europäischen Reichern die ersten Beamten die Erblichkeit und Suveränität einbüßten, beide in Deutschland befestigt wurden: denn irgendwo muß es einen festen Punkt geben, von welchem alles ausgeht; und kann dieser nicht in einem Einzelnen seyn, so muß er sich in einer Körperschaft finden lassen. Zwar thaten die deutschen Kaiser, von Heinrich dem Fünften an, alles, was in ihren Kräften stand, die Städte emporkubringen und sich in den Bemühern derselben eine eben so prächtige Stütze zu erziehen, wie die Könige von Spanien, Frankreich und England in ihren gefunden hatten; allein, wie freigeig sie auch mit ihrem Privilegien sehr mochten, so konnten sie doch, bei dem

sechshundertjährigen Kampfe mit den Reichshänden, dadurch nicht weiter bewirkt, als daß die freien Stände des Reiches sich zu Anti-Monarchien, oder sogenannten Republiken ausbildeten, welche durch die Absonderung ihrer Partikeln von dem allgemeinen die Trennung des Reiches in viele von einander durchaus unabhängige Staaten vermehren halfen. Alles verschwor sich, diese Wirkung hervorzubringen; und so ist es in Deutschland geschehen, daß der sogenannte dritte Stand in Beziehung auf das Reich nie eine Einheit zu Stande gebracht hat. Nur den einzelnen Landes- oder Territorial-Herren ist es möglich geworden, indem er sie zu einer Unabhängigkeit von dem Adel und der Geistlichkeit hingelenkt hat, welche sie in früheren Zeiten nicht genossen.

Man sieht hieraus, welche Bewandniß es mit den Ständen hatte. Adel und Geistlichkeit, welche in früheren Jahrhunderten alle politischen Rechte an sich gerissen hatten und dadurch die gesellschaftliche Bewegung hemmten, mußten, wenn diese jemals wiederkehren sollte, dahin gebracht werden, daß sie diesen Rechten entsagten; und so wie dies die Bedingung sine qua non des sogenannten dritten Standes war, so mußte er seinerseits darauf hinarbeiten, daß Adel und Geistlichkeit in die Gleichheit des Rechts eintraten, d. h. er mußte sie sich assimiliren und folglich als Stände vernichten.

Wenn also in dem oben angeführten Werke behauptet wird, eine ständische Verfassung sey die beste Gewährleistung (unstreitig für die Fortdauer der Gesellschaft), weil sie, ihrem Begriffe nach, bestehendes Recht, bestehende Einrichtungen voraussetze: so ist dies zunächst

historisch falsch; denn die Geschichte zeigt, daß mit dem Eintritt des sogenannten dritten Standes das ganze ständische Wesen zu Grabe getragen ist. Es ist aber auch philosophisches Verändern eben so falsch. Stände können nämlich nur durch Privilegien bestehen, welche sie von einander trennen; und weil dem so ist, so können sie nicht an einander gebracht werden, ohne sich zu bekämpfen. Da nun da, wo es die Hervorbringung des allgemeinen Willens gilt, nichts weniger Statt finden darf, als ein Kampf um Privilegien: so begriff man, wodurch sich eine Ständerversammlung von einer Volksvertretung unterscheidet, und wie die Aufhebung des Unterschiedes der Stände der Volksvertretung vorangehen muß, wenn diese jemals Nutzen gewinnen soll. Ist es denn die ständische Verfassung allein, was bestehendes Recht, bestehende Einrichtungen voraussetzt? Trägt sich dasselbe nicht von dem Wesen der Gesellschaft überhaupt sagen, da diese das, was sie ist, immer nur durch Recht und Einigkeit seyn kann, und ohne die selben keinen Augenblick fortdauern könnte? Wäre die ständische Verfassung jemals gewesen, was sie ihrer Bestimmung nach seyn sollte, d. h. hätte sie den für die Hervorbringung der besten Gesetze angemessensten Organismus in sich geschlossen: so ist Tausend gegen Eins zu wetten, daß sie niemals untergegangen seyn würde; denn so unvernünftig ist der Mensch nicht, daß er sich gegen etwas auflehnen sollte, was auf eine unerkennbare Weise für die Gesellschaft vorthellhaft ist. In der Versammlung der General-Staaten von Frankreich, wie in der Versammlung der Cortes von Spanien, mußte

irgend etwas liegen, was ihrer Zusammensetzung be-
 deutlich machte; und ohne große Mühe findet man die-
 ses Etwas, wenn man erwägt, daß die Weislichkeit ein
 Interesse vertheidigte, das mit dem der beiden übrigen
 Stände in Widerspruch stand, und daß jeder von diesen
 in demselben Falle war. Die Geschichte sagt von den
 General-Staaten, wie von den Cortes, aus, daß sie
 unauflösbar waren, wenn sie nicht gefährlich geworden. Kein
 Wunder also, daß die Könige sie so selten zusamen-
 beriefen, als es ihnen immer gefattet war. In Frank-
 reich unterblieb ihre Zusammensetzung hundert und
 fünf und sechzig Jahre, und als sie im Jahre 1789,
 vermöge eines unverzeihlichen Mißgriffs, an einander ge-
 bracht wurden, waren Berührung und Abstoßung Eins
 und dasselbe. Man kann zugeben, daß, wenn sie regel-
 mäßig wären versammelt worden, die gegenseitige Feinds-
 schaft minder heftig zum Ausbruch gekommen seyn
 würde; allein abdann würden sie sich auch, ihrem In-
 nern nach, eben so verwandelt haben, wie das britische
 Parlament, Ein Mal durch Absonderung in zwei Kam-
 mern, um das Ungleiche von einander zu trennen,
 zweitens durch die vollkommene Gleichstellung der Mit-
 glieder einer jeden Kammer. In diesem Falle nun
 würde der Unterschied der Stände zwar geblieben seyn;
 allein die Gesamtheit der Stände hätte sich der Idee
 einer Volkvertretung wenigstens genähert, und so,
 wenn gleich auf eine etwas aristokratische Weise, ihre
 Bestimmung erfüllt.

Eine politische Idee des vierzehnten Jahrhunderts
 auf den gesellschaftlichen Zustand des neunzehnten an-

tenden zu wollen: dies kann nur Dem einfallen, der die Entwickelungen, welche das fünfzehnte, sechzehnte, siebzehnte und achtzehnte Jahrhundert der Gesellschaft gegeben haben, ganz aus der Sicht läßt; was wiederum nur in so fern möglich ist, als er sich durch vorgefaßte Meinung gegen den klaren Inhalt der Geschichte abzusperren hat.

Siehe es irgend eine Periode, welche zur richtigen Beurtheilung der Erscheinungen am Schluß des achtzehnten und zu Anfang des neunzehnten Jahrhunderts d. h. zum historischen Standpunkt bei dem obstehenden Verfassungs-Werke dienen kann: so ist es die eben bezeichnete, in welcher der Grund gelegt ist zu Allem, was unsere Zeit von einer früheren unterscheidet. Wer ist so faul, daß er die Veränderungen verkennen sollte, welche durch die Entdeckung des Schießpulvers, durch die Erfindung der Buchdruckerei und durch die Unterebung der Magnetnadel auf die Schifffahrt in allen menschlichen Verhältnissen herbeigeführt sind! Man denke sich diese großen Erfindungen und Entdeckungen weg, so fällt die ganze Entwicklung, welche die Gesellschaft in den drei letzten Jahrhunderten erhalten hat, in sich zusammen, und wir kehren sporensicher in die Zeiten des Mittelalters zurück, und werden auf Rome gehorsamt Unterthanen eines römischen Bischofs, der stark genug ist, sich den Statthalter Gottes auf Erden zu nennen. Will man wissen, worin das Feudalwesen gegründet war? In nichts weiter, als in dem Mangel an Mitteln, das consequente Herrschaft über eine große Bevölkerung auszuüben. Der Ehrgeiz der

Könige des Mittelalters war größer, als er vermöge der Mittel, die ihm allein befriedigen konnten, hätte sein sollen; und die Reiche mußten zu Aggregaten von Staaten werden, weil nichts vorhanden war, was Provinzial-Regierungen hätte in Abhängigkeit erhalten können. Wenn gegenwärtig die Regierung eines Reiches von Spanien und Frankreichs Größe im Stande ist, an Einem und demselben Tage eine ungemessene Zahl von Millionen Menschen in Kraft der Presse und des Postwesens mit Einem und demselben Gedanken und Gefühle zu belegen; wenn durch die Anwendung des Schießpulvers auf den Krieg eine Macht gebildet ist, welcher im Innern Niemand zu widerstehen wagt; wenn zu gleicher Zeit durch die Entdeckung von Amerika und durch die Auffindung eines näheren Weges nach Indien, an die Stelle der alten Producten-Wirtschaft eine Geld-Wirtschaft getreten ist, welche, indem sie alle Verhältnisse durchdringt, ihnen den Charakter der Freiheit giebt: so muß man doch bekennen, daß alle die Bedingungen, welche im vierzehnten Jahrhunderte das Wesen der Regierung bestimmten, von Grund aus verändert sind. Die säkigen Größen der Gesellschaft sind gerade jene Erfindungen und Entdeckungen mit allem, was von ihnen aufgezogen ist; und so lange ihre Wirksamkeit sich gleich bleibt, werden sie auf die Hervorbringung einer Gleichheit des Rechts abzuwecken, weil, wenn nur von gesellschaftlichen Einrichtungen die Rede ist, die Mächtigkeiten derselben diese Gleichheit nothwendig macht. Adel und Geistlichkeit — wie hätten sie es wohl anfangen sollen, um im Laufe der drei letzten Jahrhun-

berte zu bleiben, was sie früher waren! Der Ackerbau, sonst nur auf die Befriedigung des eigenen Bedürfnisses berechnet, hat zu einem Gewerbe werden müssen, wodurch man der ganzen Gesellschaft diene; und von dem Gewerbe ist die Idee des Lehrentrages nicht zu trennen. Auf der andern Seite konnten jene Privilegien, welche ehemals mit dem Besiz von Grund und Boden verbunden waren, weil er zur Ausstattung eines Landes diene, das bestimmte Pflichten in sich schloß, nicht dieselben bleiben, nachdem das Amt sich von dem Besiz des Grundes und Bodens gelöst hatte und aus dem Beamten ein bloßer Gutsbesizer geworden war. Alles hat sich verändern müssen; nur die Benennungen sind geblieben, und durch sie ist eine Kluft zwischen dem de facto und dem de jure gebildet worden, welche, wie sehr sie auch dagigen mag, deshalb nicht minder ausgefüllt werden muß.

Folgte die politische Befehrgung genau den Veränderungen, welche im Verlaufe der Zeit mit den gesellschaftlichen Verhältnissen vorgehen: so würde das, was man eine Umwälzung nennt, in sich selbst unmöglich seyn. Je weniger aber jenes der Fall ist, je, man kann mit Wahrheit sagen, je weniger es der Fall seyn darf, da diese Veränderungen so unmerklich von Statten gehen, daß man in keinem Augenblick genau weiß, woran man mit ihnen ist: — um so mehr treten Epochen ein, wo der Widerspruch zwischen der politischen Befehrgung und dem gesellschaftlichen Zustande so auffallend, so unauflöslig wird, daß man auf die Fortschaffung desselben bedacht seyn muß. In solchen Fällen nun

kommt alles auf die Geschicklichkeit Dener an, in deren Hände das große Werk gegeben wird. Wollen sie zu viel auf einmal, oder haben sie sich das zu lösende Problem nicht deutlich gedacht: so ist die größte Gefahr vorhanden, daß ihre Unternehmungen mißlingen, und an die Stelle der Reformation eine Unordnung treten würde. Dagegen ist die letztere in sich niemals absolut nothwendig, wie Mehrere glauben; und was zu Stande gebracht werden muß, kann — zu einer Zeit, wo man so große Mittel hat, alles zum Besten zu lehren — sogar ohne Erschütterungen zu Stande gebracht werden.

Worin bestand die Aufgabe, als im Jahre 1787 in Frankreich die Notablen zum ersten Male zusammen berufen wurden?

Dürfen die Erfahrungen der letzten dreißig Jahre entscheiden, so kann es darauf an, dem französischen Reiche eine Regierung zu geben, welche dem gesellschaftlichen Zustande in diesem Reiche angemessen wäre.

In dem Laufe von drei bis vier Jahrhunderten waren die Unterthanen der souveränen Herzoge, Grafen, Erzbischöfe, Bischöfe, Äbte zu Unterthanen eines Einzigen geworden, der den Titel eines Königs führte; und die Nachkommen dieser souveränen Herzoge u. s. w. wurden nicht minder in dem Maße von Unterthanen befreit, wiewohl sie sich Vasallen, Richte u. s. w. nannten. Die Gesellschaft hatte hierdurch auf eine unverkennbare Weise an Beweglichkeit gewonnen; und die Vortheile dieser Beweglichkeit waren so groß, daß man sie um keinen Preis fahren lassen durfte. Bei dem Allen standen die sämtlichen Classen der Gesellschaft, in

gleicher Rechtslosigkeit da: in einer Rechtslosigkeit, welche den Grund-Charakter der alten Leibeigenschaft gebildet hatte, so daß für sie immer nur von Pflichten die Rede seyn konnte. Das Unnatürliche dieses Zustandes wurde allgemein gefühlt. Allein wie das Rechte an die Stelle des bisherigen Unrechts bringen? wie es einleiten, daß das, was den Vortheil Aller ausmacht, von Allen als Vortheil empfunden werde? Dögleich der Charakter der Untertänigkeit Allen gemein war, welche die Gesellschaft bildeten: so hielten sich doch nicht Alle gleich sehr mit demselben verlobt; und gerade Diejenigen, die am meisten in der Zurück Erinnerung an die Vergangenheit lebten, zeigten sich als die entschiedensten Feinde einer Reform, welche darauf abzwachte, dem Jahrhunderte zu geben, was das Jahrhunderte war. So konnte es nicht fehlen, daß eine große Trietracht entstand; und so ging die Umwälzung wesentlich aus einer Verleugnung der Fortschritte hervor, welche die Gesellschaft im Verlaufe der Zeit gemacht hatte, um das Endziel aller Vergesellschaftung, die Gleichheit des Rechts, zu erreichen.

Allerdings ist diese Umwälzung blutig geworden; allerdings hat sie sich durch Gräucl ausgezeichnet, die man nicht genug verabscheuen kann. Allein ist dochhalb die Wahrheit auf Seiten Derer, welche behaupten, daß es nie so weit gekommen seyn würde, wenn man den Unterschied der Stände festgehalten hätte? Gerade weil dieser Unterschied sich nicht länger vertheidigen ließ, und doch vertheidigt werden sollte; gerade weil es einer Verrückung des Volkes bedurfte, diese aber von

Denen erschwert wurde, die es für möglich hielten, einen besondern Vortheil auf Kosten des allgemeinen Vortheils zu behaupten, nahm die französische Staatsreform die Wendung, die sie genommen hat, und artete in eine Umwälzung aus. Der sogenannte dritte Stand war am Schlusse des achtzehnten Jahrhunderts eben so wenig, was er in seinem ersten Ursprunge gewesen war, als Adels und Geistlichkeit noch dem Charakter früherer Zeiten hatten. Um zu wissen, was im Verlaufe der Zeit aus jenem geworden war, braucht man nur die Stellung der gegenwärtigen Deputirten-Kammer mit derjenigen zu vergleichen, worin die Mitglieder des dritten Standes Philipp den Schönen bei ihrer ersten Einführung in die General-Staaten empfingen. Wohllich, nicht deshalb hat der dritte Stand in Frankreich den Ausschlag gegeben, weil er darauf ausging, sondern weil er ihn geben mußte nach allem, was vorhergegangen war, nach allem, was ihn so hoch emporgebracht hatte, mit Einem Worte, nach der großen, aber unmerkten Veränderung, welche ihren Charakter darin hatte, daß die Dinge nicht zu ihren Benennungen, und diese nicht zu den Dingen paßten.

Wie sehr man auch die französische Umwälzung verabschauen möge, so muß man sich doch nicht verbieten gegen die wahren Ursachen, die sie hervorgerichtet haben. Diese anfeinden und ihnen Raum geben, ist eins und dasselbe; und wer dies thut, sollte wohl bedenken, daß man einen Feind nicht dadurch befreit, daß man ihn verleumdet, sondern dadurch, daß man ihm ins Auge blickt, und den Muth hat, ihn zu be-

kämpfen. Wenn also gewisse Personen noch immer die Miene annehmen, als sey diese Umwälzung die erste und einzige, welche Europa erlebt hat: so muß man ihnen sagen, daß sie sich irren, daß frühere Umwälzungen, obgleich ihrem Zwecke nach von der letzten wesentlich verschieden, nicht minder blutig und zerstörend gewesen sind, und daß der gesellschaftliche Zustand dennoch durch sie von irgend einer Seite gewonnen hat. Man muß aber noch weiter gehen und solche Personen darauf aufmerksam machen, daß sie durch ihre leidenschaftliche Beurtheilung der Erschütterungen ihrer Zeit nichts so sehr an den Tag legen, als ihre Unwissenheit in Ansehung der Zukunft. Das Ergebniß der französischen Umwälzung ist gewesen, daß Volk und Dynastie sich unter Bedingungen wieder vereinigt haben, welche, wosfern nicht alles täuscht, die Wiederkehr der alten Staatsgebrechen unmöglich machen. Durch die Charta wird die Theilnahme des Volkes an der Gesetzgebung festgestellt; diese Charta ist also eine Mündigkeitserklärung, welche allen Despotismus für die Zukunft ausschließt. Ein späteres Wahlgesetz hat die Volkvertretung auf eine Weise bestimmt, welche der Regierung den Beistand der Einsichtsbeholden und Wesen im Volke sichert. Es ist fernan weder von Demokratie, noch von Aristokratie die Rede: denn die Vertretung bewegt sich zwischen diesen beiden Ausposten; und gerade dadurch wird jedes Interesse entfernt, das sich von dem allgemeinen trennen will. Wer wagt demnach zu leugnen, daß die Franzosen Rechte erworben haben, welche sie vor der Revolution nicht hatten! und wer ist unbedonnen genug, zu

behauptet, daß dies für Frankreich und für Europa ohne große Folgen bleiben werde! Freilich kann man sagen, daß es keine Umwälzung bedurft hätte, um alle diese Vortheile zu gewinnen; dabei aber muß die Voraussetzung gemacht werden, daß es möglich gewesen sey, Anfang und Ende der französischen Revolution mit gleicher Klarheit zu überschauen. Eius wenigstens sieht fest; nämlich, daß man noch einem halben Jahrhundert über die französische Umwälzung ganz anders urtheilen wird, als es jetzt hergedacht ist, und daß alsdann nur sehr Wenige einen Stein des Anstoßes in der Behauptung finden werden: ein Vertretungs-System, wie das französische, werde durch eine fünf und zwanzigjährige Ausbreitung nicht zu theuer erkauft, und die Angelegenheit von acht und zwanzig Millionen Menschen, wenn ein besseres politisches System der Gegenwart derselben sey, laße sich nur in einem Kreisjahre beendigen.

Sollen der historische Standpunkt und die Ansichte, welche derselbe giebt, auf das sogenannte Verfassungs-Wort einen Einfluß haben: so darf man die große Bedeutung nicht aus der Sicht lassen, durch welche der Prozeß der französischen Umwälzung entschieden worden ist. Da übrigens in allen Reichen und Staaten des westlichen Europa der gesellschaftliche Zustand, mit sehr geringen Abweichungen, derselbe ist, so ist auch die Aufgabe für alle dieselbe. Unstreitig kann man sich über diese Aufgabe verschiednen ausdrücken; aber immer wird es darauf ankommen, Härtenmacht und Freiheit in eine solche Harmonie zu bringen, daß sie sich nicht länger

bedämpfen. Die Monarchie, als solche, existirt nur durch die Gewalt. Nicht so die erbliche Monarchie. Da sie von einem Erbe ausgeht, so kann sie auch nur als Verthäterin des Gesetzes fortdauern. Nichts ist ihr also fremder, als die Unumschränktheit. Diese verträge sich so wenig mit ihr, daß es schwerlich zwei Elemente giebt, welche feindlicher wären, als Erblichkeit und Unumschränktheit. Gerade darin bestand der große Mißgriff des sechzehnten und achtzehnten Jahrhunderts, daß man wähnte, jene lasse sich zu einer Grundlage von dieser machen. Keine Meinung, so lange dieser Zustand nicht als solcher erkannt wird! Erkannt aber wird er nur in so fern, als man zu der Einsicht gelangt, daß jede Regierung, so fern sie gesetzgebend und vollziehend zugleich ist, für den gesetzgebenden Theil ihrer Verrichtungen ganz anders organisiert seyn muß, als für den vollziehenden Theil. Weil der Wille seiner Natur nach frei, und das Gesetz nur in so fern gut ist, als es aus der Uebereinstimmung der Willen hervorgeht: so muß man es nie darauf anlegen, diese Willen zu centralisiren; und weil die Macht ihrer Natur nach gebunden ist, so muß man eben so wenig darauf ausgehen, sie zu socialisiren. „Socialisire den Willen, aber centralisire die Macht:“ dies ist von jeher die allgemeinste Forderung für alle politischen Schöpfungen gewesen, wiewohl sie nur allzu oft vernachlässigt worden ist. In unseren Zeiten aber handelt es sich um eine solche Socialisirung des Willens, daß sie dem gesellschaftlichen Zustande entspricht, so wie er sich in den westeuropäischen Reichen — denn nur von diesen kann die

Rebe seyn — durch eine Reihe von Jahrhunderten entwickelt hat. Diese nun kann keine andere seyn, als die, welche durch eine Volksvertretung entsteht. Die Volksvertretung aber ist weder demokratischer, noch aristokratischer Natur, sondern das richtige Mittel zwischen diesen beiden Extremen, welche einander bisher unablässig bekämpft haben, und sich bekämpfen werden, bis Das aufgefunden ist, was sie allein versöhnen kann. Um zu einer Volksvertretung zu gelangen, muß man vor allen Dingen von ihr trennen, was nicht zu ihrem Wesen gehört, und dies kann nur durch ein gutes Wahsgesetz geschehen, welches die Volksvertreter weder in der Classe der Reichen, noch in der der Armen aufsucht, wohl aber in der Classe der Begüterten, die ein lebendiges Interesse haben, nach guten Gesetzen regiert zu werden. Sie sind es, welche die Kammer der Abgeordneten bilden. Mit einer solchen Kammer nun redete es genug seyn, wenn nicht besondere Rücksicht auf Diejenigen genommen werden müßte, welche von dem Wahsgesetz ausgeschlossen werden können, ohne sich zurückgesetzt und beleidigt zu achten: die nicht sehr zahlreichere Classe Dem, die sich durch großen Reichthum zur Autonomie hingezogen fühlen. Um sie nicht bloß unschädlich, sondern sogar nützlich zu machen, giebt es kein besseres Mittel, als sie in einer Pair-Kammer zu vereinigen; und wer, als Staatsgesetzgeber, dies unterlassen wollte, würde sich eines bedauernden Fehlers schuldig machen. Das ganze sogenannte Verfassungs-Werk muß also darauf hinaus, dem Schicksal, was es in den modernen Staatsverfassungen giebt, der erd-

lichen Gütertheilung, neue Stützen zu verschaffen, damit
Völker und Fürsten sich nicht mehr entgegen, und die
Klage der ersten über Despotismus und Tyranni eben
so sehr wegfallt, als die Klage der letzteren über Unge-
hoesam und Empörung. Alle Elemente, deren es zu
einer solchen Schöpfung bedarf, sind vorhanden: es
kommt bloß darauf an, ihnen die passendste Gestalt
zu geben; und dies kann mit keinem überwiegenden
Schwierigkeiten verbunden seyn, einmal, wenn man eine
klare Ansicht von der Aufgabe hat, welche gelöst wer-
den soll, zweitens, wenn man im Besitze der Formel
ist, durch welche die Lösung allein gelingen kann.
Nur giebt die Geschichte der drei letzten Jahrhunderte;
diese kann man nur durch Nachdenken über die Natur
der Gesellschaft erwerben.

Antwort eines Preußen an den Ober-
sten von Massenbach *).

Herr Oberst!

Sie haben die Gefahren geschildert, von welchen Deutschland im Westen und im Norden bedrohet ist. So etwas ist nicht ungewöhnlich; und beehrte sich Ihre angelegende Schrift nur um diesen Gegenstand, so würde darin nur Das ausgesprochen werden, was mehr oder weniger alle unsere Zeitgenossen denken. Aber Sie gehen weiter, als man in Deutschland zu gehen pflegt: Sie stellen die Schrecklichkeit von Deutschlands politischer Verfassung ins Licht, und tragen kein Bedenken, den Ausdruck zu thun, daß, so lange diese Schrecklichkeit fortbauert, die Sonne der Freiheit nicht aufhört über den Deutschen leuchten werde. Vielleicht erklären Sie sich mit sehr viel Kühnheit über die Politik des einen und des andern Cabinets in Deutschland; vielleicht trägt Ihre Schrift der noch größere Vorwurf, daß der Schleier, welcher die Zukunft ver-

hüllt,

*) Vornehmlich durch die Schrift: der Oberst Massenbach an alle deutsche Männer.

hält, darin allzu unbedachtig gelüpft werde. Allein, wer möchte den Ulrich von Hutten der gegenwärtigen Zeit deshalb anklagen? Ich wenigstens nicht; und zwar um so weniger, je mehr Ihr Bewusstseyn Ihnen sagt, daß Sie den Dank aller Väter verdient haben, die es mit Schillers anständig finden, daß das politische Deutschland immer da aufhöret, wo das gelehrte beginnt.

Wenn es sich nun aber um die Mittel handelt, wodurch dem politischen Jammer Deutschlands ein Ende gemacht werden soll: welchen alsdann diejenigen aus, welche Sie in Vorschlag gebracht haben?

Dies ist die Frage, welche zwischen uns und Welden verhandelt werden muß.

Lassen Sie uns nun vor allen Dingen untersuchen, in welchen Punkten wir übereinstimmen.

Sie haben Sich nicht entschlossen, in der Bundes-Acte, welche der Wiener Congreß gegeben hat, eine magna charta für Deutschland zu sehen. Ich auch nicht. Freilich, wenn es bloß darauf ankommt, Beschwerden gegen Beschwerden abzumägen: so kann die Bundes-Acte leicht den Werth jener Urkunde haben, welche Großbritannien vor fünf Jahrhunderten erhielt, als Johann ohne Land durch die Großen seines Königreiches genöthigt wurde, für sich und seine Nachkommen dem Richter zu entsagen, welches Englands Könige bis dahin geübt hatten, ohne die Genehmigung des Parlaments (d. h. des Scherimen Rathes; denn ein Haus der Gemeinen gab es damals noch nicht) Esstidien zu fordern. Allein von einer solchen Vergleichung ist nicht

die Noth. Jedes Jahrhundert bewegt sich in seiner eignen Bahn, und die Forderungen, welche es an eine politische Verfassung macht, rühren wesentlich von den Bedürfnissen her, die ein Staat oder ein Reich, das fortzudauern verlangt, empfindet. Man hat die im sechzehnten Jahrhundert mit Karl dem Fünften abgeschlossene Capitulacion die magna charta der Deutschen genannt; allein von welcher Beschaffenheit kann sie gewesen seyn, da sie nicht hat verhindern können, daß Deutschlands Einheit drei Jahrhunderte später unterging! Ueber diesen Gegenstand ließe sich viel sagen; nur daß hier nicht der Ort dazu ist.

Sie erklären Sich auf das Stärkste gegen jenen Artikel der Bundes-Acte, worin festgesetzt ist: „daß, wo es auf Annahme oder Abänderung der Grundgesetze, auf organische Bundes-Einrichtungen, auf Jura singulorum oder auf Religions-Angelegenheiten ankomme, weder in der engern Versammlung, noch im Pleno ein Beschluß durch Stimmenmehrheit gefaßt werden solle.“ Eine solche Anordnung scheint Ihnen dem liberum veto der Polen sehr nahe zu kommen. Sie haben gewiß nicht ganz Unrecht. Gleichwohl ist nicht zu läugnen, daß jener Artikel sich durch triftige Gründe rechtfertigen läßt; und ohne darüber weitläufig zu werden, bemerke ich bloß, daß da, wo alles im Zuschnitt verordnet ist — und Sie werden unstreitig dem Wiener Congresse mit mir die Gerechtigkeit widerfahren lassen, daß er in dieser Hinsicht gar nichts zu verantworten habe — man sich einrichten muß, so gut man kann.

Was Sie über die Zusammensetzung des Bundes-

tages, bezüglich aber über die Schwierigkeit einer Vereinigung von zwei Naturen bemerken, von welchen die eine dem deutschen Vaterlande, die andere dem Fürsten, in dessen Dienste man steht, angehören soll: das mag vollkommen wahr seyn; nur daß sich in der gegenwärtigen Lage der Dinge, wo Deutschland in acht und dreißig Souveränitäten zerfallen ist, schwerlich angeden läßt, wie das in lauter Particular-Verfassungen aufergangene Reich anders in Harmonie und Einheit erhalten werden könnte. Mag dies Mittel schwach seyn; mag die, dem gesammten Deutschland bestimmte zweite Natur wenig oder gar nicht wirksam werden: so muß man doch eingestehen, daß dies weder die Schuld der Abgeordneten, noch die ihrer Committenten ist, und daß, wenn dies jemals aufhören soll, mit dem ganzen Deutschland eine Veränderung vorgehen muß, die von seiner gegenwärtigen Eigenthümlichkeit wenig oder gar nichts übrig läßt.

Doch Sie brauchen ein sonders Mittel, allen diesen Uebeln, der Bundes-Laxe sowohl als des Bundesstages, leicht und schnell abzuhelfen.

„Die Fürsten, sagen Sie, müssen sich — nicht zu einem Fürsten-, sondern zu einem Völkerbunde vereinigen, und alle Völker Deutschlands müssen diesen Bund schließen. Oesterreich und Preußen bilden die Bollwerke Europa's gegen Asien; das deutsche Bundesheer muß die Curtine bilden. Von dieser politischen Grundlage ausgehend, können die strategischen Wirkungspläne auf eine der Wissenschaft und Kunst höchst entsprechende Weise gezogen werden. Schon hieraus erhellt, daß es

Preußens und Oesterreichs höchstes Interesse ist, dem deutschen Staatenbunde nicht den Schein, sondern der That nach beizusetzen. Es handelt sich also nur um die Organisation des Staatenbundes. Von allem andern, was zu diesem Endzweck geschehen muß, ist das Erste: daß alle Staaten Deutschlands die repräsentativen Verfassungen einführen, die sie ihren Rechten, ihrem Fortkommen, ihrem Bewußtsein entsprechend glauben. Zu gleicher Zeit nun werde der Bundestag neu organisiert. Er bestehe aus einem Ober- und aus einem Unterhause. Das Oberhaus sey zusammengesetzt aus den Fürsten Staaten, deren Gesandten schon jetzt in Frankfurt vereinigt sind; und da der deutsche Bund, um fortzuauern zu können, mit der Schweiz in dem engsten Verhältnisse stehen muß, so fügt man zu den 63 Stimmen des Oberhauses noch 4 hinzu, welche von der, einem Königreiche gleich zu stehenden, Schweiz herrühren. Das Unterhaus bestehe aus den Deputirten des mediocrisirenden hohen und ritterschaftlichen Adels, und aus den Deputirten des geistlichen, des Bürger- und des Bauernstandes. Die Zahl der Stimmführer in denselben werde auf 300 bis 250 gesetzt. Kein Stimmführer dürfe seine Stimme einem Andern übertragen. Von den aus den Stände-Versammlungen der einzelnen Staaten zu wählenden Deputirten kann keiner in das Unterhaus des Bundestages treten, der nicht integerrimus academicus purus ist, und der Regent jedes Staats hat das Recht, Dem zurück zu weisen, der diese Eigenschaft nicht besitzt. Hierdurch wird die Furcht verbannt, daß in diese Deputirten-Kammer Männer von Mirabeau's

Moralität treten könnten. Indem der hohe und ritterschaftliche Adel Sitz und Stimme im Unterhause erhält, wird dem demokratischen Element durch das aristokratische das Gleichgewicht gehalten; und da das Unterhaus eine wahre Aristokratie d. h. eine Versammlung der Besseren aus allen Volksschichten ist: so brauchen die Könige sich vor diesem Unterhause nicht zu fürchten; sprechen doch Fürsten, Grafen und Edelleute in ihm, die den Demokratisirung nicht ausstehen lassen werden. Der Bundestag, so wie er jetzt besteht, erscheint als ein Geröhl ohne Schlüssel. Nur in der Stimme der Völker kann es beschließen erhalten; und indem diese Stimme in dem Unterhause des deutschen Parlaments erhdet, wird sie zu einer Quelle der Lichtströme, die sich über Deutschland ergießen.“

Fassen Sie und diese Grundzüge Ihrer politischen Schöpfung schärfer ins Auge fassen!

1. Sie machen einen Unterschied zwischen Völkerbund und Fürstebund. Mit welchem Rechte? Völker verbinden sich mit Völkern immer nur durch ihre Organe; und da die Organe der Völker die Fürsten sind, so ist jeder Fürstebund ein Völkerbund. Hier ist also nichts zu reformiren.

2. Ein Unterhaus, zusammengesetzt aus den Deputirten des mediocrisiren hohen und ritterschaftlichen Adels, so wie des geistlichen, des Bürger- und des Bauernstandes, erscheint Ihnen als Das, was Deutschland erhalten muß, um sich für constituirter achten zu können. Allein, Herr Oberst, worin würde die Benennung dieses Unterhauses gegründet seyn? Ein Unter-

hand, wenn es einmal dergleichen geben soll, ist nicht wohl denkbar ohne ein Oberhaus. Dieses müßte also zuerst geschaffen werden. Oder meinen Sie, daß das Oberhaus bereits gegeben sey in denjenigen Gliedern des Bundesrathes, welche ihre Stimmen repräsentiren? Ich wüßte wahrlich nicht, mit welchem Rechte man diese Glieder ein Oberhaus nennen wollte, da sie in jeder Hinsicht von ihren Instructionen abhängig sind, und durchaus keine eigenthümliche Ansicht zu verteidigen haben. Ihr Oberhaus soll ausgehen von der Wahl der Fürsten; ihr Unterhaus hingegen von der Wahl der Völker. Was meinen Sie nun wohl, daß hieraus entstehen könne? Jenes wird sich eben so unaufhörlich mit den einzelnen Staaten beschäftigen, die es repräsentirt, wie dieses mit dem gesammten Deutschland, das erst ins Leben gerufen werden soll. Ist dabei auch nur auf das Entfernteste an Harmonie zu denken? Die fehlerhafteste Ansicht, die man von dem deutschen Bundesrath fassen kann, ist wahrlich die, daß man ihn in dem Sinne eines britischen oder französischen Parlaments betrachte. Alle Parlamente bilden den zweiten Charakter der Regierung, die Geschäftsfähigkeit; da dieser aber nur in so fern einen Werth hat, als er sich dem ersten Charakter, der Einheit, unterordnet: so weiß ich durchaus nicht, wie diese Unterordnung zu Stande gebracht werden soll in einem Staaten-Complex, wie Deutschland gegenwärtig ist. Mit Einem Worte: dem deutschen Parlamente würde die Ordnung fehlen, worin jedes Parlament stehen muß; und da diese Ordnung ihm in der gegenwärtigen Lage der Dinge sogar noch-

wendig fehlen würde: so könnte es nicht constituirt werden, ohne ganz Deutschland anti-monarchisch zu gestalten, was Sie eben so wenig wünschen werden, als ich, und jeder Andere, der nur einigermaßen weiß, was es mit Anti-Monarchien auf sich hat. Ich mag dies nicht weiter verfolgen; Sie geben mir aber unfehlend zu, daß man es nie darauf anlegen muß, Dinge zu verthigen, deren Berechtigung auf nicht vorhandenen Gründen beruht.

3. Sie verlangen, daß die Mitglieder Jberes Imterhauses gewählt werden sollen aus den Stände-Verfassungen der einzelnen Staaten. Dagegen läßt sich an und für sich nichts einwenden. Nur das möchte ich erfahren, nach welcher Norm diese Wahl geschehen soll. Deutschlands, des werdenden Deutschlands, Vertheidiger zu sein, setzt Eigenschaften voraus, welche nicht alle Mitglieder einer Stände-Verammlung besitzen, mag diese eine würtembergische, oder bairische, oder sächsische, oder hannoversche u. s. w. sein. Sie scheinen ganz und gar nicht bedacht zu haben, daß die Organe, durch welche das politische Gebäude Deutschlands seine Vollkommenheit erhalten soll, nicht eher entzwickelt werden können, als bis das da ist, was ihrer Entzwickelung vorangehen muß; nämlich das einzige und ungetrennte Deutschland, das bisher immer nur als Jdce vorhanden gewesen ist. Sie, Herr Oberst, und ich, wie sehr wir uns Deutsche nennen mögen — sind wir es anders, als per anticipationem, und können wir jemals aufhören, Würtemberger und Preuße zu sein? Was unsere Urtheile aufdewahet ist, das muß

fen wie dahingestellt seyn laffen. Was mich betrifft — so sehe ich Deutschland alles Gute wünschen, was ihm möglicher Weise begegnen kann, so würde ich mich doch nie entschließen, in ihrem Unterhause irgend einen Platz einzunehmen, weil ich durchaus nicht absehen kann, wie ich mich auf denselben nützlich machen wollte.

4. Sie selbst fühlen dies so sehr, daß Sie damit zufrieden sind, wenn jedes Mitglied ihres Unterhauses *integer vitae scelerisque parus* ist. Wenn dies auch viel scheinen mag, mir scheint es wenig, weil ich mit Lessing sage: man ist nicht viel, wenn man nur ein christlicher Mann ist. Erten Sie aber nicht in Widerspruch mit sich selbst, wenn Sie dem Regenten jedes einzelnen Staates gestatten wollen, Jeden zurückzuweisen, der die vorerwähnte Eigenschaft nicht besitzt? Was kann, was soll aus einem Unterhause werden, das auf solchen Grundlagen beruhet? Was würde aus dem britischen Unterhause geworden seyn, wenn Englands Könige das Recht gehabt hätten, jedes mißbilligen Einzelnen, unter dem Vorwande, oder in der Uebersugung auszustoßen, daß er nicht *integer vitae scelerisque parus* sey? Wie besteht ein solches Verfahren mit der Freimüthigkeit eines Volks-Representanten? Was die Todten betrifft, Herr Oberst, so dünkt' ich, wie ließen Sie ruhen. Sie erzeigen dem Grafen Mirabeau gewiß allzu viel Ehre, wenn Sie ihn zum Urheber der französischen Ummödlung machen; er hat daran nicht mehr Antheil, als jeder Andre, der, in dieselbe Angelegenheit verflochten, nach seiner besten Einsicht rath, ohne für den Erfolg einzustehen zu können. Wie muß man Männen dieser Art

stehen, weil sie, unschädlich gemacht, höchst nützlich sind. In dem britischen Unterhause hat es zu keiner Zeit an einem Wirtheben gefehlt; und doch hat bisher keine die Regierung aus ihren Angeln zu heben vermocht.

3. Sie geben den Subvönen Deutschlands die öffentliche Versicherung, daß in Ihrem Unterhause das aristokratische Element dem demokratischen das Gleichgewicht halten werde, wenn der hohe und ritterhafte Adel Sitz und Stimme in diesem Unterhause erhalte. Dies will ausführlicher besprochen seyn. Von allen politischen Befürwortern sind Sie der Erste, welcher das aristokratische Element mit dem demokratischen in einem und demselben Hause vereinigt wissen will. Was kann aber das Ergebniß dieser Anordnung seyn? Auch in Ihrer Ansicht kann das aristokratische Element nur gegen das demokratische kämpfen; und gegen diese Ansicht läßt sich durchaus nichts einwenden, weil Aristokratie und Demokratie ihrem Wesen nach Contraria sind, und nur dadurch zum Vorschein kommen, daß die Kraft nicht ohne Gegenkraft bestehen kann. Zudem aber Aristokratie und Demokratie einander nothwendig bekämpfen, wünschte ich wohl zu erfahren, was die erstere in dem Stand setze, der letzteren das Gleichgewicht zu halten. Selbst in dem Verhältniß des Herrn zum Knoche ist das Gleichgewicht eine schwierige Sache; und ist das Ubergewicht nicht auf Seiten des Herrn, so wird sich das Verhältniß nur allzu leicht umkehren. Unstreitig müssen Sie auch ein Ubergewicht, als Sie von einem Gleichgewicht sprechen. Lassen Sie uns indes faktologisch

untersuchen, wie groß die Wahrscheinlichkeit sey, daß Ihre hohen und ritterschaftlichen Adel in einem deutschen Unterhaufe das Übergewicht behaupten werde. Ihr Unterhaufe soll zusammengesetzt seyn: 1) aus dem hohen und ritterschaftlichen Adel, 2) aus Mitgliedern der Geistlichkeit, 3) aus Bürger- und Bauern. Die Mitglieder der Geistlichkeit verlieren Sie ganz aus den Augen, indem Sie von Gleichgewicht reden; unstreitig in der Voraussetzung, daß jene, wie auf den alten Reichs- oder Landtagen, auf Seiten des Adels seyn werde. Es bleiben also die Mitglieder des Bürger- und Bauernstandes übrig, denen ein Gleichgewicht gehalten werden soll, damit die Demokratie nicht über die Aristokratie siege, und das Königthum betroffen werde. Wie werden wir uns nun die Mitglieder des Bürger- und Bauernstandes denken müssen? Als wirkliche Bürger und Bauern, so wie unsere Städte und Dörfer dieselben liefern; oder als Personen, welche mit ihren Ansprüchen weit hinausgehen über den engen Kreis des Bürgers und Bauern? Da von einer Repräsentation für ganz Deutschland die Rede ist, so werden Sie mir sagen, daß nur die letzteren gedacht werden können; denn was sollten wohl die ersteren auf einem Bundeszuge, dessen Angelegenheiten ihnen eben so fremd seyn würden, als den Hottentotten die von Europa. In dieser Voraussetzung aber müssen Sie gesehen, daß das Übergewicht Ihres hohen und ritterschaftlichen Adels nicht weniger als gesichert ist. Erstlich, was ist Demokratie und Aristokratismus in Verhinderung auf ein Reich? Zweitens, woher nähme wohl der hohe und ritterschaftliche Adel

das Mittel, den Repräsentanten des Bürgers, und des Bauernstandes zu gebieten, wenn diese, was sehr leicht der Fall seyn könnte, über allen Demokratismus und Aristokratismus hinaus wären? Etwas aus seiner höhern Insidigen, aus seiner aufgeklärteren Vaterlandsliebe, in Beziehung auf Deutschland? Was die Geschichte von ihm aussagt, ist nicht von einer solchen Beschaffenheit, daß man voraussetzen könnte, er werde durch beides hervortragen und die sämmtlichen Mitglieder des deutschen Unterhauses mit sich fortreißen. Wollte er, was sonst nur allzu sehr der Fall gewesen ist, seinen besondern Vortheil auf Kosten des allgemeinen Vortheils verteidigen: so würde er in dem Repräsentanten des sogenannten dritten Standes die thätigsten Widersacher finden; und was wäre alldann natürlicher, als daß ihm in Deutschland dasselbe begegnete, was ihm in Frankreich begegnet ist! Ich fürchte also, Herr Oberk., daß Das, was Sie als ein kräftiges Verhinderungsmittel einer Umwälzung empfohlen haben, ein Beförderungsmittel derselben werden könnte. In Wahrheit, Ihr Vorschlag ist sehr gefährlich; und das Gefährliche scheint mir darin zu liegen, daß Sie, wie so viele Andere, sich nicht davon überpußt haben, es verhalte sich mit den sogenannten Soldaten im neunzehnten Jahrhundert ganz anders, als im dreizehnten und vierzehnten, wo diese Benennung gewiß aufkam, und das Verhältnis von Herr und Knecht noch die ganze Gesellschaft durchdrang. Sie wollen eine Weltvertretung; und dies bringt Ihrem Herzen die gelüste Ehre. Allein Sie wollen dieselbe nicht durch die einzigen Mittel, welche im

neunzehnten Jahrhundert eine Volkserziehung geben; und dies ist gerade Das, was ich Ihnen zum Besten werfen möchte. Weil durch das Gleichwägen der Aristokratie und Demokratie nie das Mindeste für eine bessere Verfassung, und für eine bessere Vollziehung der Gesetze, geleistet worden ist; weil aus allen nur möglichen Gründen dadurch weder für das Eine, noch für das Andere, auch nur das Mindeste geleistet werden kann; weil ein Volk seinem Wesen nach weder demokratisch, noch aristokratisch ist, und immer nur auf eine Regierung dringt, welche durch ihre Form ihre Güte verbürgt: so muß man bei der Bildung einer Volkserziehung vor allen Dingen der Idee einer Entgegensetzung von Gründen zufügen. Frühere Jahrhunderte können und dürfen nicht unsere Führer bei diesem wichtigen Geschäfte seyn, weil der gesellschaftliche Zustand in ihnen ein ganz anderer war, als er gegenwärtig ist. Im neunzehnten Jahrhundert muß die Volkserziehung die Demokratie eben so durchschneiden, wie die Aristokratie. Dies ist die allgemeinste Regel, welche beobachtet werden muß, wenn die constitutionelle Monarchie zum Bestehen kommen soll; dies ist das große Resultat, das die französische Umwälzung gegeben hat; und mit dem Entschlußgang der europäischen Menschheit in den drei letzten Jahrhunderten unserer Zeitrechnung gefolgt ist, überzeugt sich leicht, daß ein größeres Resultat unmöglich erlangt werden kann.

Ich glaube Ihnen durch diese Bemerkungen deutlich gemacht zu haben, Einmal, warum es in Deutschland kein Parlament (das Wort in seinem hergebrach-

ten Sinne genommen) gehen kann; jedoch, warum es laus geben dürfe. Eben deswegen muß ich die Kühnheit bewundern, womit Sie in Ihrer Zeitsung Sr. Majestät den König von Preußen aufgefordert haben, die Errichtung eines solchen Parlaments für Deutschland zu veranlassen. Zwar ist diese Kühnheit aus Einem Grunde mit Ihren politischen Ideen; aber wie ist es möglich, so sehr ein Fremdling in Deutschland zu seyn, daß man alles, was die Verhältnisse in diesem Lande mit sich bringen, in einem so hohen Grade verkennt kann! Von einem Parlament für Deutschland kann nicht eher die Rede seyn, als bis sich für dies Land, wie für Frankreich, England und Spanien, eine allgemeine Regierung festgestellt hat, die den Charakter der Einheit auf das Höchstmögliche in sich trägt. Für Deutschland war eine solche Regierung niemals da, und der letzte Schatten derselben ist seit dem Jahre 1806 mit dem Kaisertitel verschwunden. Wenn Sie also Friedrich Wilhelm den Dritten auffordern, den ehemaligen Reichstag in irgend einer Gestalt zurückzuführen, wodurch das Interesse der flammlichen Bewohner Deutschlands gesichert werde: was thun Sie, die Sache in ihrem wahren Lichte betrachten? Nichts mehr und nichts weniger, als daß Sie von ihm verlangen, er solle die allgemeine Anti-Monarchie an die Stelle der vielen Monarchien bringen, welche gegenwärtig in Deutschland — gleichviel ob gut oder schlecht — neben einander bestehen. Heißt dies aber etwas anders, als den König von Preußen bitten, daß er Deutschland in allen seinen Abtheilungen revolution-

nimmudge? Schwerlich haben Sie so etwas geteilt, und doch läßt sich nicht leugnen, daß die Erfüllung Ihrer Bitte keine andere Folge haben würde. Bezeugen, Herr Oberst, daß man den Organismus des deutschen Reiches — sofern von einem solchen noch die Rede seyn darf — keine Forderungen machen kann; gegeben, daß dieser Organismus, so wie er sich in den gegenwärtigen Staaten-Bunde, dessen Träger der Bundesreg ist, darstellt, nicht von Bestande seyn kann: muß man deshalb weniger die Zeit abwarten, wo das Bedürfniß nach etwas Besserm sich einstellt? muß man deshalb weniger der Zeit Zeit lassen?

Nur noch Eine Bemerkung, Herr Oberst, und ich habe gerüdt.

Sie haben Sich seit Ihrem Aufenthalte im Königreiche Württemberg zur Partei der Vertheidiger des alten Rechtes gestellt; und Sie glauben mir wohl, daß ich Ihnen daraus keinen Vorwurf mache. Erklären Sie mir aber, wenn Sie es können, warum Sie, als Vertheidiger des alten Rechtes, so wenig Rücksicht nehmen auf den Zusammenhang, worin dasselbe mit einer Verfassung stand, von welcher Sie unbedenklich zugeben werden, daß sie nicht länger vorhalten konnte, als sie vorgehalten hat. Diese Verfassung — ich meine die des deutschen Reiches — ist verschwunden, und keine Macht des Himmels und der Erde wird sie jemals wiederherstellen. Wie soll aus aber das Fortdauern, was von ihr ausging und nur von ihr beschützt werden konnte? Von welcher Art die Umwandlung ist, welche Deutschland entgegen geht, dies mag unerbittert

bleiben; alles hält man diese Umwandlung dadurch auf, daß man sich auf alte Rechte stützt, welche sich nicht behaupten lassen? Dies ist, worauf ich Sie aufmerksam machen möchte. Gerade indem Sie das alte Recht vertheidigen, und so eifrig darauf bedacht sind, eine verlorne — auf immer verlorne — Standes-Autorität wieder zu gewinnen, werden Sie, ganz gegen Ihre Absicht, zum Beförderer einer Umwälzung, die Sie verabsäumen; Ihre Schrift legt darüber ein Zeugniß ab, das der nachdenkende Leser schwerlich noch verständigter wünschen kann. Entschäme, was Sie wollen — glauben Sie mir, Sie würden dabei erschrecken und sich genug damit entschuldigen müssen, daß dergleichen nicht in Ihren Absichten gelegen! Aber so geht es, wenn man die Erscheinungen, als Wirkungen bestimmter Ursachen, nicht so verallgemeinert hat, daß man weiß, wie die Systeme einander berühren und sich in ihren Wirkungen nothwendig gleich sind. Ansprüche ohne Macht sind im gesellschaftlichen Leben eben so verderblich, als Macht ohne Ansprüche; und es dürfte leicht das Charakteristische der gegenwärtigen Zeit seyn, daß die ersten, nachdem sie ihrer Herrheit inne geworden sind, in ihren Forderungen viel weiter gehen, als sie sollten, wenn der schlafende Thron nicht gewacht werden soll. Freilich werden Sie dies eben so wenig verhindern können, wie ich; allein, nachdem wir lange genug in der Welt gelebt haben, um über gemeine Eitelungen hinaus zu seyn, so, glaube ich, gehe ich aus, weder der aristokratischen noch der demokratischen Partei in Deutschland anzuhängen, und uns in Hinsicht alles

dessen, was diesem Lande bedürftlich mag, den Hü-
gangenen Dessen hinzugeben, der Alles zum Besten zu
leiten pflegt. In Beziehung auf Deutschland, meine
ich, ist dieser Quietismus so gerechtfertigt, daß er in
die Reihe der Pflichten tritt, vorausgesetzt, daß man
nicht in den Thoren geizig seyn will, welche, in dem
Verhältnisse der Idee zur Wirklichkeit, lieber mit Hin-
dernissen spielen, als dieselben überwinden wollen.

Philosophische Untersuchungen über die Römer.

(Fortsetzung.)

XX.

Schicksale und Untergang des Javischen Geschlechtes.

Mit gesellschaftlichen Einrichtungen verhält es sich in vielen Fällen, wie mit Erfindungen und Entdeckungen. Sind diese einmal gemacht, so scheinen sie so leicht, daß man sich schämt, den einfachen Gedanken, welcher ihnen zum Grunde liegt, nicht auch gehabt zu haben. Auf gleiche Weise wundert man sich darüber, daß gewisse Einrichtungen von allgemein anerkannter Nütze nicht immer da gewesen sind; z. B. eine Successions-Ordnung, wie die sämmtlichen Staaten Europa's sie gegenwärtig eingeführt haben. Nichts scheint natürlicher, als eine solche Einrichtung. Doch müht aber nur davon her, daß man nicht weiß, wie dieselbe einerseits auf der tiefgefühlten Nothwendigkeit der Einheit, andererseits aus der Unmöglichkeit einer fortgehenden Theilung des Grundes und Bodens, wo dieser zur Ausnutzung

der Fürstenthümern getraucht wird, hervorgegangen ist. Nur das Imperial-Familienrecht des Mittelalters konnte diese Successions-Ordnung erzeugen; und wäre nach dem Untergange des weströmischen Reiches nicht an die Stelle der Weltkirchlichkeit eine Producten-Vereinschaft getreten, so würde es mit den Söhnen, welche die Thronfolge bestimmen, vielleicht noch immer nicht haben gekonnt seyn, weßin es zum Vortheil der Gesellschaft, wahrlich nicht ohne große Anstrengungen und Leiden, gekommen ist. So sehr hängt der menschliche Verstand in seinen Combinationen von den Veranlassungen ab, welche ihn in Bewegung setzen!

Nichts scheint also leichter, als daß Constantin der Große, nachdem er den Sitz der Regierung nach Constantinopel verlegt und die Einheit derselben über jeden Widerspruch erhaben hatte — nichts scheint leichter, sag' ich, als daß er auch die Thronfolge auf eine Weise habe regeln können, welche über die Person des jetzmaligen Throninhabers keinen Zweifel geschattet hätte. Nichts scheint sogar nothwendiger, als eine solche Festsetzung der Thronfolge; denn die Flavische Familie, zu welcher Constantin gehörte, war zahlreich: er, als Haupt derselben, hatte (den weiblichen Theil der Familie gar nicht in Anschlag gebracht) drei Söhne, zwei Brüder, und durch diese sieben Neffen, von welchen fünf ein männliches Alter erreicht hatten; und selbst es unter allen diesen Personen nicht zu einem Streite über die Thronfolge kommen, so war nichts Dringender, als diese so zu ordnen, daß kein Streit entstehen konnte. Gleichwohl geschah nichts zu einem solchen Endweck. Was

um nicht? Es läßt sich schwerlich eine andere Ursache angeben, als daß man im vierten Jahrhundert unserer Zeitrechnung durchaus unfähig war, sich zu der Idee eines Regentenhauses zu erheben, welches Jahrhunderte hindurch der Nation durch sein Leben eben so angehören sollte, wie diese dem Regentenhaus. Je mehr eine solche Idee in diesem Zeitalter nur aus einem wohlwollenden Herzen entspringen konnte, desto unaufrichtlicher war sie; und je mehr in Constantins Schöpfung Alles auf unübersehbliche Gewalt berechnet war, desto mehr mußte die Thronfolge dem Zufalle der Ereignisse, dem Kampfe von Persönlichkeiten, überlassen bleiben. Die Lage der Imperatoren brachte es mit sich, daß keiner von ihnen sich über die Spanne Zeit erhob, welche sein individuelles Leben ausmachte; und indem jeder seinem Nachfolger eben die Kämpfe gönnte, welche er selbst zu bestehen hatte, konnte sich von der Idee des Throns nie die Idee des unrechtmäßigen Besitzes trennen, welche ihrerseits das Hervorbrechende der Persönlichkeit notwendig macht. Die Verantwortlichkeit der gegenwärtigen Successions-Ordnung leuchtet in eben dem Maße ein, wenn man dieselben zum Besessenthum seines Nachfolgers macht: durch sie ist bewiesen worden, daß von der Idee des Thrones sich sogar eine Idee des Eigenthums geschieden hat, über welches man nach Gutdünken verfügen kann; der Thron selbst ist zu einem Fideicommiss geworden, welches seinem Inhaber die Verbindlichkeit auferlegt, so zu regieren, daß es fortwährend Mann auf seine Nachkommen, Geschlechter auf diese Weise an Geschlechter schließt, und das Leben des Regentenhauses wird auf

unberechenbare Zinsen an das Leben des Volkes gebunden. Gewiß der glänzendste Theil in der europäischen Staats-Entwickelung!

Bei dem Allen war Constantia nicht weniger als gleichgültig gegen die Fortdauer seiner Familie. Die Erziehung, welche er seinen Söhnen, wie seinen Neffen, geben ließ, wendete einzig darauf ab, diese Fortdauer zu sichern; sie war so sorgfältig, wie sie in jenen Zeiten seyn konnte, und umfaßte, nach peristischem Maaße, eben so sehr die Erziehung des Körpers, wie die des Geistes. kaum hatten die Prinzen seines Hauses das Jünglingsalter erreicht, so sorgte er dafür, daß jeder von ihnen Gelegenheit fand, die Regierungskunst praktisch zu erlernen. Constantia, der diese von seinem Söhnen, wurde nach Gallien geschickt, um die ehemalige Familien-Domäne zu verwalten; Constantius erhielt den Osten zu seinem Wirkungskreise; Constant vertrat seinen Vater im westlichen Imperium, in Italien und Afrika. Unter den Neffen des Imperators erwarb die Geschichte besonders des Valentinus und des Hannibalianns. In dem wurde die Bewachung der geistlichen Grenzen anvertraut, womit die Regierung Thraciens, Macedoniens und Siedchenlands in Verbindung stand; dieser erhielt Cäsarea zu seinem Wohnsitz, und die Provinzen Pontus, Cappadocien und Klein-Armenien zu seinem Wirkungskreise. Constantia, der ihn besonders geliebt zu haben scheint, wählte ihn sogar durch den Königstitel und durch das Prädicat Nobilissimus aus: so sehr hatte man sich von Allen entfernt, was die römische Ann. Monarchie mit sich brachte!

Diese Nachzeichnung läßt vermuthen, daß Constantin diesen seinen Willen zu seinem Nachfolger bestimmt hatte. Wie es sich auch damit verhalten mochte — Eigenschaften, welche den jungen Constantianus dem Imperator theuer gemacht hatten, konnten ihn nicht den Ministern empfehlen. Daher die Verschönerung gegen das Leben dieser Seiten-Verwandten: eine Verschönerung, welche zu eben der Zeit angeordnet wurde, wo man die Nieme annahm, als verfuhr man den Willen des Imperators noch nach seinem Tode. Das ganze Verfahren wurde mit so viel Anstand und Behutsamkeit durchgeführt, daß es zuletzt das Ansehen gewann, als habe man der Forderung des Willens nicht widerstehen können. Dieses, von geheimen Agenten bearbeitet, mußte sich nämlich dahin erklären, daß es nur den Söhnen des geliebten Imperators die Beherrschung des römischen Reichs gestatten werde. Unterdeß erschien der junge Constantius, welchem, wegen der Nähe der östlichen Station, die Sorge für die Befestigung der Reichs übertragen war, am Hofe zu Constantinopel; und kaum hatte er von dem Palaste des Imperators Besitz genommen, so gab er die kühnsten Versicherungen wegen der Sicherheit seiner Verwandten. Dennoch war dies nur das Mittel, sie einzuschliefen und wehrlos zu machen. Die Ermordung erfolgte, als kein Widerstand mehr möglich war. — Sie zu beschuldigen, sprach man von einer, dem jungen Constantius durch den Bischof von Nicomedien zugesandten Schrift, die man für das Testament des verstorbenen Imperators ausgab: einer Schrift, worin sich dieser als von seinen Brüdern

vergiftet aufgab, und seinen Sohn aufforderte, seinen Tod zu rächen. In Kunstgriffen dieser Art hat es nie gelehrt. Die Folge des angeblichen Testaments war, daß der ganze Theil der Flavischen Familie, welcher nicht zu dem Hause Constantins gehörte, aus dem Wege geräumt wurde: zwei Brüder des Imperators, fünf Nissen desselben, von welchen Dalmatius und Hannibalianus nur die ausgezeichneten waren, der Patrier Optatus, vermählt mit einer Schwester des verstorbenen Imperators, und der Präfect Ablonius, der das Vertrauen Constantins in einem sehr hohen Grade besessen hatte und durch Reichthum und Ansehen gleich furchtbar war. Mit welcher Herzlosigkeit man bei dieser Ermordung zu Werke ging, zeigte sich besonders darin, daß der junge Constantius ein Schwiegersohn seines Oheims Julius, und ein Schwager des Hannibalianus war. Von dem ganzen Geschlechte blieben nur die jüngsten Söhne des Julius Constantius, Gallus und Julianus, übrig, welche man den Händen ihrer Mörder entriß. Dies waren die nächsten Wirkungen der unbestimmt gebliebenen Thronfolge, und so suchte man nach dem Tode einen Monarchen, der, so lange er lebte, der Gegenstand abgöttischer Verehrung gewesen war: zum einzigen Beweise, daß die Unumschränktheit selbst von Demen verabscheut wird, die für ihre ersten Sünden gelten.

Die Hinrichtung des Flavischen Geschlechtes hatte eine neue Theilung des Reiches zur Folge. Sobald sich nämlich die Söhne des verstorbenen Imperators in Pannonien besprochen hatten, wurden sie darüber einig,

so zu theilen, daß Constantin, als der älteste von ihnen, außer der Hauptstadt, die Präfektur von Gallien erhielt, mit welcher die Regierung von Spanien und Britannien verbunden war; wegen Constantius die Präfektur des Orients, und Constans die von Italien und Aethiä erhalten sollten. Schlimm war es, daß die drei Brüder den Augustus-Titel von dem römischen Senat annehmen; aber hierin liegt nur der Beweis, daß für die Bedürfnisse des menschlichen Lebens alles von einem festen Punkt ausgehen muß, und daß man genöthigt ist, einen solchen zu erdichten, wenn er nicht vorhanden sein sollte. Die drei Brüder zeichneten sich durch ihre Jugend aus; denn der älteste war nur ein und zwanzig, der zweite nur zwanzig, der dritte nur sechzehn Jahr alt. Kein Wunder also, daß sie etwas für möglich hielten, was in sich unmöglich war, nämlich, daß ihre Verträge, und was man ihre persönliche Kraft nennen möchte, ausreichen werde, die Last der Einheit zu überwinden, welche dem römischen Reiche seit mehr als drei Jahrhunderten so tief eingedrückt war, daß es sich von denselben nicht mehr befreien konnte.

Constantius fand bald Kriegsmühen, die Grenzen des Reiches im Osten gegen die Angriffe zu vertheidigen, welche Sapor, König von Persien seit dem Jahre 309, auf dieselben machte. Sapor war der Sohn des Hormuz, oder Hermizdat, und der Cakil eben des Hauses, durch welchen ein nachtheiliger Friede mit den Römern unter Diocletian abgeschlossen war. Obgleich im Jaren 309, hatte Sapor die Bestimmungen eines Erbvertrages; er hatte sie vielleicht um so mehr, weil er darauf rech-

nen konnte, daß, nach der Theilung des römischen Reiches unter die Söhne Constantius, der Widerstand nur gering seyn könnte. Die Forderungen, welche er an den jungen Constantius machte, waren alles beleidigend, als daß sie hätten angenommen werden können. Man griff also auf beiden Seiten zu den Waffen, und es entstand ein Krieg, welcher nicht weniger als drei und zwanzig Jahre dauerte, und mit wechselndem Erfolge bald den Römern, bald den Persern vortheilhaft war. Den meisten Widerstand leisteten die Seldts, vorzüglich Rißbis. Auch lange Waffenstillstände gab es in diesem Kriege; wenigstens nöthigte die lange Dauer desselben zu einer solchen Veranstaltung.

Seit der Theilung des Reiches waren kaum drei Jahre verlossen, als die Söhne des großen Constantiu unter sich uneinig wurden, und der Welt eben so sehr ihre Unfähigkeit, als ihre Begehrlichkeit, an den Tag legten. Constantiu glaubte sich verläßt durch die letzte Theilung, und forderte von seinem Bruder Constant als Ersatz für Macedonien und Griechenland die afrikanischen Provinzen zurück. Da die Unterhandlungen, welche über diesen Gegenstand gepflogen wurden, sich in die Länge zogen, Constantius Ungeduld sich aber mit keinem Aufschub vertrug: so kam es zu dem schrecklichsten Kriege, der jemals von zwei mächtigen Monarchen geführt worden ist. Constantiu drang an der Spitze eines gesammengerasteten Heeres in das Domän seines Bruders ein und vertheerte die Gegend von Uquileja. Constant, ohne seinen Wohnsitz zu verlassen, übertrug seinen Genralen die Sorge für die Vertheidigung seines

Staat; und diese Generale waren von allen Mitteln so entblößt, daß sie dem Angriffe höchstens gleiche Kräfte entgegenstellen konnten. Es war ein bloßer Partheigänger-Krieg. Dennoch gelang es den Generälen des Constant, ihn schnell zu beruhigen. Durch eine verstellte Flucht lockten sie den gallischen Augustus in einen Wald, wo sie ihn umzingelten und niederhieben. Sein Leichnam, welcher einige Zeit darauf in einem kleinen Basse gefunden wurde, erhielt zwar eine kaiserliche Bestattung; doch widerfuhr ihm diese Ehre nur, damit Constant sich mit desto besserem Rechte Gallien, Spanien und Britannien bemächtigen könnte. Zwar hätte Constantius Theil an dieser Erbschaft nehmen sollen; da er aber mit der Vertheidigung seines eigenen Reichthums vollauf beschäftigt war, so weigerte sich Constant, mit ihm zu theilen, und blieb auf diese Weise in dem unbeschränkten Besiz von mehr als zwei Dritteln des römischen Reiches.

In diesem jungen Fürsten scheint nichts gewesen zu seyn, was ihm die Achtung oder Zuneigung seiner Untertanen hätte erwerben oder erhalten können. Durch seinen Stolz beleidigend, war er anmaßig durch seine Sitten, und die heftige Leidenschaft, welche er für junge Germanen gefaßt hatte, war kaum bekannt geworden, als sie ihn zum Gegenstande des Abscheues machte. Zehn Jahre nach dem Tode des jungen Constantin entspann sich eine Verschwörung gegen ihn, deren Haupt Urheber der comes sacrarum largitionum Marcellinus und der General der Leibwache Magnentius waren. Constant hatte damals seinen Wohnsiz in Aulun auf

geschlagen. In einem Tage nun, wo er in einem benachbarten Walde getöbten Vergnügungen nachhing, gab Maximilian ein großes Fest, zu welchem alle Staats- und Hofbeamten eingeladen waren. Der Schmaus wurde bis in die Nacht verlängert, und alles aufgebracht, was die Gäste zu den freisinnigsten Reden verleiten konnte. Pöblich öfneten sich hiernach die Thüren des Eszsaals, und Magnentius, der sich vor wenigen Augenblicken entfernt hatte, trat, mit dem Purpur und dem Diadem bekleidet, in das Zimmer zurück. Wer nicht im Geheimniß war, erschrak; allein indem Ueberraschung, Verwunderung, ehrgeizige Erwartung und gegenseitiges Anstreben, wie es in solchen Fällen zu geschehen pflegt, für Alle gleich mächtig wirkten, wagte es Keiner, dem Usurpator die Zustimmung zu verweigern. Ganz allgemein wurde Magnentius als Imperator und Augustus begrüßt, die Truppen leisteten auf der Stelle den Eid der Treue; und, wie die furchtsamen Bewohner des Palastes, so huldigten die Bewohrer der Hauptstadt. Schon wurden Befehle zur Ermordung des Constant gegeben, als er, zu rechter Zeit gewarnt, die Flucht ergriff, weil aller Widerstand vergeblich gewesen seyn würde. Seine Absicht war, sich nach Spanien zu begeben und sich in dem nächsten Hafen einzuschiffen; ehe er aber die Pyrenäen ersteigen konnte, wurde er am Fuße derselben, in der Nähe von Tolosa, von einem Schwadron leichter Reiterei eingeholt, dessen Anführer ihn in einem Tempel niederstieß.

So rückte der dritte Sohn Constantius des Großen. Von den drei Brüdern war nur Constantius noch

übrig, der, mit der Beflegung Sapor's beschäftigt, sehr wenig Aussicht hatte, sein angeerbtes Reich zu verteidigen. Die Herrschaft des Magnentius wurde mit hergebrachter Vereinstimmigkeit in den beiden großen Provinzen von Gallien und Italien anerkannt; und was ihm für den Augenblick noch mehr zu Statte kam, war die ungeweine Thätigkeit, womit die Gemahlin des Hannibalinus für ihn wirkte.

Die Einwohner von Myricium gehorchten seit längerer Zeit dem Befehle Petranio's, eines alten Generals, der, durch die Einfachheit seiner Sitten beliebt, für einen der treuesten Anhänger des Hauses Constantius galt, und es unfeindlich war, so weit gute Vorläge reichten. Petranio hatte bereits das Versprechen gegeben, daß er dem letzten Sohne seines verstorbenen Herrn bis zum Tode getreu bleiben werde, als die Augusta Constantina bei ihm erschien, ihm mit eigener Hand das Diadem aufsetzte, und durch den sichtbaren Sieg, den sie über seine Grundsätze davon trug, alle die Hoffnungen zu erfüllen nöthigte, um welche sie durch den Tod ihres Gemahls war betrogen worden. Von ihr befehlet, schloß der Reich ein Bündniß mit Magnentius; und woran die Lage des Constantius schon vorher bedenklich gewesen war, so wurde sie es jetzt bis zur höchsten Gefährlichkeit.

Wollte er nicht mit den beiden Usurpatoren theilen und ihnen demüthig unterliegen, so mußte er die Fortsetzung des persischen Krieges seinen Generälen überlassen und nach Europa zurückgehen.

Er war zu Orakles in Syrien angelangt, als

die Abgeordneten des Magnentius und Maximian vor ihm erschienen. An ihrer Spitze stand eben der Maxentius, welcher die Haupttruchseher in der Verwickelung gegen den Imperator Constantius gewesen war. Ihm lag es ob, das Wort zu führen; und dies that er mit der Gewandtheit eines in Staatsgeschäften wohl-erfahrenen Mannes. Seine Vollmachten berechneten ihm zu dem Vorbiten von Freundschaft und Bündniß, welche befestigt werden sollten durch eine doppelte Vermählung zwischen dem Imperator Constantius und der Tochter des Magnentius auf der einen, und zwischen dem Magnentius und der Constantina auf der andern Seite. Dabei sollte dem Imperator das Oßen der Vöerung tractatmäßig betheiligt werden. Sollte aber Constantius, verleitet durch Stolz oder Familiengeiß, diese Bedingung verwerfen, so lautete der Auftrag dahin, dem Imperator ein lebhaftes Bild von der Macht zu entwerfen, welche den beiden Fürsten zu Gebote stehe, und ihn daran zu erinnern, daß die Größe seines Hauses gerade durch diese Macht gegründet worden sey. Maxentius machte das Eine wie das Andere geltend, und die Wirkung seiner Rede auf das Gemüth des Constantius war nicht zu verkennen. Dieser erklärte sich indeß nicht auf der Stelle; und als er am folgenden Tage die Bedingungen des Friedens verwarf, geschah es mit der Erklärung, daß eine Erscheinung des großen Constantin in der letzten Nacht es also verlangt habe. Entlassen wurde nur Einer von den Abgeordneten; die übrigen blieben, als der Vorrechte des Völlergesetzes unwürdig, in Ketten zurück. Der Krieg

war Hirturch erfüllt, und auf beiden Seiten rüstete man sich nach deserselben Vermögen.

Um ohnehin, schien dem Constantius nichts so nothwendig, als seine beiden Gegner zu entwöhnen. Verano's Charakter erleichterte einen solchen Plan; er war also lange ein treuer Anhänger des Flavischen Geschlechtes gewesen, als daß es nicht hätte gelingen sollen, dies als seine Schwäche zu benutzen. Kaum hatte Constantius ihm den Antrag machen lassen, daß er sein reichsärztigtes Geschäfte bey sollte, wenn er den Magnentius aufgäbe, als der alte General sich eine Zusammenkunft an der Seezoge in der Nähe von Cardia gefallen ließ. Besessene Unterbefehlshaber betrieben dieselbe noch mehr; und sobald sie erfolgt war, huldigte ein Heer von zwanzig tausend Mann Reiterei und eben so viel Fußvolk, mit Verleugnung des bisherigen Oberbefehlshabers, dem Sohne Constantins, der, anstatt den betheiligten Verano zu seinem Schicksale zu ernennen, seine Gnade darauf beschränkte, daß er ihm das Leben ließ, und ihn nach Prusa verbannte.

Auf diese Weise hatte Constantius ein Heer erworben, welches er seinem Gegner entgegen stellen konnte. Dennoch trug er Bedenken, den Streit zur Entscheidung zu bringen. Da Magnentius gegen ihn in Ungarn war, so hätte er nicht die fruchtbaren Gegenden von Nieder-Pannonien, zwischen der Drau, der Sava und der Donau, zum Kriegesschauplatz machen können. Weil, seinen Versicherungen nach, wollte er den Kampf nur in den Gefilden von Eibalis zur Entscheidung bringen; und, ohne die geringsten Anstalten dazu zu treffen,

verschonte er sich auf eine unangreifbare Weise. Es war jetzt an dem Magnentius, den allen vorzüglichsten Imperator aus seinen Verschönerungen zu werden, und sein Mittel blieb für diesen Zweck unbenutzt. So verfiel der größte Theil des Sommers im Jahr 354, und Magnentius gewann durch seine klugen Bewegungen so sehr die Oberhand, daß man an der Sache des Imperators verzweifelte. Er selbst verzweifelte nicht minder, da er sich beschloß, dem Kaiser seinen Bruder Friedensvorschläge machen zu lassen, nach welchen er die Obermacht über die Provinzen jenseits der Alpen abtreten wollte. Glücklicher Weise für ihn ging Magnentius in seinem Uebermuth so weit, daß er ihm die Schwäche seiner Regierung zum Vorwurf machte, und ihm Verzeihung anbot, wenn er dem Kaiser entsagen wollte. In einer solchen Lage blieb dem Constantius nichts anderes übrig, als Muth aus der Verzweiflung zu schöpfen. Das Glück begünstigte ihn durch den Abfall des Sylvanus, eines fränkischen Generals von großem Rufe, der zu ihm überging. Unmittelbar darauf setzte Magnentius seine Operationen in der Gegend von Nursa oder Ems fort, einer Stadt an der Donau, welche immer als ein wichtiger Punkt in den hungarischen Kriegen betrachtet werden ist.

Die Besatzung vertheidigte sich mit großer Standhaftigkeit, als das Heer des Constantius zu Hülfe kam. Die Umgegend von Nursa ist eine Ebene von beträchtlicher Ausdehnung. Hier bildete sich das Heer des Imperators so, daß sein rechter Flügel sich an die Donau stützte, während der linke durch seine zahlreiche Reiterei

weit hinaus reichte über den rechten des feindlichen Heeres. Constantius selbst ermahnte seine Soldaten zur Tapferkeit, und begab sich darauf in eine benachbarte Kirche, die Entscheidung seinen Generalen überlassend. Es geschah, was sich seitdem sehr oft wiederholt hat: daß die einmal begonnene Schlacht sich fortbewegte, bis sie zum Stillstand kam. Nichts entschied sie mehr zum Vortheil des Constantius, als die überlegene Weisheit, welche den Begier in allzu große Verlegenheiten setzte, als daß er lange hätte widerstehen können. Zwar vertheidigte sich Magnentius aufs Aemstliche; und darf man den Angaben der Geschichtsschreiber trauen, so belief sich die Zahl der Erschlagenen auf nicht weniger als fünfzig tausend: doch, als alle Widerstandskraft erschöpft war, warf er Purpur und Diadem von sich, und entfloh nach Italien.

Es wäre nicht wunderbar gewesen, durch eine rasche Befolgung dem Kriege in sehr kurzer Zeit ein Ende zu machen; allein die Nähe des Winters gab der Jähelung des Constantius einen bequemen Vorwand, die Fortsetzung des Krieges bis zum nächsten Frühling zu verschoben. Magnentius, welcher Befangens Willens war, die Eindringlinge Italiens zu vertheidigen, gab diesen Plan auf, sobald er des Abscheues laue geworden, welchen die Bewohner dieser Halbinsel gegen ihn gefaßt hatten. Dort verfolgt auf dem Zuge nach Gallien, trug er in der Gegend von Parma einen Vortheil davon, welchen er für bedeutend genug hielt, um eine Friedensunterhandlung darauf zu stützen. Doch, wie wohl sogar Bischöfe sich für ihn verwendeten, blieb

Constantius dem einmal gefassten Vorfatze getreu, mit dem Willen seines Bruders keinen Frieden zu machen; und indem er alles aufbot, was den Römern in Gallien beschaffen konnte, erzwang er sich einen Weg über die Cöthianischen Alpen. Jetzt war Magnentius mit seinem Witteln zu Ende. Die wenigen Truppen, welche ihm noch übrig geblieben waren, machten kein Geheimniß aus ihrer Benüthigung zum Abfall; und um einer Auslieferung zuvorzukommen, stürzte er sich in sein eigenes Schwert. Diesem Beispiele folgte sein Bruder Decentius. Marcellinus hatte seinen Tod mit so vielen Andern in der Schlacht bei Muris gefunden; wer aber sonst noch Theil an der Verschöderung genommen hatte, wurde durch Tod oder Verbannung dafür gestraft. So endigte sich diese Umwälzung, welche in sich selbst nichts weiter war, als das Mittel, die Einheit des Reiches durch die Einheit des Regenten zu befestigen; denn schwerlich würde sie entstanden seyn, hätten Constantius Eöhne nicht geglaubt, in der Theilung des Reiches dem Naturgesetz treuen, oder dasselbe nach ihrem Vortheil beugen zu können.

Constantius war jetzt wieder Alleinherrscher in dem großen Römerreiche; aber das Verhältniß, worin er durch seine persönliche Kraft zu demselben stand, war in nichts verbessert. Von dem Osten und dem Westen gleich sehr in Anspruch genommen, und weder dem einen, noch dem andern gewachsen, magte er, unmittelbar nach der Entfernung Vertrams's und der Besiegung des Magnentius, darauf bedacht seyn, einen Gehülfen zu finden, der die Last der Alleinherrschaft mit ihm theilte.

thaler. Schon vor seiner Abreise nach dem Westen hatte Constantius sich genöthigt gesehen, seinen Vetter Gallus, den Ältesten von den geretteten Söhnen des Julius Constantius, zu seinem Stellvertreter im Osten zu ernennen; ihm war Syriechien zum Wohnsitz angewiesen und die eine Schwester des Constantius zur Gemahlin gegeben worden. Doch es hatte sich nur allzu bald gezeigt, daß Gallus Spätcom übernommen hatte, welche mit seinen Gesinnungen eben so sehr in Widerspruch standen, wie mit seinen Bestimmungen gegen den Augustus. Mürrisch, reizbar, der Herrschsuchte seiner Gemahlin nicht gewachsen, übrigens bis zur Unerschöpflichkeit eifersüchtig auf seine Vorrechte, war Gallus in der Tyrannei so weit gegangen, als es sich von einem Jüngling erwarten ließ, welcher auf dem Kerker, ohne alle Vorbereitung, auf den Thron gelangt war. Als nun eingeschickt, daß er den Osten nicht länger verwalten könnte, hatte Constantius gewöhnliche Postkutsche aufgeben, ihn von Syriechien nach Mailand zu jehen; und als Gallus in die ihm gelegte Falle gegangen war, hatte sich das Mißverhältniß zwischen dem Augustus und dem Kaiser auf der Reise nach Italien durch eine Verhaftung gelöst, auf welche eine Hinrichtung zu Pola in Istrien gefolgt war. Es hatte sich also auch dies gezeigt, wie schwach die Bande der Verwandtschaft sind, wenn entgegengesetzte Interessen sich bekämpfen.

Da indess die erste Ehe des Constantius unfruchtbar geblieben war, und auch die zweite mit Eudokia, einer eben so schönen als liebenswürdigen Frau aus Jerusalem in Macedonien, kinderlos zu bleiben schien: so hatte der

Augustus, so fern er eines Reichthümlichen bedürfte, nur die Wahl zwischen seinem Vater Julian, dem Bruder des Gallus, und zwischen einem Fremden, den er an Kindesstatt annehmen konnte. Weder das Eine, noch das Andere schien gefahrlos. Eusebia sprach für den Vater, während die Verschwommenen warnten. Lange geräthelt zwischen beiden, entschloß sich Constantius endlich, den jungen Julian aus den lieblichen Gluren Jemias, wo er den Kaiser lebte, nach Mailand zu gehen, nicht um seine persönliche Bekanntschaft zu machen, als weil er sich beschloffen hatte, einen verunglückten Versuch an ihm zu wiederholen. Julian, in mehr als Einer Hinsicht der reinste Gegenfuß seines Bruders, fand einen Beifall, auf welchen er nicht gerechnet hatte; und da Eusebia sich seiner Handhaft annahm, so verminterten sich die Bedenkslichkeiten des Constantius von Tage zu Tage. Die Samoliten des Augustus vermittelte für ihren Schützling einen halbjährigen Aufenthalt in Arden, das noch immer nicht aufgehört hatte, ein Centralpunkt der Kunst und Wissenschaft zu seyn. Da gerade während dieses Zeitraums neue Unruhen in Gallien ausbrachen, die Fortschritte des Königs Sapot aber die Gegenwart des Constantius an der Ostgränze erheischten: so fand die Erhebung Julians zum Könige eines Kaiser nicht länger Anstand. Der Augustus selbst stellte ihn zu Mailand dem Hause vor, welches die getroffene Wahl durch gemessene Beifallsbewegungen billigte. Nicht lange darauf ging Julian nach Gallien, wo er seinen Wohnsitz in dem gegenwärtigen Paris aufschlug, welches sich damals noch auf die kleine Insel des Seinstroms be-

schickte. Constantius verweilte noch mehrere Monate in Italien. Er besuchte von Mailand aus die alte Hauptstadt des Reiches, ehe er sich entschloß, gegen die Sarmaten zu Felde zu ziehen, welche in Verbindung mit den Quaden die illyrischen Provinzen zu heimsuchen angefangen hatten. Dieser Krieg war von kurzer Dauer, und in den Friedensunterhandlungen bewies Constantius eine Einsicht, welche ihm zur größten Ehre gereichte. Er gab nämlich den vertriebenen Edlen Sarmatens ihr verlornes Eigenthum zurück, und um den Reichthum, der zu allen Zeiten die Grundlage ihres Charakters ausmachte, zu mildern, erhob er den Vornehmsten aus ihrer Mitte (einen gewissen Pyxis, der sich durch Gefall und Würde auszeichnete) auf den Thron, und ertheilte ihm alle die Ehrenreichen, die im vierten Jahrhundert die Stelle der heutigen Orden vertraten, und zu Unterpfändern der Treue und Abhängigkeit dienten.

Der römische Imperator verweilte noch zu Eumonia in Aegypten, als ein Abgesandter des Königs von Persien daselbst erschien, um ihm Friedensanträge zu machen. Zwei von den Ministern des Constantius, der Feldherr Valerianus und der Dog Cassianus, hatten sich mit dem Satrapen Sapor in eine geheime Unterhandlung eingelassen, und die Schwäche des römischen Reiches in einem so hohen Grade vernachlässigt, daß Sapor, der sich als den rechtmäßigen Nachfolger des Darius Hystaspes betrachtete, die Abtretung von Armenien und Mesopotamien unter dem Vorwande forderte: die alte Gränze des persischen Reiches im Westen sey der

Strymen, die Fluß Macedonien. Ohne die Zusage jener beiden Provinzen, meinte er, sey kein dauerhafter Friede zwischen Persien und dem Römerreiche möglich; und werde seine Forderung nicht erfüllt, so habe er beschlossen, zu den Waffen zu greifen und seine gerechte Sache auf dem Wege der Gewalt durchzuführen. Die Botschaft des Königs von Persien wurde in Ueberlegung genommen, und die Antwort, welche Constantius dem Abgesandten ertheilte, war: daß, ob er gleich einem billigen Frieden nicht abgeneigt sey, er dennoch Bedingungen vortzerufen müsse, die ihm unzulässig erschienen zu einer Zeit, wo seine Gewalt auf die engen Gränzen des Orients beschränkt gewesen. Also entlassen schickte der persische Abgesandte zu seinem Herrn zurück. Constantius vermangelte indeß nicht, eine Gesandtschaft nach Kossyden, dem gewöhnlichen Aufenthalts-Orte Sapor's, zu schicken, welche den Auftrag hatte, den König von Persien zur Annahme billiger Friedensbedingungen zu bewegen. Sie bestand aus einem Comes, einem Notarius, und einem Secyrisca, von welchen der Erste die Würde des Imperators zur Schau trug, der Zweite die Feder zu führen bestimmt war, der Dritte den Sprecher machte. Was sie auszurichten haben würden, wußte nicht ein gewisser Antoninus, ein gehornet Exer, die Seele des persischen Staats nachs zu setzen, steht dabei. Doch diesem Antoninus ging es nicht besser, als es Eingewanderten zu gehen pflegt: je mehr er ein Fremdling in Persien war, desto mehr mußte er den Patriotismus übertreiben; und indem er den Ehrgeiz Sapor's durch die Vorstellung ei-

nes glücklichen Erfolges suchte, desto vergeblicher wa-
 ren die Friedensunterhandlungen. Der Krieg nahm
 also seinen Anfang. Sapor, von dem Exer Antonin-
 nus geleitet, brach in Mesopotamien ein; aber er fand
 Gegenwärtigen, welche dem Uebergang über den Euphrat
 bei Chapsacus bedenklich machten. Da Antonianus nicht
 fremdenfriede zu gehen, damit der Uebergang erleichtert
 würde, so kam man bei Amida an. Ungelächert for-
 derte Sapor die Uebergabe dieser Stadt: sie wurde ver-
 weigert, und ein Pfahl, welcher die königliche Dana
 streifte, brachte den Entschluß herbei, die Stadt zu
 nehmen, es koste was es wolle. Die Belagerung derselben
 dauerte zwei und siebenzig Tage, und als endlich,
 nach ungeheuren Anstrengungen, die Eroberung gelun-
 gen war, machte Sapor die Entdeckung, daß er die
 Mäthe seines Heers (nicht weniger als 30,000 Mann)
 darüber eingebüßt hatte. Die Fortsetzung des Krieges
 wurde bis zum nächsten Frühling verschoben, und in
 dem neuen Feldzuge war die Kraft der Perser bereits
 so erschöpft, daß Sapor, den großen Entwurf einer
 Eroberung des römischen Oryen aufgebend, sich mit der
 Befreyung von zwei besetzten Städten Mesopota-
 miens begnügte mußte; nämlich von Singara und Be-
 gabde, von welchen jenes in einer sandigen Wüste, die-
 selb auf der Halbinsel, welche der Tigris bildet, gelegen
 war. Selbst diese schwachen Erfolge würden schwer-
 lich Statt gefunden haben, wenn die ungewisse Politik
 der Eunuchen an dem Hofe des Constantius nicht ein
 nen fortgehenden Wechsel in den Generalen bewirkt
 hätte. Wo Halbmenschen die Schiedsrichter über die

Einsicht und Tapferkeit von Männern geworden sind, da gibt es keinen kräftigen Widerstand mehr, und lächerlicher Angriff wird zu einem todtenwunden Verbrechen. Gegen das Ende des Feldzugs scheiterte Sapor an der Besetzung Simsa oder Tahrif, damals von unabhängigen Arabern vertheidigt, und schiedem die auf die Zentren Samaran's für unüberwindlich gehalten.

Während dies im Osten vorging, erwarb sich der Kaiser Julian das Verdienst, Gallien gegen die Angriffe der Germanen sicher zu stellen. Eusebia hatte den Werth dieses Jünglings sehr richtig beurtheilt; und wenn der Mangel aller Einsichtsvollen ihres Geschlechtes — die Anlage zum Joraken — auch der übrige war, so muß man gestehen, daß sie nicht leicht irren konnte. Einsamkeit und Beschäftigung mit den Meisterwerken der Griechen, vorzüglich des Homer und Platon, hatten dem Geiste Julian's eine Richtung gegeben, welche ihn für immer von der Bahn gewöhnlicher Thätigkeiten entfernte. Wessen Herz voll ist von Liebe für das Gute und Schöne, der kann dem Ruhme nachstreben; doch jede andre Leidenschaft blendet ihm nicht, und ohne alle Anstrengung ist er mäßig in Genüssen, unermüdetlich in der Arbeit und in der Erfüllung übernommener Pflichten. Ungern hatte er Athen verlassen, ungern war er dem Rufe gefolgt, der ihn auf den Thron der Welt zu führen versprach; doch nur weil er der eigenen Kraft mißtraute, was noch nicht möglich, wie leicht man sich in dem Einzelnen gerecht findet, wenn man im Besitz des Allgemeinen ist. Bei den ersten Waffenaubungen, welche mit ihm vorgenommen wur-

den, zeigte er sich so ungeschickt, daß er voll Unmuths ausrief: „o Platen, Platen, welche Aufgabe für einen Philosophen!“ Ein Jahr darauf stand er bereits an der Spitze des Heeres, in der Überzeugung, daß, welche Fehler er auch begehen möchte, sie doch geringer seyn würden, als die seiner eifersüchtigen oder ungetreuen Generale. Was Gallien damals von den Germanen litt, verdankt es der unweisen Politik des Constantius, der, um in dem Kampfe mit Magnentius obsiegen, jene nach Gallien gelockt hatte. Nach vollbrachter That wollten sie nicht weichen, weil ihnen das Versprechen gegeben war, daß sie alles behalten sollten, was sie erobern würden. Wohlrieth würde Constantius nachgiebig gegen sie gewesen seyn, wenn sie sich auf dem linken Rheinufer angesiedelt hätten, und gehorsame Unterthanen geworden wären. Dies aber lag nicht in ihrer Denkartweise. Nur demagen wollten sie Gallien, nicht es besitzen. Hund und vierzig blühende Städte waren von ihnen geplündert, und zum Theil in Asche gelegt worden, als endlich ihre Vertreibung zu einer Aufgabe wurde, die von dem jungen Fürsten gelöst werden sollte. Zwei Völkerschaften mußten vertrieben werden: die Alemannen und die Franken, von welchen jene sich im Elbthale und in Lothringen, diese sich in dem heutigen Graubünd, damals Teyandela genannt, niedergelassen hatten. Von diesen Punkten aus machten beide jährlich Excursionen in das Innere Galliens; und schon war es dahin gekommen, daß das ganze Land verlassen war, und nur die besetzten Städte in dem Umkreise von dreißig Meilen besetzt wurden. Die Ge-

gionen, ohne Geld, ohne Vorwärde, ohne Waffen sogar, jückeria bei der Annäherung der Barbaren, und leisteten nur noch selten irgend einen Widerstand.

So fand Julian die Lage der Dinge. In Vienne erfaßte er die Befreiung von Aulun durch die Entschlossenheit einiger Veteranen. Er stellte sich sogleich an die Spitze einer geringen Zahl von Bogenschützen und Keiterei, um den Abzug der Germanen zu beunruhigen, und, immer die kürzesten Wege wählend, langte er glücklich in der Nähe von Rheims an, wo das römische Heer sich versammeln sollte. Von hier aus aufbrechend, drang er nach dem Rhein vor. Die Alemannen, des Landes kundig, störten zwar diesen Marsch, und nicht weniger als zwei Legionen wurden das Opfer der Unvorsichtigkeit, womit Julian vorgebrungen war; indeß verlor er den Muth nicht, und glücklich im nächsten Treffen, erreichte er Elmu, einen Standpunkt, von welchem sich die Schwirrigkeiten dieses Krieges übersehen ließen. Die Macht des Feindes war nichts weniger als gebrochen; und sollte Gallien von ihm nicht länger beunruhigt werden, so war vor allen Dingen nöthig, stärkere Kräfte in Betrugung zu setzen. Zu diesem Endzweck begab sich Julian nach Sens, wo er den Winter hindurch den nächsten Feldzug gegen die Alemannen vorbereiten gedachte. Kaum daselbst angelangt, sah er sich von eben diesen Alemannen belagert. Seine Lage ward um so bedenklicher, weil Marcellus, General der Keiterei in Gallien, ihn seinem Schicksale überließ. Dennoch rettete er sich durch seine Unerschrockenheit und durch den Muth, welchen er der Besatzung von Sens

einflößte. Die Barbaren gaben die Belagerung nach dreißig Tagen auf. Marcellus wurde zwar abgerufen; als es aber noch in demselben Jahre (357) zu einer ernstlichen Unternehmung gegen die Allemannen kam, machte Julian sehr bald die Entdeckung, daß Marcellus nicht der einzige Truface seines Heers gewesen. Barbaris, General des Kaiserthums, stellte das Unternehmen gegen die Allemannen von Oberitalien aus unterstüßte; er zog sich aber in dem entscheidenden Augenblick von Basel, wo er angelangt war, zurück, und gab den Allemannen Raum zu einem überlegenen Angriff. Nichts desto weniger nahm Julian die Schlacht bei Strassburg an, in welcher Chnodomar, der König der Allemannen, auf's Haupt geschlagen und gefangen genommen wurde. Julian, ohne auch nur einen Augenblick zu verlieren, wendete sich von jetzt an gegen die Franken, deren erste Punkte an der Maas er noch denselben Winter in seine Gewalt brachte. Ehe sie sich im nächsten Frühlinge vereinigen konnten, verdrängten sich Julians Legionen von Köln bis an den Ocean. Ein Friede war die unmittelbare Wirkung dieser Art von Angriff. Die Chamauner zogen sich hinter den Rhein zurück; die salischen Franken erhielten Erlaubniß, in Lycaonien zu bleiben, wiewohl unter der Bedingung, daß sie sich Vassalen gefallen ließen. Gallien auf eine längere Zeit sicher zu stellen, mußte Julian das Schrecken seiner Waffen drei Mal nach Deutschland, von wo aus er dreißigtausend Gallier zurückführte, welche den bisherigen Siegern als Sklaven gedient hatten. Die Erdwerke Galliens wurden wieder aufgebaut; und derselbe Mann, welcher die Unabhängigkeit

der Gallier gestirbt hatte, wendete seine ganze Sorgfalt auf die innere Verwaltung, deren Verbrechen unermäßig geworden waren. Und gerade als Befehlgeber und Richter entwickelte Julian Fähigkeiten, die nur in Demjenigen begrifflich werden, dessen Herz für allgemeine Wohlfahrt schlägt, und dessen Kopf für die Ideale des Guten, Edlen und Gerechten glüht.

Ein Brief von Julians Charakter war das Scherckstein der Verschworenen am Hofe des Constantius. So viel Selbstständigkeit vertrug sich mit ihrer Sicherheit höchstens so lange, als der Augustus lebte. Eden deswegen mußten sie eilen, eine Thronfolge zu verhindern, welche ihrer nachfoligen Thätigkeit ein schnelles Ende zu machen drohete. Da, wo viele Millionen um eines Einzigen willen vorhanden sind, oder als vorhanden gedacht werden, wird man nie Bedenken tragen, die reinste Tugend in das abscheulichste Verbrechen zu verwandeln, wenn die Sicherheit dieses Einzigen dergleichen erfordert. In dem ersten Jahre von Julians Verwaltung hatte man sich damit begnügt, ihn den Titra in Purpur, oder den philosophischen General zu nennen, der in Platons Schule gelernt habe, wie man die Germanen schlagen müsse. Nach und nach hatte der Ruhm des Siegers diesen Epitern ein Stillschweigen aufgelegt, das ihnen keine andere Wahl ließ, als seine Triumphe über die Alamanen und die Franken der Weisheit des Imperators puschreiben. Als aber, nach den ersten sechs Jahren, im ganzen römischen Reiche nur von Julians Thaten die Rede war, und die öffentliche Meinung den Constantius gänzlich in den Schatten stellte:

da schien es dringender nöthig zu werden, um ein Joch zu brechen, von welchem man glaubte, daß es nur allzu sehr gefährdet sey. Constantius selbst war allzu schwach, um sich nicht allzu gefallen zu lassen, was seine Verächtlungen beschlossen hatten. Diese wollten an dem Julian dieselbe List wiederholen, deren Opfer Galus geworden war; sie vergaßen aber, daß ein Mann, der seine Bildung einem widrigen Schicksal verdankt, nie freierzig genug ist, glatten Worten zu glauben. Julian hatte sich die Werkzeuge seines Befahrens allzu gut berechnet, um nicht auf seiner Hartz zu seyn, und der List elender Verächtlungen die Seite zu bieten *). Bald entwickelte sich ein empfindender

*) Es scheint nöthig, über die Quelle dieser Neuschöpfungen, welche, ohne ganz ausgelesen zu seyn, in den meisten Staaten Europa's zum politischen Uebel gleich verlorren hat, was Eins aber das Uebel zu seyn. Sie ist so alt, wie die größte Reichthum des Orient's; und wenn die Angabe der Welt, daß Constantius sie geliebt, Mauren verlorren, so hat sie bereits 15 Jahrhunderte vor unserer Zeitrechnung ihre Quelle gefasst. In Josephus's Geschichte sind die Gründe angegeben, welche den Cyren bestimmt, seine Porzen der Wohlthaten von Verächtlungen anzuschreiben. Es lassen sich aber noch andere Gründe hinzusetzen; und dies muß um so mehr erlaubt seyn, da Josephus in das Uebel der carnallichen Menichheit bei weitem nicht tief genug eingedrungen ist. Was die Polygamie mit sich brachte, soll hier unbedeutend bleiben; wir haben bei der Kopplungsjahre des Orient's schon. Eine Rathgeber zu finden, ist für unumschreibliche Menschen immer eine sehr thörichte Aufgabe geblieben. Es scheint also, daß man auf dem Gedanken gerathen sey, die Welt durch die Cassation von Porzen zu bestrafen, die, um dem Menschen nöthig zu seyn, von dem menschlichen Uebel abgesehen werden mußten. Ganz kann man ihnen

Kampf, in welchem es sich nicht Hoff um die Abiegung des Purpurs, sondern auch auf eine unerkaundare Weise um das Leben des Cäsars handelte.

Befestiget, die tapferen Legionen, durch welche Cäsar

Ende nicht versetzt haben; denn, wenn dies der Fall gewesen, so würde man von dieser Thatung eben so geschicktem sein, als von so vielen andern; auch läßt sich durch Thaten be weisen, daß Cäsar sich ihrem Herrn mit einer Hingebung auf geworfen haben, die man bei Menschen nur kaum zu sehen faun. Die Thaten des Cäsars zeigten alle die Tugenden durch die höchste Bekanntheit der Staats-Verfassungen im Orient, wie auch durch des Despotismus, den die alten Könige theils vermöge ihrer Größe, theils vermöge des geringen Grades politischer Cultur mag in sich schließen. In Europa konnte nicht eher von ihnen die Rede sein, als als die Römer diesen Völkern mit dem Schwert in die Hand gedrückt hatten. Einen längeren Zeitraum waren die Thaten nur ein Gegenstand des Ruhms; ungeachtet eben so, wie die Thaten und Wehren es jetzt noch sind. Demetrius und Herodes verbotene ihre Verweigerung: ein Beweis, daß sie angefangen hatten, ein eigenartiges Gegenstand der Nachsorge zu sein. Die Thaten zeigten sie ja erst zu politischem Handeln, weil er eingesehen hatte, daß er, als unabhängiger Monarch, auch hierin den Vortheil der politischen Ordnung folgen müsse. In Constantin politische Erziehung waren sie bereits ein wesentlicher Bestandteil; und weil sie dies wußten, so machten sie sich bald so notwendig, daß die geistlichen Schriftsteller (Klement von Alexandria) von den Philosophen, den Dichtern, den Historikern des Cäsars, sagen konnte: „Der Imperator hat diese ihre Art gemacht.“ (Lib. VIII. c. 4.) Sie gehörten ihr Wesen wurde, und je beglücklicher sie ihrem Herrn be wußten: desto mehr wurden sie notwendig und gelobt. Die man sie Jesuiten des 17ten Jahrhunderts. Verdrängt durch den Aufbruch des weltlichen Adels, kamen sie nicht eher wieder zum Vorschein, als als das in majestätischem Dei gloriam der römischen Kirche, wodurch so viele andere Ehrentitel ausgestellt wurden, auch diese wieder in Gang brachten, um dem Kaiser aus dem höchsten Ehren zu geben.

liens Unabhängigkeit wieder erobert war, an den Augustus abzugeben, damit sie gegen die Perser gebraucht werden möchten, weigerte sich Julian, indem er die mögliche Lage der ihm anvertrauten Provinzen geltend machte; und als er durch seine Besetzungen nichts bewirkte, brauchte er die Unabhängigkeit des Orients an seiner Person, und die Abneigung desselben von einem fernem Kriege, um sich zum Augustus des westlichen Reichs aufzuwerfen. Jetzt, als Rebel dastehend, bewies er eine Entschlossenheit, welche zu seiner Lage paßte. Er verlangte von dem Constantius die stehende Abtretung von Gallien, Spanien, Italien, Afrika und Sicilien; und da er voraussehen konnte, daß sein Vetter nie in diese Forderung willigen würde: so traf er seine Anstalten zum Krieg mit besonderemwürdiger Ueberlegenheit des Heißes. Den Angriff des Constantius vorausgenommen, versammelte er sein Heer bei Basel. Hier wurde dasselbe in zwei Corps getheilt. Mit dem eindreang Nevitta, Anführer der Reiterei, griffen Rhodien und Neritum nach Ägypten; mit dem andern gingen Jovius und Jovinus, über die Alpen und das nördliche Italien, eben dahin ab. Die Generale erhielten den Befehl, sich bei Stratum zu vereinigen und denselbst den Augustus zu erwarten. Julian selbst stellte sich an die Spitze von dreitausend Freiwilligen, mit welchen er den Schwarzwald durchzog, bis er, mitten in einem feindlichen Lande, zwischen Regensburg und Wilm anlangte, wo eine Flotte von leichten Fahrzeugen im Vereinhaft lag. Sich denselben bemächtigend, schiffte er sich mit seinen Truppen ein, und ehe man in Äg-

rien die Nachricht von seinem Abzuge über den Rhein erhalten hatte, landete er bereits bei Comonien, wenige Meilen von Cirmisium. Lucilian, welcher mit dem Titel eines Generals der Reitere in Ägypten befehligte und nicht Gegenwartselken getroffen hatte, sah sich vor dem Dagalaiphis, einem der gewandtesten Officiere Julians, verhasst, ehe er zu irgend einer Bestimmung gekommen war. Vor dem jungen Augustus geführt, machte er einige Bemerkungen über das Abentheuerliche seines Unternehmens; doch Julian hat ihn, dergleichen für den Constantius aufzusparen, und sagte hinzu, er habe ihn nicht vor sich gelassen, um seines guten Rath zu verschmähen. Wuthig vordringend, wurde er allenthalben mit Engländern empfangen. Er verweilte wenig Tage in Comium, um die Ankauf seines Heeres abzumachen; und kaum war Nevitta angelangt, als er wieder aufbrach, um den Paß von Sacca zu besetzen, welcher, in gleicher Entfernung von Comium und Constantinopel gelegen, die Provinzen Dalma und Thracien von einander trennte, und von der ersten aus wesentliche Schmelzleitern darbot. Die Vertheidigung dieses PASSES wurde dem Nevitta anvertrauet. Inge im Westlichen gesichert, knüpfte Julian neue Unterhandlungen mit dem Constantius an. Doch dieser, von seinem Vortrache, und eben beschwogen nur um so schwächer gegen die Einsistungen seiner Verschwoeren, verwarf alle Bedingungen; und da nur dem Könige von Persien gerade ein Waffenstillstand abgeschlossen war, so glaubte er um so leichter absetzen zu können. In dem Lager von Hierapolis theilte er seinem Heere den Entschluß

nach Europa zurückzuziehen, mit, und die Art, wie er über den bevorstehenden Krieg sprach, ließ vermuthen, daß er denselben in dem Sinne einer Jagd betrachtete. Ein gewisser Theodotus, Hofstall des Kaisers von Hierapolis, hat mit Thränen in den Augen, daß seine Stadt mit dem Haupte des besiegten Nebellen geschmückt werden möchte. Auf Postwagen wurde eine außerordentlich große Schaar fortgeschickt, um, wo möglich, den Paß von Susi zu besetzen; doch sie kamen zu spät. — Andere Anführer zur Behauptung der Suveränität waren im Gange, als, ganz un erwartet, das Schicksal den bevorstehenden Bürgerkrieg verhinderte. Constantius, bei einem leichten Fieber erkrankt, war in der kleinen Stadt Mopsuestia, wenige Meilen von Tarsus) angekommen, als er plötzlich in einem Alter von fünf und vierzig Jahren starb. Die Dinge gewannen hierdurch eine andere Gestalt. Zwar boten die Verschworenen alles auf, um den suchselbaren Julian vom Throne abzuschließen; aber es fehlte an einem Manne, der Muth gehabt hätte, sich mit dem Besieger der Alemannen und Franken zu messen. Julian selbst hatte kaum die Nachricht von dem Hinsicht seines Vaters erhalten, als er nach Constantiaopel eilte, und überall als rechtmäßiger Imperator empfangen wurde. Wenige Tage nach seiner Ankunft in der Hauptstadt, langte daselbst der Leichnam des Constantius an, und mit großer Ehrbarkeit sah man den jungen Imperator den Leichnam nach der Kirche der Apostel begleiten — ohne Diadem, in einem Traumzuge, zu Fuß, nur der Verbündeten eingedenk, welche sein Vater ihm aufgelegt hatte.

Indeßigte sich auf der Stelle, daß der Hof von Constantinopel für den neuen Imperator nicht gemacht war. Ein Mann, der sich in die Sitten seiner Staaten verliebt hatte, seinen höchsten Verzug in Bedürfnislosigkeit sah, und, vermöge aller Anlagen seines Geistes und Herzens, seinen Zwecken nur auf den einfachsten und kürzesten Wegen zustrebte — wie hätte er sich, ohne seiner Eigenschämlichkeit zu entsagen, mit irgend einer Freiheit in den gesammtengeordneten Formen bewegen können, welche das Ceremoniel des ägyptischen Hofes von Constantinopel verschrieb! — Gab es irgend einen Geist, für welchen Diocletian's und Constantin's Schöpfungen unbegreiflich waren: so war es der Geist Julian's. Er verlangte bald nach seiner Ankunft in Constantinopel einen Vorträger — und siehe, es stellte sich ihm ein vornehmer Beamter dar, der, außer einem bedauernden Gehalte und nicht geringen Nebeneinkünften, Vergütung für zwanzig Bediente und eben so viel Pferde erhielt. Einem Krieger, der sein Leben in so vielen Schlachten Preis gegeben hatte, mußte die Befehl, die ihm von einem Vorträger befohlen, eben so lächerlich vorkommen, wie die, welche er dadurch empfing, daß er die Wahl zwischen einer Anzahl von Köchen und Mundschneidern hatte, und daß ein Herr von Eusuchen seine besondere Leibwache bildete. Nicht schnell genug konnte er von diesem Gesindel befreit werden, welches das Mark des Landes verführte, größere Aufgaben verursachte, als alle Regionen zusammen genommen, übrigens in seinem Hochmuth so weit ging, daß

daß es Aufmerksamkeiten verlangte, die selbst einem Fürsten gegenüber läßig sind *).

Die Reform des Hofes war bald zu Stande gebracht; sogar mit Uebereilung und Uebertreibung, weil man annehmen muß, daß die Würde eines Staats-Chriffs durch andere Mittel aufrecht erhalten seyn will, als die eines Philosophen von dem Schloge des Diogenes. Eine Reform des Staates schloß sich an die des Hofes an. Um die unter der Regierung des Constantius begangnen Verbrechen zu bestrafen, veranstaltete Julian eine Commission, welche ihrem Wohnsitz zu Epalcedon aufschlug. Eigentlich handelte es sich um eine Abstellung der bisherigen Mißbräuche; da diese aber in reinen Monarchien in veränderter Gestalt immer wieder zum Vorschein kommen, so ist es in ihnen hergebracht, daß man seine Zuflucht zu dem Schwert nimmt. Sechs Richter, an deren Spitze Salustius, der Präfect des Orients, stand, vertheilten, nach widerschränkter Vollmacht, über das Betragen der vornehmsten Diener des Constantius; und wenn der Geist der Billigkeit und Mäßigung aus dem Präsidenten und seinem Collegen Marcertinus sprach, so zeigten die militärischen Mitglieder der Commission eine Unerbittlichkeit und Strenge, welche an Barsamkeit gränzte. Auf eine schimpfliche Weise wurde Eusebius, der Lieblings-Linuch des Constantius, hingerichtet. Gleiches Schicksal hatten die

*). Es war Versehen, einem Versuchen, den man auf der Straße begreift, zu grüßen; und, war man zu Pferde, so anforderte der Zustand, daß man absteig.

beiden Consuln Paulus und Nepotianus, von welchen der erstere lebendig verbrannt wurde, um den von ihm bedrückten Wirren und Wästen Barmherzigung zu geben. Auch Ursulus, der Schatzmeister des Reichs, fiel in die Hände dieser Commission, deren mitleidliche Mitglieder Forderungen erhoben, welche zu befriedigen ihm die Pflicht verbotem halte *). Die beiden Consuln Laurus und Florentius sahen sich wegen des Widerstandes, den sie dem anrückenden Julian geleistet hatten, gezwungen, die Gnade der Commission anzusuchen. Beide wurden nicht auf gleiche Weise schuldig befunden; und dasselbe Verdict, welches den Laurus zum Tode verurtheilte, verdammete den Florentius zum Leben. Ehe die Commission auseinander ging, wurden noch der Vice-Präsident Gaudentius und der Dup Artemius zu Anirachien hingerichtet; ohne daß sie eines andern Verbrechens beschuldigt werden konnten, als ihrer Anhänglichkeit an den Constantius. Man sieht aus allen diesen Thäten, wie das persische Staatswesen nicht nach Europa verpflanzt werden konnte, ohne dieselben Wirkungen hervorzubringen, welche den Geist der morgenländischen Regierungen zu allen Zeiten bezeichnen haben; man sieht aber zugleich, wie unpraktisch die Individualität eines Völkens ist, wenn es darauf ankommt, ein großes Reich nach feststehenden Gesetzen zu regieren, deren Ergebnis eine allgemeine Gerechtigkeit seyn soll.

*) Die Einrichtung dieser Urtheile mußte sehr allgemein als ungerecht empfunden werden, da Commodianus Macellinus von ihr sagt: *Unum vobis necesse ipsi nihil videtur fasces iustitia.*

Julian's Leben in Constantinopel war das eines fürklichen Sonderlings, welcher unvereinbare Eigenschaften vereinigen will. Antimonarchist nach allen seinen Grundsätzen und Bestimmungen, ließ er sich gleichwohl von seiner Eitelkeit bereden, den Monarchen in dem ungeheuren Römerreiche zu machen. Seine Köstlichkeit, seine Unhaltbarkeit, seine Unbeisamkeit und das allgemeine Wohlwollen, womit er das Reich in allen seinen Theilen umfaßte, verdienen allerdings ein unbedingtes Lob; dagegen wüßten seine cynischen Sitten, und sein Vertrauen sowohl des Reiches, dessen Verwaltung ihm zu Theil geworden, als des Jahrhunderts, in welches seine Wirkbarkeit gefallen war, daß er als Imperator weit hinter seinem Oheim Constantin zurückstand. Es läßt sich sogar nicht berechnen, wie groß die Verwirrung im römischen Reiche geworden seyn würde, wenn er auch nur zehn Jahre regiert hätte; und wie aufrechtig auch der Abscheu seyn möchte, womit er die Bezeichnung eines Despoten oder Herrn (dominus), in welche sich die Römer seit mehr als zwei Jahrhunderten gefunden hatten, von sich wies: so war doch nie ein Fürst mehr zur Tyrannie geneigt, weil Niemand ein gebührendes Vertrauen in die Nichtigkeit seiner Vorstellungen setzte, und zugleich mit größerem Vorurtheilen gegen die Erscheinungen seiner Zeit erfüllt war.

Eine solche Behauptung will vertheidigt seyn.

Unter den römischen Imperatoren steht Julian so einzig da, daß man Mühe hat, ihn für das zu halten, was er war. Gleichgültig gegen die Ehren und die Genüße seines hohen Standes, erfüllte er die Pflichten

besseren mit der Pünktlichkeit eines Sklaven. Nachdem er wenige Stunden auf hartem Lager gerastet, ging er an sein tägliches Geschäft, bei welchem Umrüstung seine einzige Erholung war. An einem und demselben Tage gab er fremden Abgesandten Gehör, wehnte er Opfern bei, und schrieb oder dictirte Briefe in ungemessener Zahl an seine Generale, seine Präfecten, seine Freunde und die verschiedenen Städte seines Reiches. Hatte er beim Vortrage über eingegangene Bittschriften zu entscheiden, so geschah es mit einer Schnelligkeit, welcher seine Schreiber nicht zu folgen vermochten. So groß war die Schnellkraft seines Geistes, daß er zu einer und derselben Zeit seine Hand zum Schreiben, seine Stimme zum Dictiren und sein Ohr zum Lauschen gebrauchen konnte. Während sein Werkzeuge ruheten, saß er von einer Arbeit zur andern; und nach einem schnellen Mittagessen begab er sich in seinen Büchersaal, wo er den Studien oblag, bis die Erscheinung neuer Geschwindschreiber ihn an die Fortsetzung seiner Berufsarbeit erinnerte. Immer gleich aufgelegt zur Arbeit, hielt er nur die Augenblicke für verloren, die er im Circus zubringen mußte, um der Ehre seiner Vorgänger nicht ganz ungetreu zu werden; doch verkürzte er dieselben, so viel er immer konnte, sogar mit Verletzung aller Würde und aller Ansehens. Durch dieses Geigen mit der Zeit gab er seiner hiesigen Regierung eine solche Ausdehnung, daß, wenn die Uebereinstimmung der verschiedenen Schreibsteller und die übrig gebliebenen Geisteskräfte des Imperators selbst, irgend einen Zweifel zuließen, man sich weigern

würde, zu glauben, von dem Tode des Constantius bis zum Aufmarsch seines Nachfolgers nach Persien, seien nur sechs Monate verstrichen.

Obch an dem Außerordentlichen habe nicht selten das Seltsame; und weil die Liebe für das Alterthum sehr viele neuere Schriftsteller bestimmt hat, den Imperator Julian, der hierin über Strichen war, für einen der größten Regenten auszugeben: so sey es erlaubt, neben der Lichtseite auch die Schattenseite seines Charakters zu zeigen *).

Es ist eine nicht ungewöhnliche Erscheinung, daß der Geist einzelner Menschen in die Vergangenheit zurückstrebt, weil die Gegenwart ihn nicht befriedigt; das Wesen der Gesellschaft, welcher er der Gegenwart allein angehört, scheint dies mit sich zu bringen. Was im neunzehnten Jahrhunderte bei so vielen Köpfen, welche nicht historisch gebildet sind, vorwaltet (ich meine die Vorliebe für abgetwöhene Jahrhunderte): dasselbe offerirte sich auch im vierten Jahrhunderte bei allen Denen, die, weil sie den eigenthümlichen Geist ihrer Zeit nicht zu fassen vermochten, ihn durch ihre ausschließende Verehrung der Vorwelt entgegen strebten. Die Philosophie hatte in diesen Zeiten eine seltsame Wendung genommen. So lange es einen Polytheismus gab, war sie die Bekämpferin desselben gewesen;

*) Bekanntlich hat Montaigne hiermit den Anfang gemacht. Man sehe sein Werk sur la grandeur des Romains Chap. XVII. und seinen Esprit des Loix, in der Stelle, welche von Julian ausführlicher handelt.

und, im Großen genommen, konnte sie als die Mutter der neuen Lehre, welche die Welt in der Gestalt des Christenthums durchdrang, betrachtet werden. Doch sobald die neue Lehre übermächtig geworden war, und sich der Weisheit mit Gewalt zu bemächtigen drohete, lehrete die Philosophie zu dem Polytheismus zurück, dem sie eine Consequenz andichtete, welche ihm niemals eigen gewesen war.

Auf eine eigenthümliche Weise nun wurde Julian in diesen Widerspruch verwickelt. In einem Alter von sechs Jahren der Wuth seiner Verfolger entrißes, brachte er sein Knabenalter in dem Städtchen Neuland und Nithynus zu; und während der Bischof Eusebius es für seine Pflicht hielt, ihn in den Lehren des Christenthums zu unterrichten, erwarb sich der Eunuch Marcellinus das Verdienst, ihn mit dem Inhalt der Iliade und Odyssee bekannt zu machen. So wurde der erste Grund zu dem Widerspruch gelegt, von welchem sich Julian in der Folge nicht befreien konnte. Die Einsamkeit des festen Schlosses von Nicomedia, unweit Caesarea, wohin der Argwohn des Constantius ihn, wie seinen Bruder Gallus, verwies, trug gewiß nicht wenig zur Befestigung dieses Widerspruches bei; und die Vorliebe für den Polytheismus, welche in dem Knaben nur auf der Freude an Homers heiteren Dichtungen beruhete, verklärte sich in dem heranwachsenden, durch ein bellagendwerthes Schicksal zum Nachdenken hingefogenen Jüngling durch die Vergleichung der Weltungen, welche Polytheismus und Christenthum hervorgebracht hatten; wobei, wie sich ganz von selbst versteht, keine

Rücksicht genommen war auf die besondere Beschaffenheit der politischen Systeme, je nachdem sie monarchisch oder anti-monarchisch waren. Obgleich zu einer fortgesetzten Beschäftigung mit den Lehren des Christenthums angehalten, und zur Ausübung derselben gezwungen, warf er sich schon jetzt zum Verteidiger des Polytheismus auf, so oft sich eine Gelegenheit dazu fand; und weil er dazu eines Wortwandes bedurfte, so nahm er dieses von dem Umstande her, daß die stärkere Sache sich selbst vertheidigte, die schwächere hingegen eines Aufwandes von Verstand und Scharfsinn bedürfte. Die Erhebung seines Bruders zu dem Range eines Kaisers veranschaffte ihm ein höheres Maas von Freiheit; und der Aufenthalt in Zeniens Städten setzte ihn in Verbindung mit mehreren von jenen Sophisten, welche, aus ursprünglicher Liebe für das von ihnen mißverstandenen Platon, das schwere Geschäft übernommen hatten, mit Hinzufügung über den beschädelichen Sinn aller Volkmeinungen, durch allgeräthliche Redensarten Einheit und Zusammenhang in die Anschauungen der Welt zu bringen. Unter ihnen zeichnete sich besonders Bedrius, der Nachfolger des göttlichen Jamblichus, aus, welcher, seiner Vorsicht wegen, im Besitz eines Reichthums war, das er höher achtete, als die Herrschaft der Welt. Von ihm lernte Julian die Kunst, Sinn in Worten zu bringen, und sich mit allen Begriffen des Polytheismus anzufreunden. Da indess Bedrius bereits ein hohes Alter erreicht hatte, und die Ungeduld eines Schülers von Tage zu Tage neue Aufschlüsse über Einzelnes verlangte, die Zenit entweder

nicht zu geben vermochte, oder aus Furcht vor dem Hofe nicht geben wollte: so stellten sich bald von seinen Schülern dar, die Julian's Wunsch nach Aufhebung zu stillen versprochen. Diese waren Chrysanthos und Eulodius, zwei seine Schüler, welche sich in die einmal übernommene Rolle, einen Jünger vom Griechischen Geschlechte zu mystificiren, theilten, bis sie ihn dahin gebracht hatten, sich der Leitung eines gewissen Maximus zu unterwerfen, den sie den Meister in der Wissenschaft der Theurgie nannten. Von seinen Händen wurde Julian in einem Alter von zwanzig Jahren zu Ephesus heimlich eingeweiht. Der Tod des Gallus, und seine Abberufung nach Mailand, machten diesen ernsthaften Spielereien ein Ende. Doch wurden sie nicht lange darauf zu Nehen von Neuen begonnen; denn als Julian, durch die Kunst der Eulodius, sich einen Aufenthalt zu Nehen erwirkt hatte, war eine seiner ersten Angelegenheiten, sich in die christlichen Geheimnisse einweihen zu lassen: eine Befälligkeit, die man einem Prinzen am allerwenigsten zu versagen pflegt. Was für die Vorleser solcher Anstalten dieses Gewerbe war, das man sich einträglich zu machen suchte, dasselbe war für Julian eine Angelegenheit des Geistes und des Verstandes. Mehr als jemals getänzelt, kam er in Gallien an, wo er über, was er bisher gelernt hatte, wenn gleich mit einiger Schonung des Hofes, der ihn mit Argus-Augen betrachteten ließ. Vergeblich suchte er den Vorleser der christlichen Geheimnisse auf, nach Gallien zu kommen, um denselben durch Opfer und Nixen das Wort seiner Heiligung zu

vollenden: ein solches Unternehmen schien zu Arhen
 allzu gefährlich. Indes sah Julian fort, den alten
 Sitten Griechenlands zu opfern; und während sein
 Vetter Constantius die Sache der Arianer so sehr zu
 der Seite brachte, daß er das Reich durch die von
 ihm veranstalteten Concilien erschöpfte, sah man, im
 stärksten Gegensatz mit dem Streite über Homo-
 usie und Homo- usie, an den Ufern der Seine den Umsturz des
 christlichen Reichthums durch die Zurückführung des
 Polytheismus vorbereitet werden.

Kann hatte Julian den Thron seines Veters be-
 stiegen, als er dem Zwange, den er sich bisher hatte
 ansehn müssen, ein Ende zu machen beschloß. Von
 den Gründen, welche den großen Constantia bestimmt
 hatten, das Christenthum zur Staats-Religion zu erhe-
 ben, war kein einziger für ihn vorhanden; weil er aber
 die Schwierigkeiten einer rückgängigen Bewegung begriff,
 so glaubte er, allen Nachtheilen, welche für ihn selbst
 aus einem veränderten System entspringen konnten, da-
 durch zu begegnen, daß er die Rolle eines Beschützers
 des Christenthums in die eines nachsichtigen Hülfsen ver-
 wandelte, der dasselbe dulden wollte. Doch das
 Wort Duldung war ohne Sinn für Menschen, welche
 die Wahrheit zu verteidigen glaubten; und es war um
 so mehr ohne Sinn, weil Der, aus dessen Munde es
 kam, seine Eigenschämlichkeit und das wahre Verbrechen
 seines Geistes in dem Schutze verteidigte, den er dem
 Polytheismus gewährt. Bald zeigten sich die Folgen
 eines so unüberlegten Verfahrens in den Verboten, wel-
 che an die Versuche christlicher Gemüther ergingen;

und in den Aufmunterungen, welche die Volkshelden ertheilten. Der Kaiser selbst legte seine Vorliebe für die letzteren so sehr an den Tag, daß er immer nur ihren Befehl befohl, und, um denselben neuen Glanz zu geben, auch den härtesten Aufwand nicht scheute. So wie die christliche Welt der polytheistischen im römischen Reiche seit den letzten zwei Jahrhunderten gegenüber stand, konnte auf diesem Verfahren nichts Anderes hervorgehen, als Unheil; und, wenn in irgend einer Angelegenheit, so pigte Julian in dieser die Blutschuld seiner Verurtheilung, gar nicht ahnend, daß, wie groß auch die Verrechte eines Monarchen seyn mögen, ihm dennoch nicht gestattet ist, dem Gewissen seiner Untertanen Zwang anzuthun. Er hatte nicht den Muth eines Diokletian, den Christen gegenüber; er konnte ihn nicht haben, nach allem, was seit ungefähr sechs Jahren für die christliche Kirche durch seine Vorgänger geschehen war: aber um so untergeblidlicher war der Mißgriff, den er beging; und alles, was sich zu seiner Vertheidigung sagen läßt, läuft darauf hinaus, daß er nicht einsah, wie ein Regent, um die allgemeine Verfassung in seinem Staate darzustellen, vor allen Dingen vermeiden muß, sich der partialen mit irgend einer Leidenschaft anzunehmen. Und so war Julian bei allen schätzbaren Eigenschaften, die er besaß, nichts weniger, als das Meister der Regenten; und die freie Guldigung, welche er in seinen Edicten *) dem Marcus Antonius

*) Dies ist der Titel eines von den Hauptwerken Julians; und in denselben werden die Imperatoren des christlichen Reiches

darbringt, beweiset auf das Schlagendste, daß er sich des Absandes, worin er sich von diesem ausgezeichneten Negocier befand, sehr deutlich bewußt war, und die Lobspüche, welche ihm in unseren Zeiten gemacht worden sind, verachtet haben würde, wenn sie je zu seiner Ehrentz hätte gelangen können.

Wirdicht darf man den persischen Krieg, der Julian's kurye Laufbahn beendigte, als eine natürliche Wirkung des Mißgriffs betrachten, der durch den Versuch einer Zurückführung des Polytheismus begangen war. Es stand in Julian's Gewalt, diesen Krieg zu vermeiden; denn Caper achtete den Besieger der Franken und Alemannen allzu sehr, als daß die Friedensvorschläge, die er ihm machen ließ, nicht hätten aufrichtig seyn sollen. Julian's Stolz auf diese Vorschläge war aber mehr in dem Geiste eines Consuls der römischen Republik, die, um fortzudauern zu können, sich vergewissern mußte, als in dem eines Imperators des römischen Reiches, welches unter der Last seiner Größe erlag. Er ließ nämlich dem Könige der Perser erwidern: „an eine Friedensunterhandlung sey nicht zu denken, so lange die Trümmer von Mesopotamiens Städten rauchten, und die Abfertigung neuer Abgesandten sey überflüssig, da er

einer ärgern Wädigung unterworfen. Sein Mißgegn ist eine Seiten auf die Einmüher von Vordiehlen, die nicht mit ihm zu schaffen haben wollen. Vorgesunden sind mehrere Stellen, die hohes welt Wissen von Briefen, und Fragmente einer ausführlichen Wädigung die von ihm nicht begriffenen Bestimmung auf uns gekommen. In allen stellt sich die Schwachheit eines Briefes und die Unklarheit des Schriftstellers.

befchlossen habe, in eigener Person am persischen Hofe zu erscheinen.“ Inständigst können die Monarchen ihre Bedenke; und indem Julian so sprach, wußte er sehr wohl, daß er weit mehr für die Verrichtungen eines Heerführers, als für die eines Regenten passe. Aber lag ihm daran, den König von Persien zu überraschen, und im vierten Jahrhundert die Rolle Alexanders des Großen zu wiederholen. Generale wurden ernannt, eine fürchterliche Armee von mehr als hunderttausend Mann zusammengebracht, die nöthigen Versorgungsanstalten getroffen; und kaum waren seit dem Tode des Constantius acht Monate verlossen, so befand sich Julian auf dem Wege von Constantinopel nach Antiochien. Er würde von hier aus sogleich nach der persischen Gränze vorgezogen seyn, hätten seine Freunde nicht die Nothwendigkeit eines Halts geltend gemacht, theils um die erschöpfte Kraft der gallischen Legionen wieder herzustellen, theils um den Truppen des Orients eine Mannschaft einzumipfen, an welcher es ihnen nur allzu sehr fehlte. So entstand Julians Aufenthalt in Antiochien, der, während seiner sechsmonatlichen Dauer, so reich an den seltsamsten Auftritten war und die Veranlassung zu dem Misopagen gab, wodurch sich der fürsichtige Schriftsteller wegen ausgestandener Modereien, durch ein ironisches Bekanntsch seiner Fehler und durch eine bittere Satyre an den weiblichen Sitten Antiochiens, rächte. Hier machte er die längst gewünschte Bekanntschaft des Libanius, dieses berühmtesten Sophisten seiner Zeit, der allen Einladungen nach Constantinopel widerstanden hatte, und auch an dem Hofe Ju-

land zu Antiochien nur dann erschien, wenn er förmlich eingeladen war *).

Die Geschichte des persischen Krieges gehört diesen Untersuchungen nur in so fern an, als sie den Charakter Julian's ins Licht setzt und den Untergang des Glauvischen Hauses darstellt.

Es läßt sich nicht läugnen, daß Julian in diesem Kriege große Feldherrn-Talente entwickelte. Den Erfolg seines Unternehmens zu sichern, schickte er, nachdem er bei Hierapolis angelangt war, ein Heer von dreißigtausend Mann, unter der Leitung des Procopius und des Sebastianus, nach Nisibis, mit dem Auftrage, die Bedröge im Norden zu sichern, und dann, durch Medien und Adiabene vordringend, sich unter den Mäuren von Antiochia, der Hauptstadt des persischen Reiches, mit ihm zu vereinigen. Er selbst wendete sich mit dem Hauptheere trübsel, und erreichte am dritten Tage, über die hohe Ebene von Carrhae hin, die Ufer des Euphrat bei Hieropolis, den macedonischen Königen gegründet. Von hier verfolgte er den Strom, bis er die Thäler von Circesium entdeckte. Jetzt an der äusser-

*) Ikonius steht bei Voltaire seiner Zeit gewöhnlich zu den von allen Seiten beschriebenen sich die Ursachen aus seiner Zeitungs- und die Aufmerksamkeit, welche Julian ihm schenkte. Er ist so auffallend, da, bei einer Vergleichung der Schriften von Zosimus, der Vorzug so sehr auf Julian's Seite ist. Ikonius gilt für einen gelehrten Mann, doch will man in Zosimus leben, wo das Bewußt zu erkennen war, und die Schmeichelei die Stelle des Bewusstes vertrat. In dem Leben des Persiens würde man wegen seiner Charaktere um einen Charakter verlegen gemacht sein.

sten Ordnung des römischen Heeres, betrat er den persischen Boden da, wo der Euphrat in den Tigris fällt. In drei Colonnen ging er durch Mesopotamien. Die mittlere, aus lauter Fußvöll bestehend, wurde von dem Oberfeldherrn *) Victor, die rechte, aus Fußvöll und Reiterei zusammengesetzt, von dem tapfern Decius, die linke von dem Hornisdas, einem persischen Prinzen vom Geschlechte der Sassaniden, geführt. Es war derselbe Boden, welchen der jüngere Cyrus vor mehr als sieben Jahrhunderten betreten hatte, um seinen Bruder vom Throne zu stoßen; und die Schwirigkeiten des Marsches hatten sich in nichts verändert. Ueber die sandigen Ebenen Mesopotamiens hinaus, kam man in ein bebauts Land; und hier sollte sich zuerst die Stadt Anatho, von Arabern bewohnt, den Blicken der Römer bar. Ihr König wollte Anfangs Widerstand leisten, ließ sich aber zu einer Unterwerfung bewegen. Elutha, eine große Stadt, war so vortheilhaft gelegen, daß sie nicht genommen werden konnte. Schon gingen arabische und persische Streif-Corps an, das römische Heer zu umschließen; doch thaten sie demselben keinen wesentlichen Abbruch, weil sie für den Angriff allzu schwach waren. Bei dem Vorrücken durch Syrien zeigte Julian, daß er wohl im Stande war, Verheerungen, welche auf die Rechnung des Königs von Persien gesetzt werden mußten, an unschuldigen Unterthanen zu rächen; schreckliche Verwüstungen bezeichnen seine Bahn. Um so tapferer widerstanden die Städte. Persabor mußte erlürmt,

*) Magister militum.

Mesopotamien durch Untergrabung seiner Mäuren ge-
 nommen werden. Schon befand man sich im Angesicht
 von Tressphos, und das römische Heer war noch immer
 voll guten Muths und voll Bereitwilligkeit, die Befehle
 eines Imperators zu vollziehen, der jede Befehlsverweigerung
 ohne Entbehrung mit dem gemeinsten Soldaten theilte.
 Die Hauptstadt war verhänglich durch ihre Lage geschützt;
 und sollten alle Schwierigkeiten überwunden werden, so
 konnte dies nur durch einen Kanal geschehen, der den
 Euphrat mit dem Tigris verband, und die römische
 Flotte aus jenem in diesen versetzte. Einen solchen Ka-
 nal hatte Trajan in einer früheren Periode graben las-
 sen, und sich durch denselben zum Kaiser von Tress-
 phos gemacht. Obwohl die Perser ihn verschleitet hat-
 ten, hielt es doch nicht schwer, die Spuren desselben
 wieder aufzufinden; und sobald er wieder hergestellt
 war, lief die Flotte in den Tigris ein. Die hohen
 Ufer dieses Flusses boten eine neue Schwierigkeit dar;
 und diese war um so bedeutender, da sie durch das
 Daseyn von schwerer Reiterei, geschulten Bogenschützen
 und ungeheuren Elephanten vertheidigt wurde. Schon
 wankte die Entschlossenheit der römischen Generäle; doch
 Julian, der nicht auf halbem Wege umkehren wollte,
 blieb unerschütterlich, und seine Mittel reichten hin, den
 Uebergang zu bewirken. Was auf dem jenseitigen Ufer
 Widerstand leisten wollte, wurde in die Mauern von
 Tressphos geworfen, und nur die Verwundung des
 Oberfeldherrn Datis verhinderte den gleichzeitigen Ein-
 zug der Römer in die Hauptstadt. Als aber der erste
 Obstand verübert war, zeigte sich der Geist des Mei-

genlandes in seiner ganzen Stärke bei den Bewohnern von Ktesiphon; denn nichts vermochte, sie zu einer Capitulation zu bewegen. Von Wällen und Mauern geschützt, troheten sie jeder Gefahr; und Julian's Lage wurde von diesem Augenblick an mißlich. Erfürmen ließ sich eine Stadt den Reichthums Kaufsage nicht, ohne einen beträchtlichen Theil des Heeres aufzuopfern; und wenn er sich dazu entschloß, so mußte er sich darauf gefaßt machen, in der nächsten Schlacht zu unterliegen. Es kam hinzu, daß Procopius und Scharislanus seine Erwartungen täuschten: beide Generale hatten sich engagirt; und die Folge davon war, daß keiner von ihnen bei Ktesiphon erschien. Auch der König von Armenien hatte die wenigen Truppen, die er zu diesem Feldzug geliefert, zurückgenommen, sey es aus Haß gegen den Heiden Julian, sey es aus Furcht vor dem König von Persien. Da nun nichts im Stande war, die Einwohner von Ktesiphon zu einer Anerkennung des Vertheils ihrer Lage zu reizen: so wurde beschloffen, die Belagerung dieser Hauptstadt aufzugeben, tiefer ins Land zu dringen, und die große Angelegenheit durch eine Hauptschlacht zu entscheiden, für deren glücklichen Ausgang die Wahrscheinlichkeit sprach.

Sapor, überrascht, hatte Mühe gehabt, ein Heer auf die Beine zu bringen, das er seinem Gegner entgegenstellen konnte; die Entfernung der meisten Satrapen hatte diese Wirkung hervorgebracht. Doch noch und noch hatten sich, selbst von den Solymn Indius und Scythius her, die Satrapen in Sapor's Lager eingestellt; und dieser war gerade mit den Massaken zu einem

Mar-

Karthago nach Syrien beschickte, als Julian den Ent-
 schluß faßte, ihm entgegen zu gehen, und, etwa in Arabe-
 la's Gefilden, eine Schlacht zu liefern, welche das
 Schicksal des persischen Reiches entscheiden sollte. Er
 verbeugte zu diesem Endzweck seine Flotte, die er nicht
 länger verteidigen konnte, und warf sich, von einem
 Ueberräuber geführt, in das Land zwischen dem Tigris
 und den Schleggen Medien. Hier würde er alles, was
 die Unterhaltung seines Heers erforderte, gesunden ha-
 ben, hätten die Perser dieser Gegenden nicht, sey es
 aus Ehrerbarm gegen Sapor's Befehle, oder aus eigen-
 nem Antriebe, das platte Land verlassen, ihre Wärrüche
 vernichtet, und selbst ihre Ernte in Stand gesetzt:
 was in einer früheren Periode die Sassen gethan
 hatten, um ihre Unabhängigkeit von den Persern zu
 behaupten, dasselbe wiederholten jetzt die Perser, den
 Römern gegenüber. Fortschritte ließen sich weder diesen
 Umständen nicht machen; kaum aber hatten sich die
 Römer nach dem Tigris zurückgewendet, als hinter ih-
 nen ein Heer aufstieg, der die Nähe des Feindes ver-
 kündigte. Sie machten Halt, schlugen ihre Zelte auf,
 besetzten ihr Lager, und brachten die Nacht in unabh-
 tander Ruhe zu. Am folgenden Morgen sahen sie
 sich auf allen Seiten mit persischer Reiterei umgeben.
 Dies war aber nur die Vorhut des persischen Heeres,
 das mit jedem Augenblick näher rückte. Genüßlos zur
 Fortsetzung des Rückzugs, hatten die Römer mehr als
 Einen Anfall auszuhalten. Ihre Tapferkeit zeigte sich
 hier zwar im vortheilhaftesten Lichte; das Drosseln von
 Maranga, welches sie den Persern lieferten, konnte bei-

nahe für eine Schlacht gelten: so groß war der Verlust, welchen Sapor an seinen Anführern und an seinen Elephanten that! Indes war ihre Erbuße nicht viel geringer, und in der Schwüle eines ägyptischen Sommers löste sich die Tapferkeit der Gallier und Germanen um so schneller auf, da es an allen Erfrischungen und selbst an Lebensmitteln fehlte. Den ersten Juni des Jahres 363 marschirte das Heer durch ein unebenes Land, dessen Hügel überall von den Persern besetzt waren. Verzweiflung herrschte unter den Soldaten; doch hatten sie, gestärkt durch das Beispiel ihres Imperators, noch immer nicht der Hoffnung entsagt, an die Grenze des römischen Reiches kommen zu können. Julian selbst führte die Vorhut, als ihm gemeldet wurde, daß die Nachhut im grimmigsten Kampfe begriffen wäre. Er flog auf der Stelle dahin, wo die Gefahr am größten war, und seine Gegenwart reichte hin, die Nachhut zu befreien. In eben diesem Augenblick aber wurde die Vorhut angegriffen. Auch hier wollte er Hilfe bringen, als der Mittelpunkt des linken Flügels durch einen heftigen Anfall von persischer Reiterei und Elephanten gedrängt wurde. Gedrängt, sich zu vertheilen, traf er solche Anstalten, daß er des glücklichen Ausganges gewiß seyn konnte; und schon schien alle Gefahr vorüber zu seyn, als ein Wurfspeer, der die Haut eines Birus verletzte, durch seine Rippen drang und den unteren Theil seiner Leber durchschneit. Seine Umgebung fing ihn auf, und brachte ihn, außerhalb des Schlachtfeldes, in ein Geßel. Er atmete noch mehrere Stunden; und wenn Ammianus Marcellinus

über diesen Punkt glauben verdient, so erblickte er sogar die Umstehenden durch eine wohlgerichtigte Rede über seinen Hinterlat. Der Kampf der Römer mit den Persern dauerte bis zum Eintritt der Nacht, wo die Perser wichen. Inzwischen hatte Julian seinen Beiß aufgegeben, und sein Heer in einer Lage zurückgelassen, welche um so abscheulicher war, da keiner von seinen Generales sich für berechtigt hielt, an seine Stelle zu treten. Das schreckende Gedächtniß leistete hier, was in einer wohlgeordneten Monarchie durch feste Successionsgesetze gelöst zu werden pflegt; denn als der alte Valentinian sich weigerte, den Purpur anzunehmen, erklärten sich einige Stimmen für den Jordan, der den Imperator nur als erster Domesticus begleitet hatte *).

So endigte Julian, der letzte von dem Stamme des Constantius Chlorus. Die ganze Familie der Flavii, welche ein vorhaltiges Häuslingsgeschlecht zu bilden versprach, starb mit ihm aus; und dies war weit entfernt, ein Zufall zu seyn: denn hätte Constantia in der von ihm ausgehenden Schöpfung auch die Zukunft umfasst, so würde es ihm nicht an Mitteln gefehlt haben, seinem Geschlechte eine lange Dauer zu geben. Doch dies lag nicht in der Denkwelt eines Monarchen, der, weil er seiner Persönlichkeit alles zu verdanken hatte,

*) Ein solcher Domesticus führte am Hofe von Constantin dem Titel eines Primus oder Primicerius, hatte den Rang eines Consuls, und stand auf gleicher Stufe mit dem Dux, wenn er auch nur Arrian nan. Siehe Cod. Theodos. Lib. VI. tit. XXIV.

keinen andern Maßstab für die erfolgreiche Wirksamkeit eines Monarchen besaß. Die Natur der Gesellschaft wurde wegen dieser beschränkten Ansicht durch die Ermordung der Brüder Constantius getrübt. Uebrigens war Julian ganz dazu gemacht, die erbliche Monarchie auf eine Probe zu bringen, die sie nicht bestehen konnte in einem Reiche, wo so Vieles ihr entgegen wirkte. Christliche und milirische Schriftsteller haben mit gleicher Parteilichkeit über diesen Imperator geurtheilt, wie verschieden auch ihr Urtheil ausgefallen ist, da jene sich von dem Haffe, diese von der Liebe leiten *). Wie fern Julian für die Verwaltung des Innern taugte, ist oben angedeutet worden. Als Feldherr, der zugleich Oberhäupt war, beging er gewiß einen unverantwortlichen Fehler durch die Verwandlung des persischen Krieges in einen Eroberungs- oder Angriffs-Krieg; denn, wenn ihm alles auch auf das Vollkommene gelungen wäre — wie hätte er einem Reiche wachsen lassen wollen, das seine Bedrängnis im Westen durch die sandige Region Africas, im Osten durch den Indus erhalten haben würde? Ist, wie an andern Sterblichen, so auch an Monarchen nur die Vernunft zu leben, so müssen alle Lobspriiche, die man der Thätigkeit und der Ergebung Julians machen kann, vor dem Vernunft verstummen, der ihn als

*) Der lateinische Schreiber Hieronim kommt hier gar nicht in Betrachtung; für ihn war alles Welt und Nebensache ohne Bedeutung oder Gefühl.

trahenmäßigen Eroberer riffe. Wie unglücklich würde er
das römische Reich gemacht haben, wenn sein Plan ge-
lungen wäre!

(Fortsetzung folgt.)

Hatten die Alten einen Begriff von verfassungsmäßiger Monarchie?

Es fehlt weder der griechischen, noch der römischen Literatur, am wenigsten aber der letzteren, an Lobreden auf Monarchen; allein es fehlt beiden gänzlich an Lobreden auf die Monarchie. Diese, als bloße Idee genommen, scheint etwas gewesen zu seyn, wozu sich der Verstand der alten Schriftsteller niemals hat erheben können. Nicht, daß Einige von ihnen die Nothwendigkeit derselben nicht empfunden hätten; aber diese Nothwendigkeit war ihnen verhaßt, war ihrer Denkmungsweise so entgegen, daß sie sich ihr nie mit Freiheit unterwarfen.

Die aufgeworfene Frage würde ganz überflüssig seyn, gäbe es unter den Weisestrukten der Griechen nicht wenigstens Eins, das man nur in dem Lichte einer Lobrede auf die Monarchie betrachten kann. Dies ist Xenophons *Kyropädie*: ein Werk, das weit richtiger benannt seyn würde, wenn der Titel mehr die Schöpfung, als die Erziehung, des *Kyros* anfündigte. Selbst die Alten haben nie getraut, was sie aus diesem Werke wahrnehmen konnten; und dies ist nur ein Beweis mehr für unsere Behauptung, daß sie im Allgemeinen unfähig

waren, das Wesen der Monarchie zur Anschauung zu bringen. Platon und Cicero stimmen darin überein, daß die Tyrannie nur in dem Sinne eines politischen Nomens betrachtet werden dürfe *); allein, was ist ein politischer Roman, und was verhindert, daß man in denselben sich nicht für eine Regierungsform erkläre, deren Werth von Zeitgenossen und Tausendern verkannt wird?

— Xenophons Schicksale machen es, wie ich glaube, nur allzu deutlich, daß er, als ein geborner Anhänger der Monarchie vor jeder andern Regierungsart den Vorzug gab. Erstlich ist es nicht wohl möglich, in einer Anti-Monarchie zu leben, ohne die Schrecken derselben färlt zu empfinden, als sie von Persenen empfunden werden, welche, von Jugend auf, der Monarchie angehört haben. Zweitens kann man nicht einen längeren Zeitraum hindurch Herrscher gewesen seyn, ohne die Vortheile kennen gelernt zu haben, welche die Einbuße der Macht gewährt. Drittens, und dies ist die Hauptsache, kann man von seinem Vaterlande, um politischen Meinungen willen, nicht zurückgesetzt werden, ohne sich in denselben zu bekräften. Hätte Xenophon nicht den jüngeren Cyrus in dessen Unternehmungen gegen den Artaxerxes als Freiwilliger begleitet, und hätte dies nicht die wichtigsten Folgen für ihn gehabt: so würde die Welt nie eine Tyrannie kennen gelernt ha-

*.) Der letztere sagt in dem ersten Briefe an seinen Bruder Quintus: *Cyrus ille a Xenophonte non ad historiam sed ad scripturam, sed ad effigiem potius imperii, etc.*

ben. Auf dem Zuge nach der Hauptstadt Persens lernte er eine Welt kennen, welche durch den Gegensatz, worin sie zu der griechischen stand, anjehend genug für ihn werden mußte. Jauch ist zu glauben, daß die persische Welt ihm keine Bekehrung abgewann; der Schloß seines Werkes läßt darüber keinen Zweifel bestehen, indem er sagt: „ich behaupte, daß die jetzigen Perser, wie die mit ihnen vereinigten Völker, unerbittlicher gegen die Schwachen, pflichtvergessen gegen die Verwandten, ungerecht gegen Andern, und wehrlicher im Kriege sind, als sie in frühern Zeiten waren.“ Ueberhaupt war das, was er in Persien sah und hörte, nichts weniger als geeignet, ihn für die Monarchie zu begeistern: seine Begeisterung hatte keine andere Quelle, als die Idee; und wenn er diese Idee an der Person des ältern Cyrus entwickelte, so geschah es unstreitig, weil diese ihm als der schicklichste Gegenstand erschien *).

Was Herodot von dem ältern Cyrus sagt, bezieht auf das Unwidersprechlichste, daß dieser König bereits zwei Jahrhunderte nach seinem Tode zu einer mythischen Person geworden war, von welcher man zwar im Allgemeinen wußte, daß sie das Perserreich

*) Unter dem Namen Zoroaster gibt es zwei, welche sich gleichfalls auf die Monarchie beziehen. Das eine führt den Titel Magister, und ist eigentlich der Lehrling auf einem jenseitigen König, der Zoroaster persischer Grund gewesen zu sein scheint. In dem andern, Hircan bestellt, werden die Juden und Sinesen des Monarchenlehrens gegen einander abgetrennt, nicht nach dem Maßstabe, welchen ein so kleiner Staat, wie Syrakus, für sich haben gibt.

gestiftet hatte, überaus aber nichts Bestimmtes anzugeben konnte. Gerade einer solchen Person nun überließ Xenophon, um an ihr seine Idee einer monarchischen Verfassung zu entwickeln. Je mehr Krosos eine historische Person gewesen wäre, desto weniger hätte er für Xenophons Zweck getaugt; denn einer historischen Person darf man nicht aufdringen, was ihr nicht zukommt. Was das Wort des Krosos, der Xenophons Zeitgenosse war, und im Persien, wie man gesagt hat, aus Urkunden schöpfte, die Habels Herodotus benutzte haben; so bleibt noch eine doppelte Frage übrig: einmal, ob das eben genannte Wort dem Xenophon zu Gesichte gekommen; zweitens, ob er im mindesten geneigt gewesen, es zu benutzen. Je mehr freien Spielraum er zur Dichtung behielt, desto lieber mußte es ihm seyn. Unstreitig ist die allgemeine Grundlage der Krosodie historisch; ist man aber darüber einverstanden, so darf man nicht fragen, welche von dem Xenophon angeführte, besondere Thatfachen als wahr angenommen werden können, und welche nicht? Sein Zweck war gar nicht, Geschichte zu schreiben, sondern in einer angenehmen Erzählung das Wesen der Monarchie zu enthalten.

Die Frage kann also immer nur seyn: Wie stellte sich die Monarchie der Einbildungskraft Xenophons dar? und an diese Frage knüpft sich dann die zweite: in wie fern hatten die Alten einen Begriff von einer verfassungsmäßigen Monarchie?

Beide Fragen können nur dadurch beantwortet werden, daß man anführt, wie Xenophon seinem Krosos das Perserreich gestalten läßt.

Er sagt: *) „Nach der Eroberung von Babylon beschloß Kyros, sich so einzurichten, wie es sich für einen König ziemte. Nachdem er mit seinen Freunden hierüber Rücksprache genommen hatte, bezog er das königliche Schloß in Babylon. Hier wurden die von Sardanapal herbeigefahrenen Schätze niedergelegt. Unmittelbar nach seiner Einzüge brachte Kyros der Hestia, dem waltenden Zeus und den übrigen, von den Magiern in Vorschlag gebrachten Göttern, die schiedlichen Opfer; und sobald dies abgemacht war, schritt er zu den angemessenen Einrichtungen.“

„Die Ueberzeugung, daß er in der größten der bekannten Sedate wahr feindselig Bekannten seinen Wehensitz aufgeschlagen habe, um über eine große Menschenmasse zu herrschen, führte ihn auf die Idee einer Weibe nach. Da er nun wußte, daß Mächthaber nicht leichter übermächtig werden, als beim Eisen und Stielen, im Tode, im Gemach und im Schlafe: so dachte er auf Mittel, sich für alle diese Folgen mit den treuesten Leuten zu umgeben. Sehr richtig aber urtheilte er, daß, wer einem Andern noch mehr liebt, als den der Weibe Gebürstigen, nie vollkommen neu sein wird; wer also Frau und Kinder, oder auch andere Gegenstände der Liebe hätte, der, meinte er, werde von Natur gestungen, diesen unter allen Umständen den Vorzug zu geben. Die Verschämten hingegen, als aller dieser Begierungen beraubt, würden, wie er glaubte,

*) Lib. VII. c. 5.

Diejenigen am höchsten schätzen, die sie am meisten be-
 reichern, sie mit Werten besetzen, und ihnen, wenn
 Kränkungen erfolgten, zu Hülfе kommen könnten: lauter
 Dinge, worin ihn niemand übertreffen konnte. Auch
 das brachte er im Anschlag, daß, da die Verschnittenen
 in der Meinung Anderer sehr tief stehen, sie eines Herrn,
 der sich ihrer annehme, um so bedürftiger seyen; denn
 man nehme sich leicht etwas heraus gegen einen Ver-
 schnittenen, wenn man durch nichts davon abgehalten
 werde, da hingegen ein dem Herrn ergebener Verschnit-
 tener leicht zu Ehren gelange. Seine allerbester-
 ste Meinung, daß die Verschnittenen frohlos und feig
 wären, schien ihm ungegründet. Er bemerke dies aus
 den Erscheinungen des Thiergeschlechts. Die unbeding-
 sten Pferde hörten, gewaltthat, zwar auf zu beißen und
 wild zu seyn, aber ihre Brauchbarkeit für den Krieg
 läße darunter keinesweges. Auf gleiche Weise läßen
 geschnittene Stiere zwar ihrer Wildheit und Eoßigkeit
 ein, aber die Fähigkeit zu arbeiten verlohren sie dadurch
 nicht; und geschnittene Hunde wären ihren Herren nur
 um so treuer, ohne zur Bewachung des Hofes und zur
 Jagd minder brauchbar geworden zu seyn. Auf gleiche
 Weise nun würden, des Geschlechtsstriches beraubte Men-
 schen zwar zahmer, aber doch nicht sorgloser in Hinsicht
 erhaltener Besitze, auch nicht unbrauchbarer zum Krie-
 gen und Lanzenwehren, nicht einmal minder ehrsüchtig;
 denn sie bemiesen, in Kriegen sowohl als auf Jagden,
 daß der Ehrtrieb in ihnen nicht aussterbe. Von ihrer
 Treue gegen den Herrn hätten sie durch Selbstverleibung
 die auffallendsten Proben gegeben, und niemand wige

bei Gefährlichkeiten, in welche der Herr gerathen, mehr Treue und Entschlossenheit, als ein Verächtlerner. Glaube man übrigens, die Leibwache gehe auf diesem Wege verloren, so könne dies wahr seyn; doch der Schicksal mache im Kriege den Schwachen dem Starcken völlig gleich. Aus diesen Gründen machte er, von den Thyrseibern an, alle seine Bedienten zu Verächtlernern.“

„Da ihm aber einrückete, daß eine solche Wache gegen die große Zahl der feindselig Gesinnten nicht ausreiche: so sah er sich unter den Uebrigen nach andern treuen Beschützern der königlichen Burg um; und da er mußte, daß die Perser zu Hause ein kümmerliches Leben führten und, wegen der Unfruchtbarkeit ihres Bodens, anhaltend und mit Aufwand eigener Kräfte zu arbeiten genöthigt wären: so glaubte er, diesen würde der Dienst an seinem Hofe am besten gefallen. Er wählte daher aus ihrer Mitte phantasievoll Trabanten, welche seinen Palast, wenn er in denselben verweilte, bei Tag und bei Nacht umgeben mußten; und ging er aus, so mußten sie ihn allenthalben begleiten. Weil er ferner einsah, daß Babylon, er möchte gegenwärtig oder verreiset seyn, einer starken Besatzung bedürfte, so legte er eine hinreichende Truppenzahl in die Stadt, und befahl den Einwohnern derselben, den Sold dafür zu bezahlen; denn seine Absicht war, sie so arm als möglich zu machen, damit sie desto besser in Zaum gehalten werden könnten. Die Leibwache, die er sich selbst zulegte, und die Besatzung, die er der Stadt gab, werden noch jetzt beibehalten.“

„Es kam ihm darauf an, das Reich nicht bloß zu erhal-

ten, sondern es auch, wo möglich, zu vergrößern. Indem er nun glaubte, seine Soldaten seien nicht in eben dem Maße tapferer, als sie der Zahl nach geringer wären, denn die Unterthanen: hielt er es für gut, die tapferen Männer bei sich zu behalten, die ihm zuerst dem Bestande der Güter die Herrschaft verschafft hatten, und dafür zu sorgen, daß sie die Urbungen in der Tapferkeit fortsetzen. Damit es aber nicht das Ansehn gewinnen möchte, als wollte er es ihnen befehlen — damit sie vielmehr durch sich selbst zu der Einsicht gelangten, daß es so am Besten sey, und sich folglich aus freiem Antriebe in der Tugend üben: betraf er die geistlichen Eilen nebst Ältern, welche ihm würdig schienen, an den Verschwerlichleuten und an den Vortheilten Theil zu nehmen, und redete die Versammlung also an."

„Ihr Freunde und Kampfgenossen! Vor allen Dingen sey den Göttern Dank dafür gesagt, daß sie uns das Glück verliehen haben, dessen sie uns würdig hielten. Wir haben jetzt ein großes und gutes Land; wir haben auch Leute, die es bebauen, um uns zu ernähren. Wir besitzen Häuser und Hausgeräth, und keiner von euch brauche zu glauben, daß, was er besitzt, gehöre einem Andern an, als ihm selbst; denn es ist ein ewiges Gesetz unter Menschen, nach welchem dem Eroberer einer Stadt die Leiber und Güter der Bürger gehören. Was ihr habt, besitzt ihr nicht durch Ungratigkeit; wohl aber habt ihr aus Menschenliebe nicht genommen, was ihr Jenen gelassen habt. Was nun aber unser künftiges Betragen betrifft, so bin ich der Meinung, daß, wenn wir uns der Tapferkeit und des Wohlseyns schickter

Leute ergeben, welche den Grundsatz haben, Arbeit sey
 Elend, und ein müßiges Leben der höchste Genuß, wir
 bald dahin gelangen werden, und selbst verachten zu
 müssen und auf das Erwerbene Verzicht zu leisten. Um
 künftig tapfer zu bleiben, ist nicht genug, daß man es
 gewohnt sey; man muß sich anhaltend darin üben. So
 wie nämlich andere Künste abnehmen, wenn sie vernach-
 lässigt werden, und so wie selbst gesunde Leiber, wenn
 man sich der Trägheit ergiebt, ungesund werden: eben
 so orten auch Mäßigung, Enthaltensameit und Gedulte,
 wenn man sie zu üben unterläßt, in Laster aus. Wir
 müssen uns also zusammenschließen, um nicht in dem
 Genuße des Augenblicks zu verfallen. Allerdings ist es
 ein großes Werk, sich ein Reich zu erwerben; doch ein
 noch weit größeres ist es, das einmal erworbene zu er-
 halten. Erwerbung ist nicht selten die Folge eines tüch-
 tigen Unternehmens; Erhaltung des Erworbenen aber ist
 ein Werk der Weisheit, das nicht zu Stande gebracht
 werden kann, ohne sehr viel Sorgfalt, sehr viel Ent-
 haltensameit. Wir haben also jetzt weit mehr Ursache,
 uns in der Tugend zu üben, als sonst, ehe wir diese
 Güter besaßen; denn das wissen wir, daß je mehr einer
 besitzt, desto mehr wird er beneidet, desto mehr hat er
 von den Nachstellungen seiner Feinde zu befürchten, un-
 möglich wenn er, wie dies mit uns der Fall ist, seine
 Güter und seine übrigen Vorzüge von Personen hat, die
 sie wider Willen entbehren. Davon können wir freilich
 überzeugt seyn, daß die Götter mit uns seyn werden;
 denn nichts haben wir durch ungerechter Nachstellungen
 erworben, wohl aber dadurch, daß wir solche bestrafen.

Bei dem allen müssen wir uns auf's Beste einrichten. Dies aber geschieht nur dadurch, daß wir uns der Herrschaft würdiger zeigen, als unsere Untertanen. An Hitze und Kälte, an Speise und Trank, an Arbeit und Schlaf, muß man freilich auch Rechte Theil nehmen lassen, nichtwohl so, daß man sich bestrebt, auch hiein einen Vorzug vor ihnen zu besitzen. Allein an Krieges-
wissenschaft und Kriegesübung müssen sie schlechterdings keinen Antheil haben, da sie für uns den Acker bebauen und uns Tribute geben sollen; wir müssen vielmehr in Uebungen dieser Art einen Vorzug suchen, mit der Ueberzeugung, daß die Hüter den Menschen dergleichen als Mittel zur Freiheit und Glückseligkeit gewähren. So wie wir nun jene der Waffen berauben, so müssen wir selbst nie ohne Waffen seyn, nie vergeßend, daß, wer mit den Waffen vertraut ist, alles besitzt, was er will. Wollte jemand denken, wozu nützt es, das Ziel seiner Wünsche erreicht zu haben, wenn man noch immer Hunger und Durst, Sorgen und Arbeit ertragen soll: so muß man ihn daran erinnern, daß Hüter um so mehr Genuß genießen, je größer der Jafag von Arbeit ist, den sie erhalten. Arbeit ist nämlich ein Zugewinn für Tapferkeit; und auch das kostbarste Gut wird unschmackhaft, wenn man seiner nicht bedurft, wenn man es gar nicht begehrt hat. Wenn uns nun die Gerechtigkeit jene Hüter, nach welchen die Menschen am meisten streben, entheilt hat, wie aber es unsere Sorge seyn lassen, den angemessensten Gebrauch davon zu machen: so ist es gewiß, daß Der den meisten Genuß hat, der nur dann isst, wenn ihn hungert, nur dann trinkt, wenn ihn

darfst, nur dann andrühst, wenn seine Kräfte erschöpft sind. Deshalb rathe ich, daß wir die Pflichten eines tugendhaften Mannes erfüllen; denn nur alsdann werden wir unsere Güter auf's Beste und Angenehmste genießen, und das Höchste, was wir erleben können, wir erfahren. Wahrlich, es ist lange nicht so unangenehm, keine Güter zu erlangen, als es ist, über beraubt zu werden. Bedenket auch, daß es eines Vermandes bedürfte, um künftig schlechter zu seyn, als wir hieher waren. Welches aber könnte dieser Vermand seyn? Etwas, daß wir die herrschende Classe bilden? Nein, seit wann ist es dem Herrscher erlaubt, schlechter zu seyn, als der Unterthan? Oder etwas, weil wir jetzt glücklicher zu seyn scheinen, als ehemals? Aber wer hält dem Reichen das Laster zu gut? Oder weil wir Kräfte besitzen, die wir bestrafen, wenn sie nicht taugen? Aber wie kann jemand, der selbst nicht taugt, einen Andern wegen seines schlechten Betragens bestrafen? Bedenket auch das, daß wir eine Menge Diener zur Bewachung unserer Häuser und Leiber unterhalten wollen. Wäre es nun nicht schändlich, wenn wir uns fremde Beschützer unserer Wohlfahrt hatten, und selbst aber nicht beschützen wollten? Vor allen Dingen muß man die Uebergengung haben, daß es keine bessere Art des Schutzes giebt, als wenn man selbst tapfer und gut ist. Die Tugend muß also unsere beständige Beschützerin seyn, da ein Mensch, der keine Tugend hat, nicht werth ist, irgend ein anderes Gut zu besitzen. Und was verlange ich, meine Freunde, wenn ich euch auffodere, die Tugend zu üben und Vergnügen in derselben zu erlangen?

gen? Nichts Neues, sondern nur das, was in Persien die Edlen thun, wenn sie sich in den Regierungsfäden befinden. Nichter also euer Augenmerk auf mich, und geht Acht, ob ich meine Pflichten erfülle. Ich bin wiederum will euch beobachten; und wer seine Pflicht vollkommen thut, der soll von mir geehrt und belohnt werden. So wollen wir denn auch unsere Kinder erziehen; denn wir selbst werden dadurch besser, wenn wir uns bemühen, unseren Kindern die besten Beispiele zu geben, und diese können schmerzlich aus der Art schlagen, wenn sie nichts Unausländiges sehen und hören, und idyllisch angehalten werden, sich der Eugend und Ehrbarkeit zu befleißigen.⁴⁴⁷

„Die Freunde des Xyros waren hiermit überwanden; und man beschloß, daß die Vorschwestern beständig bei Hofe seyn und dem Xyros ihre Dienste anbieten sollten, bis er sie entließe. Und das beobachten die Wackerthaten des Königs von Persien bis auf den heutigen Tag; denn was in dieser Erzählung als von dem Xyros berührend mitgetheilt worden ist, das haben die Könige von Persien als ein bewährtes Mittel angenommen, sich der Oberherrschafft auf immer zu versichern. Es verhält sich damit aber nicht anders, als mit andern Dingen. Ist ein Hüßl verträglich, so werden die Befehle heiliger beobachtet; ist er schlecht, so verachtlichst man sie.“⁴⁴⁸

⁴⁴⁷) „Xyros aber schuf noch eine Menge anderer Aemter: Einkünfter für die Abgaben, Aufsicht der

⁴⁴⁷) Lit. VIII. a. 1.

Behalte, Aufsicht über die öffentlichen Werke, Bewah-
rer der Schätze und Besorger der nothwendigen Bedürf-
nisse. Selbst Aufsicht über die Pferde und Hunde
setzte er an, damit diese Thiere aufs Beste abgerichtet
würden. Die Aufsicht über Diejenigen, deren Einwir-
kung zur allgemeinen Wohlfahrt er für nothwendig hielt,
übernahm er selbst, weil er dies als seine Pflicht ansah.
Denn er wagte, daß er, wenn es eine Schlacht ge-
hen sollte, aus diesen die Anführer wählen müsse, wie
auch die Haupter größerer Uebelthungen, und den Feld-
herren selbst. Eben so glaubte er, aus der Mitte die-
ser Menschen nur die Befehlshaber der Städte und
die Satrapen der Völker bestellen zu müssen; ferner die
Besandten, welche von der größten Wichtigkeit für ihn
waren, sofern er seine Zwecke auch ohne Krieg erreichen
wollte. Ueberhaupt meinte er, es sehe schlecht um einen
Staat, dem es an tüchtigen Männern fehle; hingegen
müsse alles auf Besorg von Beamten gehen, wo es nicht
an solchen fehlt. Hierauf war denn auch seine größte
Sorge gerichtet, und um solche Männer in größerer
Zahl zu erzeugen, stellte er den Grundsatz auf, daß die
Zugendbildung für alle gleich sehr Pflicht sey; denn er
glaubte, daß man Andere nur in so fern zu großen und
sicheren Thaten antreibe, als man sich selbst dazu auf-
gelegt sieht.⁴⁷

„Um aber die wichtigsten Dinge selbst besorgen zu
können, wagte er sich Wege verschaffen. Da sein gro-
ßer Staat großen Aufwand erforderte, so durfte er die
Einkünfte nicht aus der Acht lassen; da er aber sehr
viel Güter besaß, so lag am Tage, daß er sich nicht

um das Einzelne bestimmen konnte, wenn er die Sorge für das Allgemeine nicht aufgeben wollte. Zudem er nun überlegte, wie der Staatshaushalt wohl so einzurichten sey, daß er Ruße gewönne; setzte sich ihm die Ordnung im Kriegsdienste dar, nach welcher der Kettensoldat unter dem Hauptmann, dieser unter dem Obersten, dieser aber unter dem Feldherrn steht, so daß, wenn auch noch so viele Tausende vorhanden sind, der Feldherr seinen Befehl nur dem Obersten zukommen zu lassen braucht, wenn etwas im Felde geschehen soll. Diefelbe Einrichtung traf er bei der Verwaltung des Staatshaushalts, und behielt sich nur die oberste Aufsicht vor. Ob er nun gleich nur mit Wenigen zu reden nöthig hatte, so wurde doch im Staatshaushalt nichts vernachlässigt, und er gewann bei Weitem mehr Ruße, als Mancher, der nur ein Haus oder ein Schiff zu regieren hat. Und nachdem er seine eigenen Angelegenheiten so geordnet hatte, empfahl er seinem Bräutigam dieselbe Methode.

„Darauf fing er auch an, Nicht zu haben auf das Betragen Derer, welche den größten Antheil an seiner Ehre haben sollten. Wenn Einige, die ihre Güter durch Andere bewirtschafteten konnten, nicht bei Hofe erschienen, so erlaubigte er sich genau nach der Ursache ihres Ausbleibens; denn er glaubte, daß Die, welche sich selbst einfinden, nicht so leicht etwas Böses oder Unausgesprochenes begangen würden, theils wegen der Nähe, worin sie sich in Rücksicht des Fürsten befänden, theils weil sie wüßten, daß des Gutgesamten ihre Aufführung nicht verborgen bleiben würde. Von den Abschieden

hingegen nahm er an, daß sie sich aus Eigelloßigkeit, oder Ungerechtigkeit, oder Nachlässigkeit entfernt hielten. Um nun diese zu einer regelmäßigen Erscheinung am Hofe zu nöthigen, bediente er sich mehrerer Zwangsmittel. Zuweilen befahl er einigen seiner Vertrauten, sich der Güter des Ausbleibenden unter dem Vorwande zu bemächtigen, als ob sie ihnen nicht gehörten. Dies bewog denn Jene, sogleich bei Hofe zu erscheinen, um sich über Vergrößerung zu beklagen; und Kyrus ließ es alsdann an sich kommen, ehe er ihnen Gelder theilte, und noch länger zögerte er, ehe er den Streit entschied. Hierdurch glaubte er, Jene zu fleißigeren Aufwartungen zu gewöhnen, ehe sie durch harte Strafen gegen sich zu erhitzen. Dies war aber nur Eine Art von Zurechtweisung. Eine andere bestand darin, daß er den Abwesenden immer die leichtesten und einträglichsten Verrichtungen übertrug, den Abwesenden aber gar keine Beerdelle zuwendete. Das härteste Zwangsmittel aber bestand darin, daß er Dem, der durchaus nicht gehorchen wollte, seine Güter nahm, und diese einem Andern ertheilte, von welchem er glauben konnte, daß er auf dem ersten Wink in Bereitschaft seyn würde. Auf solche Weise erbielt er, anstatt des unbrauchbaren Grundes, einen brauchbaren; und noch jetzt secht der König von Persien nach, wenn einer am Hofe fehlt, der seiner Pflicht gemäß da seyn sollte.¹²

„Was nun Diejenigen betrifft, welche sich regelmäßig einstellten: so glaubte er, sie nicht besser zu allem Guten und Nützlichen antreiben zu können, als wenn er selbst, ihr Fürst, sich bestreute, seinen Untergebenen

zu zeigen, daß er mit allen Tugenden geschmückt sey. Denn er glaubte bemerkt zu haben, daß, wenn die geschriebenen Befehle die Menschen bisweilen befehlen, der Fürst gleichsam ein lebendes Befehl sey, weil er nicht bloß gute Berechnungen mache, sondern auch die Ungehorsamen sehen und strafen könne. Dies bewog ihn, daß er sich jetzt, wo er um so viel glücklicher geworden, als einen eifrigen Verehrer der Götter bewies. Einigen Verordnungen nach mußten die Magier früh Morgens den Göttern Festliche ausstatten und Opfer darbringen; und diese Verordnungen sind noch immer unter den Persern in Kraft. Die übrigen Priester ahmten hierin leicht dem Könige nach, indem sie glaubten, sie würden um so glücklicher werden, wenn sie die Götter, nach dem Beispiele ihres allmächtigsten Fürsten, verehren; auch glaubten sie sich dadurch bei dem Tyrann beliebt zu machen. Xerxes aber hielt diese Götterverehrung seiner Unterthanen für einen großen Vortheil für sich selbst; er dachte nämlich über diesen Punkt wie die Versuchter, welche auf dem Meere lieber in Gesellschaft fremder, als ruhiger Leute seyn mügen. Außerdem meinte er: wenn Völker, welche er an seiner Ehre und an seinem Glück Theil nehmen ließ, gottesfürchtig wären, so würden sie um so weniger ihren Pflichten gegen ihn, als ihrem gemeinschaftlichen Wohlbüder, entgegen handeln. Er bewies auch bei jeder Gelegenheit, daß er es zu schätzen wußte, wenn jemand weder seinen Freund, noch seinen Kampfgenossen beleidigte, sondern nur das Gerechte und Billige vor Augen hatte. Dabei glaubte er, daß, um Kadere mit Schaupstü-

leit zu erfüllen, kein Mittel wirksamer weder, als wenn er selbst eine solche Schamhaftigkeit zeigte, daß er weder etwas Unausständiges thäte, noch sagte. Dies schloß er auf folgenden Entschlüsse: Die Weaschen empfinden für den Schamhaften, auch wenn er nicht Zücht, sondern ein besser Feindmann ist, den man gar nicht zu fürchten braucht, weit mehr Achtung, als für den Schamlosen; und auch das schönste Geschlecht erweicht sich durch Schamhaftigkeit mehr, als durch alle übrigen Vorzüge, die Achtung der Männer. Um aber seiner Umgebung den unbedingtsten Gehorsam gegen seine Befehle einzuschärfen, zeigte er bei jeder Gelegenheit, daß er Die, welche einen solchen Gehorsam bewiesen, mehr achte, als Andere, welche Proben von den größten und bestverdienlichsten Tugenden abgelegt hatten. Groß in der Selbstbeherrschung, beweg er durch sein Beispiel alle Andern, diese Tugend zu äben; denn wenn man sieht, daß Derjenige sich mäßigt, der am meisten das Recht hat, sich etwas heraus zu nehmen, so werden sich die Uebrigsten am so mehr in Acht nehmen, ihrem Uebermuth den Zügel schnehen zu lassen. Den Unterschied zwischen Schamhaftigkeit und Selbstbeherrschung stellte er so, daß er von jezt sagte, sie vermeide ähnliche Unausständigkeiten, von dieser, sie hüte sich auch vor den verborgenen. Er glaubte auch, die Eitelkeit würde allgemeiner zuhülfe, wenn er zeigte, daß er durch ein gegenseitiges Vergnügen sich von der Tugend nicht abziehen lasse, sondern sich die Folgen der Eitelkeit durch vorhergehendes Arbeiten erst zuwenden. Durch ein solches Betragen bewirkte er an seinem Hofe,

daß die Belagerten sich gegen Vornachmern beschreiben und nachgiebig betrogen, und sich überall anständig begabten. Man bemerkte Keines, den der Zorn außer sich rißte, oder die Feinde ausgelassen machte; man mußte vielmehr gesehen, daß die feinste Guts vorherrschte.“

„Wen er zu Kriegsdiensten geschickt machen wollte, den führte er auf die Jagd; denn er war der Meinung, daß diese eine treffliche Übung sey und vorzüglich den Reiter ausbilde, der, indem er das Wild verfolgt, nur mit so sicher schließen muß, je ungleich der Boden ist. Durch die Jagd über er seine Freunde auch in der Erhaltungsthat und in der Ertragung vom Hunger und Durst, Kälte und Hitze.“

„Aus Dem, was ich bisher mitgetheilt habe, geht hervor, daß Xyros nur Dem der Oberherrschast würdig achtere, der besser war, als seine Untergebren; aber auch das ist daraus klar, daß, indem er seine Hofleute zu allen guten Übungen anzieht, er für sich selbst die größte Fertigkeit in der Erhaltungsthat und in dem Kriegestänzen erwarb. War er nicht durch Sonnenbeschäfte gefesselt, so führte er sie auf die Jagd; und selbst wenn er zu Hause bleiben mußte, jagte er die Thiere, welche in den Parks unterhalten wurden. Er selbst aß nicht eher, als das er sich stark bewegt hatte; und auch die Pferde wurden nicht eher gelehrt, als bis sie müde getummelt waren. In dieser Jagd lud er selbst die Könige von seiner Umgebung ein; was die Folge davon war, daß sowohl er selbst, als die Vornehmsten seines Reiches, sich eine vorzügliche Beschäfti-

leit in allen guten Künften erwarben. Er selbst stellte sich als Muster dar; indem er aber Diejenigen, welche der Tugend am eifrigsten nachstrebten, mit Bescheidenen, Geschichtsbücherverfassern, höherem Range und allen nur möglichen Ehrenbezeugungen belohnte, erweckte er bei Allen den Ehrgeiz, seine Achtung zu verdienen.⁴⁴

„An dem Ryzes aber ist auch das noch zu bemerken, daß er der Meinung war, ein Fürst müsse nicht bloß dahin streben, wahre Vorgesetzte vor seinen Unterthanen zu haben, sondern sich auch gewisse Tugendmerkmale gegen diese bedienen. Zu diesem Endzweck wählte er die arabische Tracht für sich und seine Umgebung; denn er hielt dafür, daß sie nicht bloß gewisse Körpergebräuche verberge, sondern auch den Körperbau in dem vortheilhaftesten Lichte zeige. Ihre Schuhe sind so beschaffen, daß man leicht etwas unterschieden kann, um größer zu scheinen, als man ist. Seine Leute mußten die Augen bemalen, um schönlugiger zu scheinen; und auch schminken mußten sie sich, um die natürliche Gesichtsfarbe dadurch zu erhöhen. Zugleich hielt er darauf, daß sie im Andern Gegenwart weder ausprechen, noch sich die Nase schnupfen, noch sich umwenden durften, um etwas zu beobachten, gleichsam als wenn sie nichts bewundern; denn er hielt dafür, daß dies alles dazu beitrage, die Vorwachmeren gegen die Verachtung der geringeren sicher zu stellen. Doch bereitete er nur Diejenigen also vor, welchen er einmal oberflächliche Bemerkungen anvertrauen wollte. Wer zur Ruchtschasse bestimmt war, hatte an solchen Übungen keinen Antheil, und durfte nicht einmal Waffen tragen. Nur dafür sorgte

er, daß es diesen Unfreien nicht an Speise und Trank gebrach, wenn sie einmal von dem Herrn bei ihren Besuchen gebraucht wurden. Sie durften, wenn sie das Wohl auf die Ehre trieben, Speise mit sich nehmen, obgleich kein Freier sich dergleichen unterstehen durfte. Auf Reisen führte er sie, wie das Esstvieh, zur Tränke, und wenn es Mittag war, so wartete er, bis sie gegessen hatten, damit der Hunger sie nicht abzu sehr quälte. Dafür nannten sie ihn denn, eben sowohl wie die Großen, ihren Vater, ob er gleich nur dafür sorgte, daß sie immer Knochen bleiben möchten.^{*)}

*) „Während seines Aufenthaltes in Babylon beschloß er, die übermüdeten Völker mit Satrapen zu versehen. Indesß war kein Gedanke, daß die Commandanten der Heerungen, und die Militär-Befehlshaber in den Provinzen nur von ihm abhängen sollten; und zwar gebrachte er diese Vorsicht, damit, wenn einmal ein Satrap, gekühdet von seinem Reichthum oder von der Menge seiner Untergebenen, übermüthig würde und nicht länger gehorchen wollte, er seine Widersacher in seiner eignen Provinz finden möchte. Bei diesem Vorhaben hielt er es für gut, seine Freunde zu versammeln und es ihnen vorher bekannt zu machen, damit Die, welche als Statthalter abgehen sollten, genau wüßten, woran sie wären; denn er wolte, sie würden es sich auf solche Weise lieber gefallen lassen, als wenn sie erst nach angetretener Statthalterschaft mit dieser Einrichtung bekannt würden. — Den abgehenden Statthaltern befohl

*) Lib. VIII, c. 6.

er, so viel als immer möglich, alles so einzurichten, wie sie es bei ihm gesehen hätten. Sie sollten sich aus den Persern und Bundesgenossen, die mit ihnen in die Provinz zögen, Reiterei und Streitwagen reichlich; und wer von diesen Persern und Bundesgenossen Ländereien und Paläste erhalten, die sollte verpflichtet seyn, bei Hofe zu erscheinen, frugal zu leben und dem Satrapen hold und gewärtig zu seyn. Der Satrap aber sollte die Kinder seiner Vasallen an seinem Hofe erziehen lassen, so wie es bei ihm geschähe, und seiner Braut oft auf die Jagd führen, um sie dadurch, so wie sich selbst, zu Kriegerübungen geschickter zu machen. Wer von euch fröhe er hinzu, mir, nach Verhältnis seiner Macht, die meisten Streitwagen und die besten Reiter wird darbieten können, den werde ich als einen guten Freund und eine feste Stütze des Reiches ehren. Wähle auch bei euch, wie es bei mir hergebracht ist, den Tapfersten die oberste Stelle an; und was euren Rath betrifft, so richte sie ihn so ein, daß er nicht bloß für euch und eure Haus hinlauge, sondern auch reichlich genug besetzt sey, um davon euren Freunden mitzutheilen. Leget auch Ehrengärten an, und besetzet Wild in denselben; esse aber nicht eher, als bis ihr gemahlen habt, und laßt eure Pferde nicht eher Futter geben, als bis sie getummelt sind. Als Einzelner bin ich nicht im Stande, eure Verjüge durch menschliche Tapferkeit zu beschützen; ich muß tapfere Leute zu Hülfe nehmen, um euch mit ihnen beizujagen, und auf gleiche Weise mößt ihr mit den in euren Provinzen befindlichen Tapfern mit Besatz versehen. Bedenket auch, daß ich das, was ich euch be-

fehle, welche Stellen auftrage. Was ich euch befehle, das übt ich selbst.“

Es wird noch eine andere Erfindung von ihm angeführt, welche mit der Seelge des Reiches im ersten Zusammenhange stand, und durch welche er auch aus den auferstehenden Segnissen von dem Stande der Caesars Abschied unternahm worden konnte. Er untersuchte nämlich, welche Strecke ein gutes Pferd in einem Tage zurücklegen könne, ließ in den nöthigen Einrichtungen Pferdehufe erbauen, und versah dieselben mit Pfeden und Keulen, denen die Wartung anvertraut war. In jedem dieser Orte zum befehle er auch einen Mann, um eingehende Briefe anzunehmen und sie weiter zu führen, auch die ermüdeten Pferde in den Stall zu gehen und an ihrer Stelle frische zu geben. Selbst des Nachts gingen diese Boten, und der Taghote wurde von dem Nachbarn abgeholt. Auf solche Weise konnten die Boten schneller ihre Bestimmung erfüllen, als fliegende Kranich; und war dem auch nicht so, so war dies doch die schnellste Art, wie ein Mensch zu Lande fortzukommen kann. Vornehmlich war diese Einrichtung, so fern auf die eingelaufenen Nachrichten sorglich Vorkehrungen getroffen werden konnten.“

So Teneschen in dem Bilde, das er uns von den Einrichtungen des Lyres entwirft.

Ob Lyres wirklich der Urheber dieser Einrichtungen war, ist kaum ein Gegenstand der Frage. Das

Medisch, Persische Reich war lange vor Kyrus da; und da man voraussetzen muß, daß dieses Reich, welches dem Perser-Staate in der Cultur sehr überlegen war, seine Einrichtungen seit vielen Jahrhunderten gehabt habe: so ist es mehr als wahrscheinlich, daß Kyrus behielt, was er vorfand, und was er abändern weder die Macht, noch die Nothwendigkeit hatte. Das Schicksal der cultivirten Staaten Asiens ist zu allen Zeiten ein und dasselbe gewesen: nämlich, von solchen Völkern verschlungen zu werden, welche zwar in der Cultur hinter ihnen zurück waren, aber dafür desto frischeren Muth hatten. Die Perser, lange den Medern unterworfen, waren ein Völkchen in den gebirgigen Theilen der Landschaft Persien, und führten, wo nicht ganz, doch gewiß dem größten Theile nach, ein nomadisches Leben. Sie waren, wie die sämtlichen Hordenvölker Asiens, in Stämme getheilt, die sich, der Lebensart nach, auf's Wesentlichste von einander unterschieden; denn drei waren Kriegerstämme, drei trieben Ackerbau, und vier nomadischen. Herrschender Stamm war der der Pasargaden. Zu diesem gehörte Kyrus; und, wie in späteren Zeiten Dschingis-Khan zum Oberhaupt aller Mongolischen Horden gewählt wurde, so scheint auch Kyrus zum Oberhaupt aller persischen Stämme zu einer Zeit gewählt worden zu seyn, wo das medische und das babylonische Reich im Verfall waren und einer Aufrichtung bedurften, welche nur minder verderbter Hordenvölker geben konnten. Unstreitig war Kyrus ein unternehmender Mann, wenn gleich nicht weniger als das, was Xenophon aus ihm machen möchte, indem er ihm Weisheit und eine

Sittenslehre unterschiede, die nur in der Schule des Sokrates erweisen werden konnten.

Sehen wir nun auf eine Vergleichung der Schließung des Kypros ein, so ist in der That nichts Wundersamer, als daß eben der Mann, der, allen seinen Grundregeln zu Folge, sich jeder Erödterung hätte enthalten sollen, nach der Erzwingung von Babylon seine Herrschaft vorzüglich dadurch zu sichern und zu beschließen sucht, daß er sich mit einer Erbtochter von Verschattene umgibt. Dies ist einer von den großen Widersprüchen, welche nothwendig entstehen, wenn man die Thatfachen der Geschichte noch zu etwas mehr gebrauchen will, als weya sie vorhanden sind. Es lag gewiß von je her in der Organisation der größeren Reiche des Orients, daß die Könige ohne diese Königin-Klasse nicht fertig werden konnten; der militärische Despotismus, ohne welchen diese Reiche nicht bestehen konnten, brachte es mit sich, daß die Ehre ihrer persönliche Sicherheit am wenigsten der Krieger-Kaste anvertrauen durften. Es ist also an und für sich nichts Dagegen einzumenden, daß Kypros, nachdem er aufgeführt hatte, bloßes Oberhaupt der persischen Soldaten zu seyn, seine Zuflucht zu den Eunuchen nimmt; aber daß der Persische Kypros dies thut, ist nicht zu bezweifeln, weil es ihn in Widerspruch mit sich selber setzt. Laß er sich auf Verschattene ein, so war kein Grund vorhanden, dem Harim zu entsagen: einer Institution, welcher die Verschatteten unstreitig ihre Entstehung verdanken. Warum aber spricht Xenophon nicht auch von dem Harim des Kypros? Der Grund ist klar. Neben dem Ha-

ren hätte nicht die Rede seyn können von Euthaliamina, Selbstherrschung und anderen Tugenden; der Widerspruch würde sehr auffallend gewesen seyn und griechische Leser empört haben. Doch betrachten wir dies als eine Kleinigkeit!

Nach Xenophon hatte das von Cyrus gestiftete Reich folgende Grenzen: gegen Morgen das rothe Meer, gegen Mitternacht den Pentus Euxinus, gegen Abend Syros und Aegypten, gegen Mittag Serbopien. Man irrt schwerlich, wenn man dies Reich für so groß annimmt, als Spanien, Frankreich und Deutschland zusammen genommen. Diese bedeutende Ländermasse zerfiel allerdings in Provinzen; aber war die Abtheilung so getroffen, daß die Einheit der Regierung gesichert blieb? Dies scheint nicht der Fall gewesen zu seyn. Der eigentlichen Satrapien gab es, nach Xenophon, nur sechs; denn er erzählt, Megabyses sey nach Arabien, Artabates nach Kappadocien, Arakamas nach Groß-Phrygien, Cleusantos nach Lydien und Jonien, Abdusos nach Karien, und Pharnachos nach dem hellenpontischen Phrygien und nach Bithonien gesendet worden; und er fügt hinzu, Kilikien, Syros und Paphlagonien hätten keine Satrapen erhalten, weil sie gegen Babylon freiwilligen Beistand geleistet. Die Provinzen, welche von Satrapen regiert wurden, waren nicht weniger als gesichert; dies beweiset die Geschichte aller dieser Satrapien, in welchen Mißfall und Empörung an der Tagesordnung waren. Aber wie stand es nun in denen Provinzen, die, wie es scheint, keine eigentlichen Satrapen hatten? Wodurch war in ihnen die Autori-

tät des Königs gestützt? Woher wir annehmen, daß die *Minister-Schels* hier für alles eingestanden haben: wo nicht alldann die *effigies justis imperii* des Cicero? Da, wo man von dem Grundsatz ausgeht, daß *Unerschrockenheit* nicht genug daneben gehalten werden können, wenn sie in den Schranken des blinden Gehorsams bleiben sollen, mag die Regierung sich immerhin eine väterliche nennen, oder von dem *Sklavensinn* der *Unerschrockenen* so genannt werden: sie ist und bleibt, wo nicht eine *tyrannische*, doch eine *despotische* Regierung, die nur allzu bald dahin gelangt, der Herrschaft, welche sie ausüben möchte, entsagen zu müssen. In Wahrheit, es ist auffallend, daß *Krotophon* seinen Helden Dinge sagen läßt, die nie über seine Lippen hätten kommen sollen, z. B. über die Behandlung der Einwohner von *Babelon*, und über die der *erschauenden* *Unterthanen*. Doch beim rechten Picht: besetzen, möchte der *Unterschied* in den *Sinnungen* eines *Arthabraton* von *Krotophon's* *Schlage*, und eines *Königs* von *Persien*, der so eben seine *Eroberungen* vollendet hatte, so groß nicht seyn; und das einzige *Werkwürdigste* bleibt, daß *Krotophon* am *Schlusse* seiner *Kyropädie* mit einer *Art* von *Bedauern* sagen konnte: gleich nach dem *Tode* des *Kyros* hätten sich seine *Söhne* über die *Herrschaft* *entworfen*, und *Soldat* und *Bürger* wären *abgefallen*, und alles habe sich *verschlimmert*. Wie konnte es denn anders kommen? War denn das *Reich* nicht viel zu groß, als daß ein *Einiger* die *Seele* des *Ganzen* hätte seyn können? und waren die *Miner*, dieses *Ganze* zu *halten*, nicht viel zu *schwach*, als daß sie

nicht hätten unwirksam werden müssen, sobald sie aufgehört, jersöhrend zu seyn? Denn das ist das Schicksal aller Militär- Staaten, daß sie in sich verfallen, sobald es dahin gekommen ist, daß das Militär keine feindselige Tendenz mehr hat: eine Erscheinung, die sich nach dem ersten Menschenalters einzustellen pflegt.

Was dem unterrichteten Leser der Kyropädie am meisten auffallen muß, ist die große Ähnlichkeit zwischen den Einrichtungen und Sitten der Perser, und denen der alten Germanen. Dieselbe Stamm-Verfassung, dieselben Hofverhältnisse, dieselbe scheinbare Hürigkeit bei einem fortwährenden Streben nach Unabhängigkeit und Freiheit; und eben deswegen auch dieselben Erscheinungen in dem einen und dem andern Reiche! Man glaubt sich in das Mittelalter versetzt, wenn man das flehente und achte Buch der Kyropädie liest. Hier hat Xenophon nichts erfunden. Wie unbegreiflich ihm auch die Thatfachen der persischen Welt seyn mögen, so hat er sie doch nicht in einem solchen Grade entstellen können, daß sie verwischt werden wären. Sein Xyros ist freilich nicht weiter, als ein griechischer Philosoph auf dem persischen Throne — ungefähr das, was Xenophon gewesen seyn würde, wenn ihm das Schicksal zur Beherrschung eines großen Reiches beschieden hätte: aber die persische Welt steht in ihrer Eigenthümlichkeit da, und diese Eigenthümlichkeit ist um so ansehnlicher, je weniger sich ihre Ähnlichkeit mit dem Wesen der alten germanischen Welt verkennt läßt. Es fehlt nicht an andern Spuren, um zu der Vermuthung zu gelangen, daß Perser und Germanen gleicher Ursprung

gehört haben, und die große Schmelzhitze der Sprache beider Völker wird vielleicht unter allen Umständen den Ausschlag geben müssen; wenn dem aber auch nicht so wäre, so würde der Inhalt der Myropödie ausreichen, die Einheit des Ursprungs von Persern und Germanen darzutun.

Um nun zu der Frage zurückzukehren, welche die Uberschrift dieses Aufsatzes ausmacht; so müssen wir bemerken, daß die Alten von Dem, was man in unsern Zeiten durch den Ausdruck „constitutionelle Monarchie“ bezeichnet, gar keine Ahnung hatten. Denn wenn darunter nur die Regierungsform verstanden werden kann, welche, Einheit und Beschaffenheit in ihren Grund-Charakteren vereinigt, die Gewalt nur um des Rechts willen übt, und folglich nicht das Rechte durch die Gewalt setzt; so brachte selbst die Natur der alten Staaten es mit sich, daß man sich nicht zu der Idee einer solchen Regierungsform erheben konnte. Noch jetzt bemerken wir, daß, um diese Idee zu verwirklichen, nichts so notwendig ist, als eine gewisse Größe der Staaten, welche man in die Verfassung gerathen könnte, „die eben recht“ zu nennen. Sind nämlich die Staaten allzu klein, so gemäßen Verwaltung und Vertretung (Einheit und Beschaffenheit) leicht in eine so innige Verbindung, daß an kein klärendes Verhältniß zwischen beiden zu denken ist; und sind die Staaten allzu groß, so fällt jeder Conflict zwischen Verwaltung und Vertretung ganz von selbst weg, weil die erstere nicht freien Spielraum genug bekommen kann. Folgt man der Geschichte, so macht man leicht die Entdeckung, daß alle

Anti-Monarchie, oder sogenannte Republik, aus dem Staat. Weisen, alle Monarchie hingegen aus dem Horden. Weisen hervorgegangen ist. Jenes, auf einem engen Raum beschränkt, trieb zum Bewußt des höchsten Grades von Freiheit, der sich mit diesem engen Raum vertrug; dieses, unbeschränkt durch den Raum, machte die Unterwerfung unter den Willen eines Einzigen zur absoluten Pflicht, weil sonst nicht auf Bestdauer zu rechnen war. Ohne den Gegensatz von Stadt- und Horden. Wesen würde also das menschliche Geschlecht nie so entgegengesetzte Regierungsarten kennen gelernt haben, wie Monarchie und Anti-Monarchie sind. Das Erkern ist die Sache des Horden. Wesens; und wenn man von dem römischen Reiche absieht, das seine Entstehung dem Erweiterungsstribe einer einzelnen Stadt verdankt, so sind alle großen Reiche durch den Unternehmungsgreiz der Horden. Anführer gestiftet worden. Staaten, in welchen sich die Regierung so ausbildet, daß sie ein Zusammengesetztes aus Einheit und Gesellschaftlichkeit wird, sind alle diejenigen Bergesellschaftungen, in welchen Stadt- und Horden. Wesen zur Harmonie gebunden sind. Hieraus aber ist klar, warum im Alterthum Monarchie und Anti-Monarchie sich gegenseitig unzugänglich bleiben mußten, und warum man es selblich nie darauf anlegen konnte, beide mit einander zu vereinigen. Nur allzu sehr fühlte man in dem Anti-Monarchiem die Nothwendigkeit der Einheit, in den Monarchiem die Nothwendigkeit der Gesellschaftlichkeit; aber man verzweifelte an der Vereinigung von beiden. Ueberhaupt ist dies ein Gedanke, den nur die neuere

Zeit gehen konnte, in Kraft der Fortschritte, welche seit drei Jahrhunderten in der Natur-Philosophie gemacht worden sind: Fortschritte, die sich nicht länger verkennen lassen, und wesentlich auf der Ueberzeugung beruhen, die man gewonnen hat, daß, wie in der physischen, so auch in der moralischen Welt, Kraft ohne Gegenkraft, Wirkung ohne Gegenwirkung undenkbar ist.

Bemerkungen über die neueste Preisaufgabe der Akademie nützlicher Wissenschaften zu Erfurt.

Die Ähnlichkeit zwischen der Sphinx der alten, und zwischen den Akademien der Wissenschaften der neueren Zeit läßt sich schwerlich verkennen. Jene gab Räthsel auf, die gelöst werden sollten; diese thun dergleichen in ihren Preisfragen, die allenfalls für noch etwas mehr als bloße Räthsel gelten können. Die erstere belohnte den Oedipus mit einem Königreiche; die letzteren haben freilich keine Königreiche zu verschenten, aber sie belohnen mit Lobsprüchen und Ducaten.

Die Verschiedenheit zwischen der Sphinx der alten, und zwischen den Akademien der neueren Zeit stellt sich nicht eher dar, als bis man Rücksicht nimmt auf das Betragen von beiden in dem Falle, daß ihre Räthsel ungelöst blieben. Die Sphinx verfeischte; und dies war allerdings um so grausamer, da sie nicht hätte vergessen sollen, daß es unter allen Umständen weit leichter ist, zu fragen, als zu antworten, und da zugleich nichts Unausständigeres gedacht werden kann, als dem unbefangenen Wanderer, wie sie that, von einem Hinterhalte aus zu überfallen, und dann mit Wipproben zu drangsaliren.

Die Akademiker der Wissenschaften gehen weit menschlicher zu Werke; denn endlich überlassen sie Keinen mit ihrem Räthseln, und geben sogar ziemlich lange Bedenkzeit; zweitens werden sie nie böse, wenn ihre Räthsel ganz unbeantwortet bleiben; drittens machen sie gar kein Aufheben, wenn die Beantwortung nicht nach ihrem Sinne ist.

Bacon *) will das Ueberwiegende dieses Verfahrens darin finden, daß die Räthsel der Sphinx mehr praktischer als theoretischer Natur gewesen seyen; und er kann nicht Recht haben. Denn soll in der Erzählung von dem Besuche zwischen der Sphinx und dem Oedipus irgend ein Sinn erhalten seyn: so muß man annehmen, der thebanische Staat selbst sey die Sphinx gewesen. Nämlich auf folgende Weise. Der Staat war in Unordnung gerathen, und Alle, die es versucht hatten, ihn in Ordnung zu bringen, waren darüber zu Grunde gegangen, wie es bei Unordnungen zu geschehen pflegt. Zuletzt kam die Reihe an einen besonnenen Mann, der, durch das Schicksal seiner Vorgänger genöthigt, von dem Grundsatze ausging, daß man allmählig zu Werke gehen und nichts überreilen müsse. Ihm — sein Name war Oedipus (Diosfuß) — gelang, was den Uebrigen schicksallos war; und da die wiederhergestellte Ordnung eines Beschützers bedurfte, so wurde er auf die natürlichste Weise von der Welt König von Theben. Aus den Händen der Sphinx konnte er das Königreich nicht erhalten; denn

*) In der *Opera de dignitate Veterum* c. XXVIII.

selbst die Fabel führt von ihm an, daß er die Sphinx geädert und ihren Leichnam auf einem Efel fortgeschafft habe: ein vorzüglicher Zusatz, um die Unausforschlichkeit zu schildern, womit Oedipus, nachdem er alles zum Besten gebracht hatte, über Theben regierte.

Andere finden die Ursache der größeren Heurückigkeit moderner Sphinxen nicht sowohl in dem Unterschied zwischen Praxis und Theorie, als vielmehr in der Unbestimmtheit jener Räthsel, die man Preisaufgaben zu nennen pflegt. „Ein wichtiges Räthsel, sagen sie, muß selbst sein, ehe es aufgegeben werden kann. Wer bleibt in dem Falle, den die Fabel vorhält, nicht sofort, daß die Antwort des Oedipus die einzig richtige ist! und wie hätte sie es sein können, wenn die Frage nicht deutlich gedacht gewesen wäre! Versuche es sich nun auf gleiche Weise mit den Aufgaben, welche von den Akademien der Wissenschaften ausgehen: so würden diese unstreitig ein wenig strenger sein. Doch weil die Räthsel der Akademien in der Regel keine gelösten Räthsel sind, d. h. weil man in den Preisaufgaben sehr häufig nur einen Versuch macht, ob man einen richtigen Gedanken gehabt habe, oder nicht: so bleibt nach eingegangener Antwort nichts anderes übrig, als höchst mild und artig zu sein, damit es nicht scheinen möge, als habe man bloßen Scherz getrieben. Die Alten verstanden sich selbst in ihren Fabeln auf die Natur der Dinge: sie lassen die Sphinx zerbrechen, weil ihre Räthsel nicht gelöst werden sind; dafür aber lassen sie auch den Leichnam der besiegten Sphinx auf einem Efel davon getragen werden. Eines belingt das Andere mit sich.

Doeh solche Systeme haben nicht den Beifall der Weis-
eren. Sie bleiben in einer anstößigen Form; und
selbst, indem sie das Richteramt üben, nehmen sie ihre
Stellung noch immer so, daß sie weder beleidigen, noch
beleidigt werden können, und daß es auf die gefälligste
Weise möglich bleibt, mit welchem Rechte sie sich zu
Richtern aufwerfen.“

Darauf sich auch die Beaufsichtigung der modernen
Synagoge, Akademien der Wissenschaften genannt, gründe
den möge: die Aufgabe, auf deren Lösung und unzuf-
sichende Antwort die Akademie nürnbergischer Wissenschaften zu
Erfurt den Preis von Einhundert Thalern gesetzt hat,
verdient es wohl, daß man sie näher beleuchte.

Es soll ausgemittelt werden:

- 1) welchen Einfluß der Befreiungskrieg der Jahre
1813 bis 1815 auf die Entwicklung der Mensch-
heit in ihrer reinen Idee gehabt hat;
- 2) in wie fern die Menschheit durch denselben dieser
reinen Idee näher gebracht ist, oder sich weiter
von derselben entfernt hat;
- 3) aus welchen Erscheinungen des bürgerlichen Lebens
sich dieses erkennen lasse, und in welchen Ländern
Europa's solche vorkommen, die ein Vor- und ein
Nachtheilen beurlunden.

Hinüber einige Bemerkungen zu machen, wird um
so mehr erlaubt seyn, je gewöhnlicher es ist, daß Ak-
ademien Preisfragen stellen, in welchen die Natur der
Dinge eben so sehr verkannt wird, als die Grenzen des
menschlichen Geistes. Sollen die Wissenschaften gedeihen,
so ist vor allen Dingen nöthig, daß man sich nicht über

das Mögliche thut; denn wo so etwas Statt findet, da wird Alles zu Land.

Ich frage also zunächst: „Was ist Entwicklung der Menschheit in ihrer reinen Idee?“

Der Ausdruck, den man hier gebraucht hat, ist weit davon entfernt, so verständlich zu seyn, als er wohl seyn sollte. Man versuche, ihn in das Französische, oder in jede andre Sprache zu übersetzen; und man wird sogleich finden, wie unvollkommen er ist.

Das Wort Menschheit wird in einer doppelten Bedeutung gebraucht: Einmal, für menschliches Geschlecht; zweitens für das, was man durch Humanität zu bezeichnen pflegt. Welche von diesen beiden Bedeutungen soll nun gelten? Unstreitig die letztere, weil der Zusatz „in ihrer reinen Idee“ dadurch allein einen Sinn erhält.

Aber, wenn diese Bedeutung den Vortug erhalten muß, wie kommt man alddann zu der Frage: welchen Einfluß der Befreiungskrieg auf die Entwicklung der Menschheit in ihrer reinen Idee gehabt habe. So wenig die Humanität einen Krieg erzeugen kann, eben so wenig kann der Krieg die Humanität entwickeln; beide sind Entgegengesetzter, die einander nur abstoßen können. Ein Krieg ist ein vortreffliches Mittel, das Staatsbürgerliche im dem Menschen zu entwickeln, und diese Wirkung bringt er um so sicherer hervor, je länger er anhält; allein das Staatsbürgerliche ist auch in vielen Punkten das Entgegengesetzte des Menschlichen, wenn gleich dieses nicht anders, als in dem Staatsbürgerlichen, zum Vorschein treten kann. Was das Wort Menschheit noch in einer andern Bedeutung genommen

werden, so gesteht ich, daß mir dieselbe ganz unbekannt ist. Zwar bin ich im Stande, zu sehen, daß etwas gemeint sey, was, unabhängig von Zeit und Umständen, die Idee der plastischen Natur in Aufhebung des menschlichen Geschlechtes ausdrückt; allein alsdann begreife ich wiederum nicht, wie man einen Krieg damit in Verbindung bringen und fragen konnte, in wie fern dieser Krieg zur Entwicklung dieser Idee beigetragen habe: denn entweder diese Idee ist da; und alsdann braucht sie nicht entwickelt zu werden; oder sie ist nicht da; und alsdann ist ihre Entwicklung unmöglich. In dem einen, wie in dem andern Falle, ist die Aufgabe kein Gegenstand der Verantwortung.

Es bleibt also schwerlich etwas Anderes übrig, als den Ausdruck Menschheit in dem Sinne zu nehmen, worin er gleichbedeutend ist mit menschlichem Geschlechte. Hier aber stellen sich besondere Schwierigkeiten für die Verantwortung der aufgeworfenen Frage dar. Unstreitig giebt es eine Entwicklung des menschlichen Geschlechtes, wie unbekannt uns auch die Gesetze seyn mögen, nach welchen sie erfolgt. Soll man angegeben werden, welchen Einfluß eine so einzelne Begebenheit, wie die Befreiungskriege von 1813 und 1815, auf die Entwicklung des menschlichen Geschlechtes haben: so darf man nicht vergessen, daß dasselbe nicht bloß durch bedeutende Klüfte von einander getrennt, sondern auch durch Sprachen, Sitten und Gesetze sehr wesentlich geschieden ist; nicht vergessen, daß es in Asien, Afrika und Amerika zahlreiche Völker giebt, bis zu welchen die glorreiche Kunde von einer wiederholten

Einnahme der Hauptstadt Frankreichs gar noch nicht trübselig ist, oder (wenn dies übertrieben *seps solus*) welche gegen Das, was in Europa vorgeht, eben so gleichgültig sind, wie die Europäer gegen die Umwälzungen in Japan, China, den Staaten des inneren Afriks, und denen der Südsee-Inseln; nicht vergessen endlich, daß es mit dem Interesse an den wichtigsten Ereignissen nicht anders geht, als mit der Bewegung des Schalls, welche, nach Maßgabe der Entfernung, immer schwächer wird. Das ganze menschliche Geschlecht in allen seinen großen und kleinen Abtheilungen, muß Demjenigen vorstehen, welcher bestimmen will, wie die genannten Freiheitskriege auf die Entwicklung der Menschheit eingewirkt haben. Wer aber kann darüber etwas bestimmen! Wer ist allgegenwärtig genug, um alle die Beziehungen aufzufassen, worin die ungleichartigen Völker zu Europa stehen, und um zu beurtheilen, ob es unter diesen nicht einzelne gebe, welche weit davon entfernt sind, den Begebenheiten der Jahre 1813 und 1815, wie über alles wichtig sie auch den Europäern erscheinen mögen, irgend eine ernste Eindrückung auf sich zu gestatten! Wäre es denn so ganz unmöglich, daß sich die Europäer, in ihren verschiedenen Abtheilungen, über die Größe des Ergebnisses täuschten? Wäre es ganz unmöglich, daß ihnen nach zehn, zwanzig, dreißig Jahren in Ansehung desselben begegnete, was ihnen so oft begegnet ist, wenn die Erinnerung an gemachte Anstrengungen noch ganz frisch war, nämlich zu über-treiben? Die Akademie möglicher Wissenschaften zu Erfurt würde aus vielen anderen Gründen, zugleich aber

nach aus diesem, wohl gethan haben, wenn sie sich die einfache Frage vorgelegt hätte: ob sie nach etwa fünfzig Jahren die Aufgabe noch eben so stellen würde, wie sie dieselbe in dem Jahre 1817, nicht zwei volle Jahre nach dem Abschluß des letzten Pariser Friedens, gestellt hat *).

Selbst wenn man von dem Einfluß der Befreiungskriege der letzten Zeit auf die Entwicklung der Menschheit noch ihrem ganzen Umfange absieht, und sich auf die Beurtheilung dieses Einflusses auf die Entwicklung desjenigen Theils des menschlichen Geschlechtes beschränkt, den man die europäische Menschheit zu nennen pflegt: wie schwer bleibt es noch immer, zu einem Ergebnisse zu gelangen, das Alles als wahr einleuchtet, und sich dadurch wie von selbst verteidigt! In der sibirischen Welt werden alle Wirkungen zu Ursachen neuer Wirkungen. Die Befreiungskriege der Jahre 1813 und 1815 stehen also nach ihrer Vollendung freilich als Ursachen da; wer eruiert aber, wie sie auf jedes einzelne Volk von Europa einwirken, und was der Erfolg dieser Einwirkung seyn werde! Will man sich nicht bloßen Vermuthungen hin-

*) Bacon sagt in der oben angeführten Abhandlung: *Assignatum Spingiis in universum aut duo generis assignata de natura rerum, atque assignata de natura hominis. Similiter in praesentem relationis duo sequuntur imperia: imperium in naturam, et imperium in homines. Verum enim Philosophiae naturalis finis proprius et ultimus est in res naturales, licet schola, schola concertis et armonibus transacta, res et opera negligat et sua proficiat. Dies wird hier nur angeführt, um den Akademiker, in Rücksicht ihrer Pflichten, so möglich, eine andere Richtung zu geben.*

gehen, will man irgend einen festen Boden für sein Raisonnement gewinnen: so muß man stehen bleiben bei den Thatfachen, welche Niemand leugnet, und den Gedanken festhalten, daß das Menschliche sich nur im Staatsbürgerlichen offenbaren kann, weil der gesellschaftliche Zustand für den Menschen zugleich der natürliche ist. Hier nun muß man sogleich bekennen, daß die Gestalt Europa's durch jene Freiheitskriege auf Wesentlichkeit verändert worden ist. Durch sie ist bewirkt worden, daß der Kaiser von Portugal zwar das Recht erhalten hat, nach Lissabon zurückzukehren, aber aus überwiegender Ursache in Rio Janeiro zurückgeblieben ist, nämlich um die Gefahren zu besorgen, von welchen Brasilien in dem Aufstande der spanisch-amerikanischen Provinzen gegen das Mutterland bedrohet war: ein Entschluß, welcher die Folge gehabt hat, daß ein europäisches Königreich zu einer amerikanischen Provinz geworden ist. Durch sie ist bewirkt worden, daß Spanien seine alte Dynastie zurückgehalten hat, nichtweil sie, daß die Fesseln des kirchlichen Despotismus, von welchen es sich befreien wollte, zu eben der Zeit wieder hergestellt sind, wo es seine amerikanischen Colonien unabtrennlich verliert. Durch sie ist bewirkt worden, daß Frankreich, indem es seine alte Dynastie zurückgehalten hat, fähig geworden ist, die Idee einer Volksoberleitung vollkommener, als bis dahin, zu entwickeln, so daß in seinem politischen Systeme Kraft und Gegenkraft auf eine Weise verbunden sind, welche den Despotismus entfernt, und die Güter der Geseze verbürgt. Dieselben Befreiungskriege haben Oesterrei-

fanniaad Herrschaft vermehrt, aber seiner National-
 Schuld eine Wunde gegeben, die sie nur allzu bedenklich
 macht. Für Deutschland haben diese Kriege die Wir-
 kung herbeigeführt, daß es in acht und vierzig Euro-
 päerstaaten zerfallen ist, welche durch das Schwächste aller
 Bünde zusammengehalten und zur Einheit bearbeitet
 werden. Italien hat seine alten Beherrscher zurückge-
 kommen, aber es fühlt, daß es nicht mehr ist, was es
 sonst war; und indem der Papst nach Rom zurückge-
 kehrt ist, wird die europäische Welt aus der Zeit in
 die Vergangenheit zurückgezogen, wo sie weder leben
 will, noch leben kann. Die nordischen Mächte haben,
 theils unter sich, theils in Verbindung mit dem übrigen
 Europa, ihre Verhältnisse verändert: Norwegen, von
 Dänemark getrennt, ist mit Schweden vereinigt wor-
 den, und durch die Errichtung des Königreichs Polen
 ist Rußland über die Weichsel vorgedrungen. Nur die
 Türkei ist unverändert geblieben. Dies sind die Wir-
 kungen der Befreiungskriege von 1813 und 1815; dies
 die blutigen Erbsen, deren Hir- oder Eigennutzen
 wirken die künftigen Schicksale von Europa bestimmen
 muß. Wer aber ist klug genug, über diese Schicksale
 schon jetzt etwas festsetzen zu wollen!

Der Gang der Natur in der Entwicklung des
 menschlichen Geschlechts ist so groß, daß bis jetzt noch
 keine Erziehungskraft ausgereicht hat, ihn zu fassen;
 ihre Wege sind nicht selten die umgekehrten von den-
 jenigen, die der Mensch für die einzig richtigen hält.
 Eben deswegen irrt man sich so leicht in der Beurthei-
 lung der Erfolge. Es kommt hinzu, daß der Mensch so

geneigt ist, in Ansehung der Zeit keinen Unterschied zu machen zwischen Dem, was sie für Europa, und Dem, was sie für Völler wirkt. Ein Zeitraum von wenigen Jahren — wie wichtig ist er für die Entwicklung des Zeitbewußtseins! Wie unwichtig aber ist eben dieser Zeitraum für die Entwicklung eines Volkes, oder einer Gesellschaft von Völlern! Dies hätte die Akademie nicht über Wissenschaften zu Erfurt wohl bedenken sollen. Wenn die Frage aufgeworfen wird, was die Reformen für Europa geleistet hat; so ist in dieser Frage Sinn: denn sie setzt einen Zeitraum von drei Jahrhunderten; und wer auf die Beantwortung derselben eingeht, überschauet eine Kette von Ursachen und Wirkungen, die irgend ein Urtheil zuläßt. Eben so, wenn die Frage aufgeworfen wird: wie hängt der weltbürgerliche Friede zusammen mit den Begebenheiten des Jahres 1806, und mit Dem, was aus diesen Begebenheiten für Deutschland gefolgt ist? Was läßt sich aber überschauen, wenn gefragt wird: welchen Einfluß haben die Befreiungskriege von 1813 und 1815 auf die Entwicklung der Menschheit in ihrer reinen Idee gehabt? Was läßt sich antworten, wenn gefordert wird, daß die Antwort im nächsten Jahre abgeliefert werden soll! Wäre die Frage im Jahre 1917 aufgeworfen worden, dann hätte sie ungerichtlich einen Sinn gehabt; da sie aber ein Jahrhundert zu früh gekommen ist, so muß man sie für ein Opferkonzert erklären, in welchem das Leben der Völler auf das Unbegreiflichste verkannt worden ist. Denn was soll an die Stelle der Thatsachen treten, welche bei Fragen dieser Art allein in Betrachtung zu

kommen verdienen? Erdumr, Stuchmafungen, Prophe-
zungen? Und doch muß man gefehen, daß dieß die
einzige Antwort auf die Frage der Akademie möglicher
Wiffenfchaften zu Erfurt ift.

Wie man fich auch denken und wenden mag, um
alles Fabelhafte aus der Verantwortung zu entfernen:
es geht nicht, weil alles Wirkliche politifch ift. Wie
man fich auch denken und wenden mag, um der Ant-
wort nicht einen prophetifchen Anftich zu geben: es
geht nicht, weil man fich in die Zukunft um fo mehr
verfehlen muß, je weniger man fich mit ihr zu schaffen
machen foll. Es giebt aber im Grunde nur zwei Dinge,
welche als Refultate der Befreiungskriege von 1813
und 1815 ihren Einfluß über das ganze Europa zu er-
ftreden, und den geftändlichen Zuftand in diefem
Ertheile von Grund aus zu verändern verheiffen. Das
eine diefer Dinge ift die Zurückführung der Bourbonn
nach Frankreich; das andere, die Unabhängigkeit des
spanifchen Amerika von dem Mutterlande. Beide Dinge
find nicht auf gleiche Weife aus dem Befreiungskriege
hervorgegangen; man kann die Zurückführung der Bour-
bonn nach Frankreich eine unmittelbare, die Unabhän-
gigkeit des spanifchen Amerika (fo fern fie als vollkom-
men gedacht werden darf) eine mittelbare Wirkung des-
felben nennen. Doch in welchem Verhältnisse auch beide
Erfcheinungen, als Wirkungen einer bestimmten Urfache,
zu den Befreiungskriegen ftehen mögen: fo verdienen
fie vorzüglich, daß man bei ihnen verweile, um zu be-
urtheilen, was fie als Urfachen laffen werden.

Was nun zunächft die Rückkehr der Bourbonn

nach Frankreich betrifft, so muß man sie als die unmittelbare Ursache des politischen Systems betrachten, welches Frankreich seitdem angenommen hat. Nur unter einem rechtmäßigen Könige konnten die Franzosen wahren und bleibenden Antheil an der Befestigung erhalten. Ich sage: wahren und bleibenden Antheil an der Befestigung; und ich fürchte nicht weniger, als den Widerspruch Derer, welche wissen, auf welchem Grund und Boden die Volkstrennung in Frankreich beruhet. Nur da giebt es wahren und bleibenden Antheil an der Befestigung, wo die Volkstrennung Demokratie und Aristokratie gleich sehr durchschneidet; und da dies gegentheilig in Frankreich der Fall ist, so darf man behaupten, die französische Regierung habe sich dem Organismus genähert, welcher bisher immer als der vollkommenste vorgeschwehrt hat, so schwer er auch zu erreichen war. Dies nun vorausgesetzt, entsteht die Frage: welches werden die Wirkungen dieses besseren Organismus für eine Welt seyn, welche seit Jahrhunderten ein so starkes Bedürfnis fühlte, wie sich selbst im Gleichgewichte zu sehen? Hier eröffnet sich eine Aussicht, die, wie groß sie auch seyn möge, nichts weniger als heiter ist. Kaum hat Frankreich sein Inneres auf eine Weise geordnet, welche auf dauernde Harmonie schließen läßt, so ist Großbritannien in die schmerzhafteste Unruhe gerathen. Weß, als auf jedem andern Punkte der europäischen Welt, sieht man auf dem britischen Inseln, daß Frankreich, in Folge seiner überhandenen Umwälzung, einen bewundernswürdigen Vorzug gewonnen hat, der zu einem gefährlichen

dem

then werden kann, wenn man nicht die Kunst versteht, ihn entweder zu vernichten — was nicht wohl möglich ist —, oder ihn sich anzueignen — was mit großen Schwierigkeiten verbunden seyn dürfte. Lauter spricht man in dem britischen Parlamente von den Nachtheilen einer oligarchischen Regierung; stärker bezeugt man auf eine Parlaments-Reform, weil in dieser das einzige Mittel enthalten ist, zu einer Volkvertretung zu gelangen. Spanien ist eine Welt für sich, welche die Entwicklung des übrigen Europa nur ungenügend theilt; aber tief erschüttert, theils durch die gewaltsamen Reformations-Verfuche, deren Urheber Napoleon war, theils durch den unabwendbaren Abfall der amerikanischen Colonien, scheint es eines längeren Zeitraums zu bedürfen, um die Ruhe wieder zu finden, die es verloren hat. In von Deutschland die Rede, so darf man nicht vergessen, daß es in acht und dreißig Bundesstaaten getheilt ist, von welchen jede ihren besondern Vortheil mit verfolgt, und daß der Bundestag die, einem großen Reiche nothwendige Einheit nicht ersetzt als giebt. Italien, das schöne Italien, ist in allen seinen Abtheilungen seit ungefähr zwanzig Jahren von einer Hand in die andere gegangen, zum unerkennbaren Verderben seiner Bewohner, welche, wie die übrigen Europäer, Etwas haben wollen, das sie mit Standhaftigkeit lieben können, und welchen in Hinsicht ihrer Dynastie keine Wahl gestattet war. Dänemark und Schweden scheinen sich mehr verglichen, als ausgeöhnt zu haben. Rußland beschreibt, wie alle sehr großen Reiche, seine eigene Bahn, unerreicht von den gesellschaftlichen Bedürfnis-

fen des übrigen Europa, der höhern Cultur auf eigen-
thümlichen Wegen entgegen gehend. Die Türkei folgt
eigenen Grundsätzen, welche immer die Farbe des Orient
tragen werden. So steht die europäische Welt da, voll
von neuen Sympathien und Antipathien, und in der
That recht wesentlich verändert gegen das, was sie vor
dreißig Jahren war. Nichts halten haben die Befreiungs-
kriege von 1813 und 1815 neue Kräfte abgesetzt, deren Ent-
faltung schwerlich zu verhindern ist. Doch wie diese Ent-
faltung von Staaten gehen, und was nach fünfzig oder hundert
Jahren aus ihr emporgewachsen seyn werde: dies
ist Etwas, das alle Berechnung übersteigt. Ganz unström-
tig wird es nach einem Jahrhundert noch ein Spanien,
ein Frankreich, ein Großbritannien, ein Deutschland,
ein Italien u. s. w. geben; allein, in welcher Eigen-
thümlichkeit alle diese Länder dastehen werden, läßt sich
nur in so fern fassen, als man voraussetzt, die Wissen-
schaft des Menschen und der Gesellschaft könne wäh-
rend dieses Zeitraumes nur an Evidenz gewinnen, und
die Schicksale der Staaten werden damit in dem eng-
sten Zusammenhange stehen.

Es könnte scheinen, als trüge die europäische Welt
ihre Entwöcklungs-Princip ausschließend in sich selbst.
Dem ist aber nicht also. An dem, was in den drei-
ßigen Jahrhunderten aus Europa geworden ist, haben
Amerika und Asien den wesentlichen Antheil; und, so
wie die nächste Vergangenheit sich nur dann vollstän-
dig erklären läßt, wenn man die Entdeckung des Co-
lumbus nicht aus den Augen verliert: so wird sich auch
die nächste Zukunft nur von solchen begerifen lassen, die

bei Beurtheilung der Erscheinungen auf die Einwirkungen des frei gewordenen America Rücksicht nehmen.

Wir kommen jetzt zu dem vorlern Punkte.

In dem Revolutionen-Kriege, den Europa bis zum Jahre 1815 zu bestehen hatte, sind Spaniens Colonien meist des Vortheils inne geworden, den ihre Unabhängigkeit vom Mutterlande mit sich führen würde. In-
gend einmal mußte die Stunde ihrer Befreiung schlagen; und der rechte Zeitpunkt schien ihnen gekommen, als die alte spanische Dynastie nach Frankreich verlegt wurde, und die Spanier, so wie die übrigen Europäer, mit ihren eigenen Angelegenheiten beschäftigt, ihnen keine bedeutende Hindernisse in den Weg legen konnten. Sie haben seitdem nicht aufgehört, für ihre Freiheit zu kämpfen, und die Kriege in Europa haben ihnen so viel Vortheil geleistet, daß sie dem Ziele ihrer Bestrebungen sehr nahe gekommen sind. Mit ihrer Unabhängigkeit beginnt eine neue Aera für Europa; und die Frage ist: wie wird sich die europäische Welt bilden, nachdem sie das Vorrecht verloren hat, ein ungeheures Festland jenseits des Ozeans zu beherrschen?

Wie man sich die Sache auch denken möge — die Freiheit der Amerikaner kann nicht verfehlen, vortheilhaft auf die Völker Europa's zurückzuwirken. Ist es einmal dahin gekommen, daß diese mit den Bewohnern von Mexico, Quico, Peru, Chili, Rio de la Plata in unmittelbare Berührung getreten sind: so haben sich alle Verhältnisse verändert, welche bisher das Wesen der europäischen Staatsgesellschaften ausmachten. Die Weltwirtschaft, von welcher Europa sich nicht trennen

kann, weil auf ihr die Mannichfaltigkeit der gesellschaftlichen Verrichtungen beruhet — die Weltwirthschaft wird und muß den Vortritt geben zu allen den gesellschaftlichen Anordnungen, welche der persönlichen Freiheit günstig sind; und so ist zu erwarten, daß die Unabhängigkeit der Amerikaner die erste Veranlassung seyn werde zur Aufhebung des lehren Heberensses der Königs- und Leibeigenschaft. Theilnahme an dem Welthandel zu gewinnen, dies wird der gemeinschaftliche Strebenpunkt aller Völker seyn, welche so gelegen sind, daß sie ein solches Verlangen theilhaftig werden können; und wenn die Politik bisher dem Küstenbesitz nur allzu sehr vernachlässigt hat, so wird es dahin kommen, daß man einen einzigen, vortheilhaft gelegenen Hafen in einen höhern Anschlag bringt, als die größte Provinz. Was hiermit zusammenhängt, sieht Jeder, ohne daß es aus- gesprochen wird. Was, was Spanien auf dem amerikanischen Festlande verliert, kommt der ganzen europäischen Welt zu Gute, und in der Unabhängigkeit der spanischen Amerikaner liegt ein unendlicher Entdeckungsstoff. Spanien selbst — wird es nach entschiedenem Verluste seiner amerikanischen Colonien bleiben können, was es bisher war? Wenn Spaniens Regierung jetzt noch glaubt, es liege in ihren Pflichten, die Eigenthümlichkeit zu beschützen, welche die Bewohner der pyrenäischen Halbinsel bisher von dem übrigen Europa gesondert haben: wird sie es auch nach zehn und zwanzig Jahren noch glauben können? Werden nicht Umstände eintreten, welche ihr keine andere Wahl gestatten, als nachzugeben zu seyn gegen die Forderungen der aufgeklärtesten Män-

ner der ganzen Nation? Werden ihre eigenen Bedürfnisse, wenn diese von Amerika aus nicht länger befriedigt werden können, sie nicht bestimmen, die jenseits des atlantischen Ozeans verlorenen Provinzen in Spanien selbst wieder zu gewinnen durch Aufhebung des Gewerbesteues und durch Beseitigung aller der Hindernisse, mit welchen dieses bisher zu kämpfen hatte? Wie aber steht es um so viele europäische Völkertheile, wenn Spanien dieselben nicht länger unterstützt und trägt? Was kann sogar fragen: was aus dem gepriesenen europäischen Gleichgewicht geworden sey, wenn Portugal und Spanien von ihren weltächtigen Colonien für immer getrennt sind. Was ist es jetzt? was wird es nach zwanzig bis dreißig Jahren geworden seyn, wenn der Handel sich in ganz anderen Bahnen bewegt? Vergeblich rechnet man auf Stillstand: er ist eben so wenig in der geistlichen, als in der physischen Welt anzutreffen; und so wie die Entdeckung Amerika's allen europäischen Dingen eine andere Wendung gegeben hat, eben so verspricht die Unabhängigkeit dieses großen Festlandes von europäischen Besitzern alle gegenwärtigen Verhältnisse abzuändern. Es ist in der That mehr als wahrscheinlich, daß unsere Nachkommen nach drei Jahrhunderten, indem sie die Reste der Verträge betrachten, welche von den letzten pariser Friedensschlüssen ausgegangen ist, überschauen, mit eben dem Mißthum auf unsere Begrabsheit zurückblicken werden, womit wir die vielfach vergeblichen Bemühungen unserer Vorfahren vor drei Jahrhunderten betrachteten.

Ich habe bisher gezeigt, Einmal, durch welche Be-

ordnung die Aufgabe der Academie nützlicher Wissenschaften zu Erfurt zu einem Ende wird, der sich entwickeln läßt; zweitens, welche Punkte es sind, auf welche bei dieser Entwicklung vorzüglich Rücksicht genommen werden muß. Habe ich geirrt, so kann mein Irrthum nur darin liegen, daß mir die Erläuterungen, welche die Academie nützlicher Wissenschaften zu Erfurt ihrer Aufgabe angedacht haben soll, nicht zu Gesicht gekommen sind; und in diesem Falle habe ich Ursache, um Rücksicht zu bitten, vorausgesetzt, daß jene Erläuterungen den Standpunkt, aus welchem die Aufgabe betrachtet werden muß, verstanden. Ich füge nur noch eine Bemerkung hinzu, welche die Erscheinung der sittlichen Welt im Allgemeinen betrifft. Von welcher Art dieselben auch seyn mögen: so muß man sich doch nicht ihre machen lassen durch das, was auf den ersten Anblick ein Vor- oder Nachtheil anständig. Alle Entwicklung kann nur dadurch zum Vorschein kommen, daß zwei entgegengesetzte Kräfte dabei wirksam sind, von welchen die eine treibt, indem die andere hemmt. Gleich können diese Kräfte freilich nicht seyn; denn alsdann würde alle Entwicklung wegfallen. Aber welche von beiden auch das Uebergewicht haben möge, so sind doch beide gleich notwendig. Während die eine fördert, bildet die andere. Harmonisch wirkend, sind sie die Quellen alles Guten und Schönen. Eben deswegen nun sollte man in Hinsicht Dessen, was die Zeit darbietet, nie ungeduldig seyn, und sich sogar glücklich schätzen, in einer Welt zu leben, aus welcher noch nicht

alle Hemmungskraft verschwinden ist; denn da, wo sie ganz verschwände, würde ein unerträgliches Chaos zum Vorschein kommen, in welchem sich gar nicht leben ließe. Uebrigens scheint eine höhere Macht sich vorzubehalten zu haben, die Angeführten der Menschen zu einem Ziele hingleiten, das nur ihr bekannt ist. Wir kennen vielleicht das allgemeine Gesetz aller Menschen. Entwicklung; aber das Ziel derselben ist und eben so unbekannt, wie die Bahnen, in welchen sie sich bewegt. Jeder Schritt, den wir in die Zukunft werfen, stützt sich auf Analogien; und wie triegerisch können diese seyn!

Hierauf sollte bei Preisaufgaben allerdings Rücksicht genommen werden. Ein ägyptischer Priester sagte von den Griechen: „Sie bleiben ewig Kinder; denn sie besitzen weder das Alter der Wissenschaft, noch die Wissenschaft der Alten.“ Es wäre aber doch wahrlich schämlich, wenn man von den Deutschen dasselbe sagen müßte. Die Summe unaußer Achtens zu vernehmen, ist gewiß das Schlechteste, was man leisten kann; und doch geschieht dies nur allzu häufig in den Preisaufgaben, indem man den bloßen Ausfluß eines Gedankens für einen Gedanken hält. Alles, was zur Entschuldigung der Akademien gesagt werden kann, muß darauf hinaus, daß ihre Mitglieder allzu sehr in ihrer besondern Welt leben, um die Bedürfnisse der Gesellschaft in der Zeit zu kennen. Aber welche Reihe von höchst wichtigen Aufgaben ließe sich entwerfen in einer Periode, wo so Vieles beginnt! Wie wenig ist die Natur der Gesellschaft erforscht, und wie sehr verdient sie erforscht

zu werden, wenn das Experimentiren, welches in unse-
ren Zeiten so sehr überhand genommen hat, seine Ende-
schafft erreichen soll!

Doch ich fürchte, um nicht das Ansehen eines
Weißbengüters zu gewinnen.

Begriff von den Ständen der Mark Brandenburg.

In dem ältesten Landtag-Verzeichniß der Kurmark Brandenburg finden wir als Stände der Mark aufgeführt: Prälaten, Grafen, Herren, Ritterschaft, Mann und Städte.

Die obersten Prälaten waren die drei Bischöfe von Havelberg, Brandenburg und Lebus, bis zu der um das Jahr 1339 von Joachim II. in der Mark eingeführten Kirchenerhebung.

Der Herrmeister des St. Johannis-Ordens war, wegen seines Sitzes zu Sonnenburg, ein Prälat der Kurmark. In dem Eingange des neunzehnten Landtag-Abchiedes von 1572 wird vor den übrigen Prälaten ganz besonders genannt „der Wohlwürdige, Wohlgehornt und Edle, Unser Rath und liebe Getreue, Mann, Graf von Hornstein, Herr zu Schwedt und Wieraden, und des ritterlichen St. Johannis-Ordens in Sachsen, Pommern und Wendlande Meister.“

Auch die Comthurs dieses Herrmeisterthums gehörten zu den Prälaten. Der Landtag-Abchied vom 11ten Juli 1611 ist von den Comthurs zu Birzen und zu Sagow namentlich verlesen und besiegelt.

Noch werden zum Prälatenstande der Mark gerechnet: die Universität zu Frankfurt a. d. Oder, das ehemalige Cisterzienser-Kloster (jetzt adelige Bräuleinstitute) Heilighaus in der Prowitz, und das Cisterzienser-Abteystift Kreuz in der Niederlausitz.

Die Grafen, Herren und Ritterschaft machen zusammen nur Einen Stand unter dem in den höchsten Urkunden verkommenen Gemains-Namen: Herren, oder auch Ritterschaft.

Sie waren den Prälaten weniger untergeordnet, als sie mit ihnen in Standesfachen ein ungetrenntes Ganges bildeten: den Oberstand *).

Dem Unterstand machten die Städte, oder Die von Städten, nach dem uralten Wortbrauche. Der alte Unterschied zwischen Mann und Städten verschwindet spätestens nach Joachim I. Zeiten. Am Ende des vierzehnten Jahrhunderts gab es noch Mannen, oder „Bürger, die Lehne haben von geistlicher oder weltlicher Herrschaft,“ und sie traten damals dem Volke bei, welches die Städte unter sich erriethen gegen Räuber und Friedenslöser.

In der That gab es also in der Kurmark, wie in allen deutschen Ländern, nur zwei Stände, nämlich die Ritterschaft, welche die Prälaten unter sich begreift, und die von Städten. Die Bauern machten keinen Stand.

*) Seit der Kirchenverfassung wird bis zum heutigen Tage der Prälatenstand durch die Deputirten der Domkapitel zu Brandenburg und Havelberg repräsentirt, welche noch gegenwärtig vor den übrigen Deputirten der Landsticht des Markgrafen haben. Sonst aber mit dem des Ritterstandes als Eins zu betrachten sind.

Wenn man sagt, die Gutsherren haben sie auf den Landtagen vertreten, so ist das wohl nur eine Redensart, in dem Sinne, wie der freie Mann überall sein Eigenthum und seinen Knecht vertritt. Wie der Name Stand das Stehen auf einem Fuß trefflich bezeichnet, so erinnert das Wort Untertban, in alter Zeit ausschließlich von dem Bauern gebraucht, an willenslose Hingebung, an leidenden Gehorsam: das wahre Wesen des ehemaligen deutschen Bauernmannes. Die Untertbanen werden in den früheren Urkunden scharf unterschieden von den Landstädten, Lehensleuten und Gemeindegewaltigen. Es scheint, daß, außer von den Bauern, dieser Ausdruck nur noch von den Einwohnern der Städte und Dörfer gebraucht ist, die ja den kurfürstlichen Kammergütern gehörten. Allgemein, als Bezeichnung des Volkes, im Gegensatz gegen die Regierung, ist das Wort Untertban erst in späteren Zeiten eingeführt. Das allgemeine Landrecht hat es auf seinen ursprünglichen Gebrauch zurückgewiesen, und in seine Stelle das angemessenere: Staatsbürger, gesetzt.

Sprachwidrig ist die jetzt übliche Zusammensetzung: die Herren Stände, welche aus mißverstandener Höflichkeit statt Stande findet. In älterer Zeit kommt diese nicht vor.

Die Stände waren nicht einzelne Personen, sondern gewisse Staatsbürger, welche das Volk im Staate vertraten, und so den zweiten wesentlichen Bestandteil des Staates darstellten, im Gegensatz gegen den ersten, nämlich die Regierung. In jedem deutschen Lande wiederholte sich im Kleinen das Bild der deutschen Reichsverfassung. Wie hier der Kaiser, so war dort der Lan-

bedeutet der erste Beamte und höchste Richter im seinem Lande. Wie es Reichsstände gab, in demselben Sinne gab es Landesstände. Sie werden auch gemeine Landesstände, auch wohl gemeine Landstände genannt, unterscheiden sich aber von den eigentlichen Räten und Beamten dadurch, daß diese als bloße Werkzeuge der Regierung zu betrachten waren, jene aber, an sich frei, erst durch ihre Zustimmung in die Beschlüsse der Regierung diesen eine das Volk bindende Kraft einthielten.

Wie das deutsche Reich, so waren auch die einzelnen Länder desselben, namentlich die Mark, in Kreise eingetheilt. Jeder Kreis hatte seine Kreisstände. Sie alle vereinigten sich zu Landesständen. Es gab in der Mark Landesstände dieses und jenes der Oder, auch dieses und jenes der Elbe. Ferner war die Ritterschaft in ein Corpus vereinigt. Eben dies waren die unmittelbaren oder Immediat-Städte. Die Mediat-Städte, die dem Adel unterworfen waren, oder zu den Kammergütern des Landesherren gehörten, hatten keine Ständerechte. Die kleineren Städte waren den größeren incorporirt.

Auf die Landtage nun, wo die Stände sich in gemeinen Landes Sachen zur Berathschlagung versammelten, schickte die Ritterschaft jedes Kreises Abgeordnete, in der Regel zwei Edelknechte. Die standesfähigen Städte aber wurden hier durch ihre Bürgermeister vertreten. Von Seiten der Regierung erschienen die Räte des Landesherren, und so bildeten auf diesen Versammlungen, der Landesherr auf der einen, das Volk auf der andern

Seite, durch seine gefälligen Stellvertreter ein Ganzes, welches die Quelle wurde der das Land betreffenden Gesetze und Ordnungen.

Wie die Ständebesitzer entsprungen sind, wie sie sich entwickelt haben, möchte schwer zu beantworten seyn. Dies erkennen wir mit Gewißheit, daß alles das in Beziehung auf Herkommen herrsche. Kein Vertrag zwischen Landesherren und Volk; kein Lehn-, oder Freiherrn-Vertrag, von dem die Stände ihre Berechtigung ableiten könnten; überall keine Urkunde, sogar nicht eine Privatsammlung, die eine deutliche und vollständige Aufzählung der Stände-Rechte enthielte, oder das Verhältniß zwischen der Landeshoheit und dem Volk umfänglich und klar bezeichnete! Wir finden überall nur eine unbestimmte Berufung der Stände auf ihre Privilegien und Freiheiten, eine Zurückweisung auf ältere Landtag-Acten, wovon einer so unbedeutend hinsichtlich der Hauptfragen ist, als der andere. Dagegen beugt es sich dem unbefangenen Blick als unverkennbar, fast bestechende Thatsache auf, daß die Begriffe der Vorzeit, so lange es Stände gab, von der Zusammensetzung der Regierung und des Volkes in ein gemeinsames Ganzes, Staat genannt, durchaus verschieden waren von denen, welche nachher gemein geworden sind. So wie die Staats-Theorie in neuerer Zeit gelehrt und geübt wird, sehen wir hier den unbedingten Gehorsam des ihm unterworfenen Volkes. In den Stände-Verhandlungen der alten Welt zeigt sich ein ganz anderer Begriff von Staat. Nicht die Stände leihen ihre Rechte von dem Herrn ab, son-

dem der Herr begründet seine Befugnisse auf das Land mit den Bewilligungen der Stände.

Als Kurfürsten und Erbkammerer des heil. römischen Reiches waren unsere Landesherrn dessen Stände, Landsträger und Beamten. Als Grundherren, die ein Privat-Eigenthum, in Städten und Dörfern besitzend, ihre Kammergüter, besaßen, waren sie in den Stengen derselben ganz in dem Sinne Herren und Schlichter, wie es jeder deutsche Ritter auf seinem Stamme war. Dieses und ihre Beamten und Würden gingen nach den gemeinen bürgerlichen Erb- und Lehn-Rechten über auf ihre Nachkommen. Zur vollen Befestigung der Herrschaft über die Ländle scheint die Huldigung der Stände für etwas Wichtiges gehalten zu seyn.

„Wir huldigen und schwören, sagten die Stände im Jahr 1471, und begh dem Durchlauchten, Hochgeboenen Fürsten und Herren, Herrn Albrecht, Marggrafen zur Brandenburg, Kurfürsten, unsern gnedigsten Herrn tho voruch und syner Gnaden nächstlichen Erben, Lehnz Erben, eine rechte Ershuldunge, syner Gnaden und syner Erben, als unsern natürlichen Erf. Herrn, getrew, getrewig und gehorsam tho synde, ehren Fromen tho worden und Schaden tho wenden, getrewlich und ohne Beschränke, als was Gott helpe und alle heyligen.“

Bei dem Beginn einer neuen Regierung wurden die früheren Verordnungen, die gegenseitigen von Herrn und Volk einander gemachten Zusicherungen, wiederholt, um sie in Kraft zu erhalten.

So hatten die Stände, bald nach dem Regierungsantritt Joachims II., denselben gebeten, „allhie Schuld,

so ihnen von — Joachim L. in ein Bül oder Brief vollzogen und versiegelt, von neuem zu confirmiren und zu versiegeln, und darucken in welchen neuen Obliegen und Versicherungen, der sie sich beklagt, gediens Einsicht zu thun, damit solches abgeschafft und in Zukunft verbleiben möchte.“ Daber denn auch der Kurfürst, in Betrach „der vorkürigen Beschicket, Gutwilligkeit, und unterthänigen Erbietten,“ so die Gründe ihm und seinen Verfahren zu erkennen gegeben, „gelobet und zugesagt hiemit für sich und seine Erben — alle und einen jeden, bei seinen und ihren Freiheiten, Privilegien, Dasein, Rechten, Schäden, Pächten, Böllen, Gerechtigkeiten, Verbindungen, wohlhergebrachten Gewohnheit, Besitz, Erwerb und Possession, ungeschindert und unbetrübt bleiben zu lassen, sie auch dabey gnediglich zu schützen und zu handhaben, vor allermeinstlich und sie derselben unerwartet Nothwend nicht ersuchen.“

Nichts ist gewöhnlicher, als in den bei Torgau ein- oder neuen Regierung aufgerichteten Landtag-Acten die früheren namentlich bestragt zu sehn. So, öfters ist der neue Landtag-Act eine ganz wörtliche Wiederholung des früheren, nur mit Erweiterungen, wie z. B. der Landtag-Act von 1536, der bald nach Joachim's des Ersten Tode verfertigt wurde, die wörtliche Wiederholung mehrerer Artikel aus dem nur 10 Jahre früher, im J. 1524, vollzogenen enthält. Nach unserm Begriffen, wonach ein Gesetz so lange in Kraft bleibt, als es nicht widerrufen wird, ist ein solches Verfahren nicht wohl erklärlich. Nach den Begriffen der Verordn. II scheint nur das als ein dauerndes Recht und Gesetz gegeben

zu haben, was durch Uebung und Herkommen in un-
 veränderlicher Zeit Sitte des Volkes geworben war, wo-
 gegen neue davon abweichende oder ergänzende Verord-
 nungen der Landesherren, auch wenn sie mit Zusim-
 mung der Stände erfolgten, einer Wiederholung be-
 durften, um sich von einer Regierung auf die andere
 ungeschwächten Ansehens zu übertragen.

Die Bemerkung sey hier erlaubt, daß diese Rücksicht
 der Verfahren auf einem sehr triftigen Grunde beruhet.
 Denn ein durch Herkommen eingeführtes und zur Sitte
 gewordenes Gesetz, dessen Ursprung sich in unendlicher
 Vorseit verliert, hat sich unter den mannigfaltigen ver-
 änderlichen Zeitereignissen, während welcher es bestand,
 erprobt als unabhängig von Demjenigen, was nur das
 äußere, oberflächliche und zufällige Daseyn eines Volkes
 ausmacht, und als bedingt durch die wesentlichen und
 daher bleibenden Eigenschümlichkeiten desselben Volkes.
 Ein solches Herkommen trägt in sich die Bürgschaft
 seiner Dauer, und das Volk wird desto treuer daran
 hangen, je weniger es geneigt ist, sich von den flatter-
 haften Erscheinungen des Augenblicks, dem sogenannten
 Zeitgeist, hinarbeiten zu lassen. Jede neue gesetzliche Ver-
 ordnung aber und Regierungsmaßregel pflegt weniger
 von dem innern, stets sich selbst gleichbleibenden Wesen
 eines Volkes abgezogen, als vielmehr die Frucht des au-
 genblicklichen Dranges der Zeitumstände zu seyn, und
 daher ist sie meistens ganz vergänglichler Natur und
 stirbt gleichsam von selbst ab unter den Veränderungen
 der Zeitinflüsse.

Die Verfahren waren sorgfältig darauf bedacht,
 daß

daß nicht aus ihrem, dem Landesherren nach der Lage gewisser Umstände bewilligten, Gehorsam ein Präjudiz gegen sie erwächte, woraus gefolgert werden könnte, als würden sie für jede Zeit und auf's Unbestimmte hin zu ähnlichen Bewilligungen rechtlich verbunden. Das Mittel, dessen sie sich zu diesem Zweck bedienten, war das selbe, wodurch die Bürger gegen den andern sich gegen ähnliche Forderungen aus seinen Handlungen sichert. Sie ließen sich nämlich gegen die Bewilligungen, welche sie dem Landesherren machten, von diesem einem förmlichen Revocir darüber ertheilen, daß daraus nichts ihren Rechten und Freiheiten Nachtheiliges gefolgert, daß also die Herrschaft der Regierungsbehörde über das Land nicht weiter ausgedehnet werden sollte, als so weit das freie Zugeständniß seiner Stellvertreter sie dazu selbst ermächtigt hatte.

Als im Jahr 1472 die Städte dem Kurfürsten Albrecht, anstatt der bis dahin üblichen Land-Steuer, den Hofenschoß bewilligten, erklärte dieser in dem darüber ihnen ertheilten Landtag-Revocir, daß dies seyn sollte „einem jeden, an der Confirmation seiner Freiheit, Ihm von Uns zuvor bestetigt, und Uns und einem jeden an seiner Obrigkeiten, Freiheiten und Berechtigkeiten, ungeschädlichen, ohne arge List und ohne Verschöde.“

Der Kurfürst Joachim II. hatte auf Landtag 1550 zu Eöln an der Spire einen gewöhnlichen Landtag gehalten. In dem darauf in demselben Jahr den Ständen ertheilten Revocirten wird der Dank des Landesherren ausgesprochen für die ihm damals bewilligte Hofen-, Kess-, Vieh-, und Bier-Steuer. Besonders aber wird die

Denkart der damaligen Welt bezeichnet durch die hinzugefügte Erklärung, daß diese Bewilligung dem Freiheiten der Städte keinen Eintrag thun, ihnen keine neue Steuerverpflichtung auferlegen, sondern als ein ganz freies Akt der Liebe, Treue und Gutwilligkeit betrachtet werden soll. Diese Erklärung kommt in vielen der früheren Landtag-Reversen in den stärksten Ausdrücken vor.

Am Johannis 1549 war ein Landtag gehalten, der nur aus einer Versammlung der Soldaten des Kurfürstenthums bestand. Der obere Stand hatte sich schon bereit erklärt, zu Übertragung der Schulden des Kurfürsten Hilfe zu leisten. Die Städte verweigerten dies Anfangs wegen „Unvernünftigkeit, Privilegien, Freiheiten, auch des in gleichen Fällen von dem Landesherren gegebenen Reverses, daß sie solches darüber nicht schuldig.“ Doch ließen sie sich zuletzt bewegen, wie es in dem Revers heißt:

„Auf Unseres so heftig und erbittertes Verhalten und Erzählung Unserer mercklichen Obliegen, Nothdurft, Schulden und Verderb Unserer Herrschaft, Lande und Leute,“ und auf die Erklärung geht, daß ihre Bewilligung „nicht aus Pflichten, sondern lauter Liebe, Treue und unterthänigen Willen“ erfolgen sollte.

Die Hauptabsicht eines von Johann Georg im Jahr 1572 der neumärkischen und sternbergischen Ritterchaft ertheilten Reverses ist, den Adel zu versichern, daß die von ihm auf fünf Jahre gemachte Bewilligung seinen Privilegien, Freiheiten, altem Gebrauch, Reversen und Verpflichtungen zu keiner Einführung, Schaden oder Verringerung dienen solle.

Beinahe 50 Jahre später erklärt der Kurfürst Johann Sigismund durch den Revers vom J. 1615, "es sey nicht Ihre Kurfürstlichen Gnaden Intent, daß aus den alten Verfassungen gegangen würde; vielmehr ließen Sie Sich dieselben beliben und gefallen, wollten sich auch hiemit und in Kraft dieses bekräftiglich verstanden haben, daß solches wimmer und zu keiner Zeit, weder von J. R. Sa., noch auch Deroelben Erben und Nachkommen, Markgrafen und Kurfürsten zu Brandenburg, dahin ausgehret werden soll."

Auch der große Kurfürst Friedrich Wilhelm bestätigte die Privilegien und Freiheiten der Stände wiederholtlich, zuletzt in dem Landtag-Reverse von 1653, worin die früheren ihnen erteilten Reverse namentlich aufgeführt und erneuert wurden.

Von dieser Zeit an kam die Zusammenberufung der Stände zu allgemeinen Landtagen, und ihre Mitwirkung bei den Handlungen der Regierung außer Gebrauch. Die Grundzüge und Ansichten änderten sich. Die Macht der Landesherren erhob sich schnell zur Unbeschränktheit. Die Wirksamkeit der Stände wurde auf Gemeinde-Angelegenheiten ihrer Provinzen, ihrer Kreise, auf die Ordnung ihres Schulwesens beschränkt. Ihrer Zustimmung zu landesherrlichen Verfügungen wurde, wie es scheint, als überflüssig, ihr Verath als entbehrlich betrachtet. Ihre Privilegien und Ständerechte erhielten, als gemeine Privatrechte, den Schutz der Gesetzgebung, in so weit sie sich mit den Zwecken der letzteren vereinigen ließen. Die Guldigung der Schulden erfolgte als eine alte hergebrachte Güemlichkeit.

Schon Friedrich, der erste König, machte zu der im J. 1630 ertheilten Bestätigung der landständischen Privilegien und Reversen den Zusatz: „so weit diese Reversen nicht durch centrale Observanz oder anderweitige Verordnungen und Special-Rescripte, entweder von Unserm in Gott ruhenden Herrn Vaters Gnaden Christmüdeffen Andenkens, oder von Uns selbstem geändert werden.“

So war also die Wandelbarkeit dieser Privilegien, und daß sie nicht weiter als eine geschliche Grenzlinie zwischen Regierung und Volk zu betrachten wären, auf das Bestimmteste ausgesprochen. Noch deutlicher liegt dieses in dem Bescheide, welchen der König Erwinrich Wilhelm I., im zweiten Jahre seiner Regierung, den Ständen ertheilte, als sie ihn um Bestätigung ihrer Privilegien, namentlich des Landtag-Recesses von 1653, gebeten hatten. Es heißt darin:

„Es werden E. Königl. Majestät bei Dero Regierung jedesmal Dero vornehmste Sorgfalt darauf machen, daß die Berechtigtheit in Dero Landen blühen, ein jeder das Seinige ohne allen ihm gemachten Eintrüben ruhig besitzen, auch zu demjenigen, was er von Andern zu fordern hat, ihm schleunigst verholffen werden möge. Was aber die allegirten Recessen und in specie den in anno 1653 anbelanget, da können E. Königl. Majestät, welche nichts, was Sie nicht königlich und unverbrüchlich zu halten gedrahten, jemahlen versprechen wollen, zur Confirmation solcher Recessen sich nicht so schlechthin erklären, Sie seyen denn zuvorbedacht genau und gründlich informirt, ob und wie weit solche Re-

esse auf die folgende Zeiten annehm applicabile, und es nicht ein und anderes, so zu des Landes mehrerem Flor und Auswachs dienen könnte, darin zu ändern und zu verbessern sey, u. s. w.“

Die Salus publica wurde also von nun an das höchste Staats-Grundgesetz, und die Auslegung und Anwendung dieses bedeutigen Gesetzes das ausschließliche Verrecht des Landesherrn und seiner Beamten.

Es ist schwer, nach mehr als 150 Jahren, während die Rechte der Städte Hinsichts ihrer Theilnahme an der allgemeinen Landesregierung geruhet haben, mit Sicherheit anzugeben, worin diese Rechte eigentlich bestanden. Auch in den, diese Epoche vorhergegangenen zwei Jahrhunderten schwelt hieüber eine Dunkelheit. Das beste Mittel, unbestimmten Berechtigungen eine sichere Gestalt zu verschaffen, ein förmlicher Streit darüber zwischen den Parteien, ist in unserer Geschichte nicht anzutreffen. Die Verfahren bestanden sich seit mehreren Jahrhunderten im ungeklärten Verzuge des unter und so vielfach besprochenen Kleinodes bürgerlicher Freiheit, und fanden darin so wenig etwas Außersordentliches, daß sie und nicht einmal eine vollständige Beschreibung seiner wesentlichen Merkmale hinterlassen haben. Es bleibt uns, um diese kennen zu lernen, nichts übrig, als die verschiedenen Gelegenheiten, wo von ihm Anwendung gemacht wurde, in Betrachtung zu setzen, ob uns gleich dies in der That weder einen Begriff von seinem eigentlichen Wesen verschaffen, noch uns über die Vollständigkeit unserer Vorstellung davon eine Sicherheit gewähren kann.

Das vornehmste Recht der Stände, augenscheinlich die Quelle aller übrigen Staatsrechte, bestand in der vollkommenen Unverletzlichkeit des Privat-Eigenthums, vermöge welcher das Volk mit keinen Abgaben und Steuern belegt werden konnte, ohne seine eigene Einwilligung. In den früheren Zeiten bildete jede Gemeinde, jede Stadt, jede Burgherrschaft für sich einen kleinen Staat, der in sich alle Zweige der öffentlichen Verwaltung ausübte, und die noch sehr unbedeutenden Kosten derselben in den Grenzen seines Gebietes auftrachtete. Der große Staatsverband dieser durch Sprache, Sitten und gemeinschaftliches Herkommen zusammenhängenden, selbstständigen Körper, wurde nur in dem Verein der Stände mit dem Landesherren verwirklicht. Folglich hatte dieser auch auf den Staat kein Recht weniger, als das, ohne ausdrückliche Zustimmung der Stände, darin allgemeine Auflagen zu erheben.

Die deutschen Landesfürsten, und so auch der unglückliche, besaßen, außer einigen, ihnen vom Kaiser und Reich verliehenen Regalien und Zöllen, weitläufige und einträgliche Domänen, mit sichtbarern Bezug auf die Kosten ihres Amtes, und mit der besondern Bestimmung derselben, hieraus die Mittel zur Erhaltung ihres Hofstaates und zur Führung ihres Landes-Regiments zu entnehmen. Ihre ganze Regierung nahm daher auch von diesen ihrem Kammerglücken den Anfang. Für diese besaßen sie die ersten Richter, und das erste Finanzwesen wurde aus den Einkünften dieser Güter gebildet, welche sie in ihrer Kammer oder Krachej verwalteten ließen.

Kamen nun außerordentliche Erfordernisse, wozu dies landesherrliche Einkommen nicht hinreichte, so machten sie auf ihren Credit Schulden, verpfändeten die ihnen zugehörigen Städte und Schlösser; und wenn sie dadurch in Verlegenheit geriethen, so wandten sie sich an die Städte, mit der Bitte, einen Theil dieser Schulden auf sich zu nehmen, den Betrag vom Lande aufzubringen und damit den Landesherren von seinen Schulden zu befreien. Hatten nun die Städte sich mit dem Fürsten auf eine bestimmte Geldsumme verglichen, so setzten sie einen Zeitraum fest, in welchem sie dieselbe in gleichmäßigen Abschlagszahlungen herbeischaffen wollten, und sie vereinigten sich sodann, wie viel der Adel, wie viel die Städte, und nach welcher Eintheilung (Quotification) die einzelnen Kreise und Gemeinden beizutragen hätten. Es war eine direkte Vermögenssteuer, deren Maßstab aber weniger durch eine wahre Abschätzung des steuerbaren Vermögens, als durch ein willkürlich Ermessen, und am meisten durch Vorkommen, festgesetzt wurde.

Diese außerordentliche Landeshülfe, von der Art der englischen Subsidien, nannten unsere Vorfahren *Boede*, *procuria*, und bezeichnen so durch den Namen selbst ihren Grund, nämlich die Bitte des Landesherren, die folglich den Mangel eines rechtlichen Anspruches voraussetzt.

Besondere Veranlassungen einer solchen *Boede* war die Verheirathung und Ausstattung der Töchter des kaiserlichen Hauses, eine sogenannte weltliche Niederlage, oder ein mit Bewilligung der Städte unternommenen Krieg.

Für diese drei Fälle wurde diese uralte Steuer auch dann noch beibehalten, als unter Kurfürst Albrecht, im Jahr 1470, der Schoß in ihre Stelle trat: eine Art Zape, auf besondere Gegenstände des Privat-Eigenthums gelegt. Es gab einen Land-, oder Pufen-Schoß; Pferde-Schoß; Zehner-, Meier-, Thor-, Thurm-, Martin-, Irberden-, Hor-, Nahrung-, Grund- oder Pfund-Schoß.

Dies war die Art der direkten Besteuerung des Landes. Eine indirekte nahm in der Zise, im Jahr 1403 unter dem Kurfürsten Johann, ihren Anfang, die sich als Wehl-, Schrot-, Bier-Zise verschiedentlich gestaltete, und die Natur einer von Brot, Bier und Trauhtwein erhebenen Consumtions-Steuer hatte.

Sowohl der Schoß, als die Zise wurden Anfangs nur auf bestimmte Summen und auf eine festgesetzter Reihe, z. B. von fünf oder sechs Jahren, von den Ständen bewilligt, nach deren Ablauf nothwendig eine neue Zusammenberufung derselben, und eine neue Bitte des Landesherren erforderlich wurde. Allein so allgemein bereitwillig war auch jederzeit die Stände sehen, diese wiederholten Bitten zu gewähren, und dadurch dem Landesherren, wie es heißt, ein Zeichen ihrer Gutwilligkeit und unterthänigen Treue darzulegen: so suchten sie doch die Verlegenheit desselben öfters zum Vortheil des Landes zu benutzen, indem sie an ihre Nachgiebigkeit verschiedne Bedingungen knüpften. Sie trugen dann dem Landesherren die Bedürfnisse und Wünsche des Landes vor, in mehreren Artikeln, nicht eben systematisch, aber deutlich in ein Libell zusammenge-

faßt, welches den Titel *Reichsreben, gravamina*, führte, und aus deren gemeinschaftlicher Erörterung der Anfang der Berathschlagungen des Landtages gemacht wurde. Auf diese Mittel erfolgte demnachst der landesherrliche Befehl, und damit wurde die auf die Festigung der Stände ihren jedes Mal als *Revers* erhaltene unbedingte Zusicherung ihrer Privilegien und Freiheiten in die wirkliche Abhülfe mancher gemeinsamer Beschwerden und in die Gelassung mancher von den Ständen gewünschten neuen Anordnungen zu des Landes Besten vermandelt.

Dies ist das höchst einfache, und sich gleichbleibende Verfahren der Stände in Bezug auf die Gesetzgebung und Verwaltung des Landes. Man darf sie eben so wenig für Besessener als für Negreten ansehen; sondern ihr Verhältniß zum Volk hat mehr die Eigenschaft dieser Tribunen und Vorsprecher. Ihre Gewalt beruhte auf persönlichem Ansehen, auf der Drückbarkeit der Zeit, und auf ihrer Unerschrockenheit für den Landesfürsten, um sich durch sie aus drückender Nothwehr zu helfen. Will man nicht mit Worten spielen, so darf man wohl nicht sagen, daß sie die sogenannte *Initiative* der Gesetzgebung ausübten. Eben so wenig läßt es sich erweisen, daß überhaupt zur Gültigkeit landesherrlicher Verordnungen, ausgenommen die auf Verbesserung des Landes gerichtet waren, die Einwilligung der Stände ein wesentliches Erforderniß geworden sey.

In Regentheil, selbst die Landtag-Abschiede, welche auf ihrer Beschwerden erfolgten, haben ganz das Ansehen und den Ton landesherrlicher einseitiger Verordnun-

gen, und sind von dem Fürsten allein beschlossen, wenn sie gleich in jedem Punkte die auf die Wünsche der Stände genommenen Rücksichten vor Augen legen. Hiervon unterscheiden sich gänzlich die eigentlichen Landtag-Acten, z. B. der d. d. Cöflin den 23. Dec. 1614, und d. d. Ebn a. d. Spree den 5. Febr. 1615, welche auch von Seiten der ständischen Abgeordneten eigenhändig unterschrieben und bezeugt sind, und sich durch ihren Inhalt als eigentliche Acten, d. h. als wahre Verabredungen und Paktien zwischen Herr und Land, auszeichnen.

Auch in jenen Zeiten werden wir gewahr, daß der Landesherr sich nicht gerade für verpflichtet hielt, auf jeden einzelnen Antrag der Stände einzugehen, und eben so wenig gibt sich von Seiten der Letztern jemals ein unbiegsames Beharren auf ihren Forderungen. Es heißt wohl öfters bei manchem Artikel ihrer Beschwerden, den in dem darauf erfolgten Bescheide: „Was dies betrifft, so werden Euch S. K. Gn. als ein löblicher Kurfürst wohl zu halten wissen;“ oder auch: „S. K. Gn. werden gütliche Einsicht thun, daß abgefaßt werde, nach dem die Ambeltraße über alle Personen und Gemohheit vergenommen worden;“ ferner: „Ihres Verhoffens glaubten Sie nicht, daß dergleichen, als vorhin Beschwerde geführt, geschehen sey; auf die davon gemachte Anzeige wollten S. K. Gn. gütliche Einsicht thun, u. s. w.

Klingt das nicht mit andern Worten so: Wir werden und über den Grund Eurer Beschwerden anderweitigen Verichts erstatten lassen, und dann das freier Rd.

thige verfügen; oder ihr könnt Euch überall unserer landesherrlichen Absichten versichern haben?

Bei dieser unscheinbaren Aufrüstung der Rechte der Stände war ihr Einfluß auf die Regierung nicht desto weniger von der größten Wichtigkeit und vielumfassend. Es gab wohl keinen Zweig der obersten Gewalt, von welchem jener ganz wäre ausgeschlossen gewesen.

Die Landherren gaben uns ein Beispiel, daß der Landesherr seine Kriege in gewissen Fällen mit Rath der Stände unternahm, um diese zur Verpflegung der Kosten zu veranlassen.

Auch bei Schließung von Bündnissen wurde in manchen Fällen die Einholung ihres Rathes und ihrer Zustimmung für nöthig gehalten.

In einem Landtag. Abreise von Joachim II., des Jahres 1540, kommen die merkwürdigen Stellen vor:

„Zu dem wollen wir keine wichtige Sachen, deren dem Lande Beden oder Verderb gelegen, ohne unserer gemeinen Landständern Bewissen und Rath schließen oder beschließen.“

„Wir wollen uns auch in keinem Bündniß, dazu unsere Untertanen oder Landstaden sollten und müßten gebraucht werden, ohne Rath und Bewilligung gemeiner Land. Räte begeben.“

Das Testament, wodurch Joachim I. die Regierung der Krone seinem jüngeren Sohne Johann von Siedlin ausschließlich überließ, war mit Zuziehung der Stände abgefaßt.

Das weltliche und religiöse Verhalten des Landesherrn entzog sich nicht dem beobachtenden Auge der

Stände. Vorhergehend ist in dieser Hinsicht eine Stelle in Markgraf Johannes Kasimirus des von dem Kurfürsten Joachim denselben im Jahr 1539 ertheilten Reverses:

„So wollen wir uns auch hinführo vermaffen halten und erzeigen, wie wir solches von Gott dem Allmächtigen, der Admischen kaiserlichen und Königlischen Majestät, als unserm allergnädigsten Herrn und oberhöchsten Oberherrn, mit gutem gewissen thun und sagt zu vertrametten haben.“

Auch die Hoffhaltung nahmen die Stände, wie von Kuchenzwegen, in Anspruch, und suchten sie von unnützen, dem Lande lässigen Verschwendungen zu reinigen.

Joachim II., bekanntlich ein Freund des Aufstandes, verspricht in dem Landtag-Revers von 1549, denselben einzuschneiden, mit den Worten: „So wollen Wir unsere Hoffhaltung auch dergestalt anstellen und einrichten, daß keiner Hurath und Schaden verbleiben, und darob sein, daß keine Schulden mehr gemacht.“

Die besondere Rücksicht, welche die Landesherren auch in dem, was ihrer Hauswirthschaft angeht, auf die Vorstellungen der Stände nahmen, ergiebt sich auf eine recht erfreuliche Weise aus dem Landtag-Beschluß vom 23. Dec. 1614, worin der Kurfürst Johann Sigismund sich also vernehmen läßt:

„Doch haben die Stände hierbei ausdrücklich begehrt, daß Sie hinführo von Ihrer K. M. mit keiner Contribution und Steuer ferner wüthens beschwert werden. Ingleichen se haben sie auch Ihre K. M. überhand gute und nöthige Erinnerungen gethan, wegen Einrichtung des jetzigen merckwürdigen Hofverwand, welcher Ihre K. M. von ihnen in allen Sachen aufgenommen, sendt auch erbiethet, auf Verbesserung des Hofverwandt etw. wirklichem bedacht zu seyn, wie auch die verwilligte Steuern mit allen Gnaden von ihnen zu erkennen und gegen sie zu erweisen.“

Selbst in den Angelegenheiten, welche ganz Privatfache des Herrn zu seyn schienen, weil sie sich besonders Eigenthum, die Kammergüter, betrafen, erlaubten sich die Stände eine Einmischung, und wurden dazu für befugt erachtet.

Es heißt in dem Landtag-Notiz von 1470 des Kurfürsten Albrecht: „Wir (die Stände) haben und auch gebeten und ersucht, daß wir unsere Erben und Nachkommen hinsichtlich unser erblich Erbes, Land und Leute, die wir jetzt haben, und die sie uns lösen, nicht vergebren, verlaufen, verpfänden, sondern sie unabhänzlich bei diesem Fürstenthum behalten.“ Solches alles hat denn der Kurfürst für sich, seine Erben und Nachkommen unwiderruflich und unverbrüchlich zu halten versprochen.

Nach der Kurfürst Johann Georg ertheilt den Ständen in dem sachsenländischen Landtag-Abtschied vom J. 1572 ein ähnliches Versprechen: „wollen auch, ohne Rath der Landschaft von unsern Landen und Leuten, was wir die jetzt haben, nicht verpfänden, vergebren oder verlaufen.“

Gerichts-erlassene landesherrliche Verordnungen hielten die Stände sich für berechtigt, ihrer Kritik zu unterwerfen, und Erinnerungen dagegen zu machen; und wir finden, daß diese eine nöthige Selbstreinigung und Erhellung durch Falschheit zur Folge hatten. (Beispiel der Landtag-Notiz von 1527.)

So war bei den Verfahren in der Kurmark Das, was gegenwärtig so viele Köpfe und Federn beschäftigt, so viele Erwartungen und Wünsche erregt, eine Constitution oder Verfassung, wirklich vorhanden, in seinem Wesen kräftig und zweckmäßig, heilbringend für das Land, ein Schutz des Volkes gegen Erdrückung, ein Spiegel für die Regierung, ein Band des wechselseitigen Vertrauens zwischen beiden; doch leider nicht ein Werk der Bewusstheit, das auch noch gegenwärtig zur Nachahmung dienen könnte.

Der fest begründete Landfrieden, die Herrschaft des Friedens, in seiner Grundlage des persönlichen Adelslichen Rechts, welches jaen in Deutschland unerschrocken Grundgesetz, *quidquid principi placuit, lex est*, einführt; der dreißigjährige Krieg, der zur Errichtung eines schwebenden Heeres veranlaßte, und die Landesheeren in Europa veränderte; der Einfluß der französisch-französischen Sprache und Sitten, die sich wie eine Seuche über Deutschland verbreiteten; das Beispiel der Nachbarn Frankreichs; die ganz veränderte Art der Regierungsverwaltung; die ungeheure Vermehrung der Besoldungen; das gesamt-

menschenlyen der verschiednen gestalteten Glieder des Staatesbeyers in eine einzige große Masse und die Ab-
lösung des Ganzen von dem deutschen Reich: — das
alles waren zusammenfassende Ursachen, welche in kur-
zer Zeit das aus dem entfernten Altenthum herrüh-
rende Schicksal der Landesverfassung gerührten, und
das Volk von dem öffentlichen Leben zurückführten. Vor
allen aber wirkte hier auch die Veränderung des Steu-
erwesens, mit dem die Landesrechte in so ungetrenn-
licher Verbindung waren.

Sobald eine bedeutende bewaffnete Macht im Saar
bleibend wurde, war auch ein System fortdauernder
Befestigung des Landes ganz unentbehrlich.

Nach unrer Georg Wilhelm, welcher im Jahr 1600
zur Vertheidigung des Landes eines kleinen Heerhan-
des bedürftig war, wurde dieser von den Ständen nur
auf drei Monate bewilligt. Die Städte versprachen,
für diesen kurzen Zeitraum 1000 Knechte oder Fußvolk
zu werden und zu besolden. Die Ritterschaft versprach
300 Reiter. Der Kurfürst übernahm die Fertigung von
drei Corcoris für die Reiter und fünf Fahnen für das
Fußvolk. Als die drei Monate abgelaufen waren,
mußte ein neuer Landtag gehalten werden, um die Ver-
längerung zu bewirken.

Aber unter dem großen Kurfürsten wurde „zu be-
steter Erreichung (wie die Verordnang sagt) des vor
die Soldatesque bedürftenden Unterhalts und anderer
hochwürdigem Expenfen“ eine Auflage von ganz unbe-
stimmter Dauer, durch die Weise- und Steuerordnang
vom 30. Juli 1641 eingeführt, wiewohl auch diese
Verlage noch auf einer allgemeinen Versammlung der
Stände von ihnen bewilligt war, und sogar in die Ge-
meinkasse der Ritterschaft und Städte, und in die beson-
dere Kasse jedes dieser beiden Stände floß.

Als es nun dahin kam, daß die Regierung ohne
Steuer keinen Augenblick mehr bestehen konnte, so mußte
wohl die sonst so wesentliche Einwilligung der Stände
in deren Anlage und Fortdauer als sich von selbst ver-
stehend angesehen werden und in eine bloße Höflich-
keit ankunten. Was hätte nun noch die Weigerung
der Stände für einen andern Sinn haben können, als

den eines Verfalls, die Umwandlung des Bestehen- den zu erzwingen, wozu das Volk niemals geneigt ge- wesen ist, oder auch bloß die Veranschlagung einer Art von Steuer mit einer andern, wobei aber stets zu be- haupten war, daß alle Steuern drücken, und daß am Ende, nach dem alten Sprüchwort, die alten Kinder jederzeit bequemer sind, als die neuen?

Jene von uns bemerkten verändernden Ursachen hat- ten denn auch, was das Wichtigste war, eine gänzliche Umkehrung der Begriffe des Volkes zur Wirkung.

In der früheren Zeit war die Steuer-Freiheit des Landes das Grundprincip. Die dagegen gerichteten Ansprüche mußten durch irgend einen Rechtsartikel, wozu die ausdrückliche Einwilligung der Stände ge- hörte, beseitigt werden.

Hingegen hört man, was in dem, von Friedrich Wilhelm I. im J. 1718, über die sogenannten *principia regulativa* der Grundsteuer erlassenen Edict als Hauptprincip aufgestellt wird.

„Und zwar so setzen Wir als eine unbewegliche, in der Natur selbst gegründete, und mit dem Edict- und weltlichen Rechte einstimrende Regel, daß derjenige, welcher in einem Lande obrigkeitlichen Schutz genießt, die gewöhnlichen *signa subjectionis* zu praestiren, und ins besondere die zum Schutz des Landes erforderlichen *onera* zu tragen schuldig sey. Dabei denn gegen alle in einem Lande gezogenen Güter die rechtliche Vermuthung ist, daß sie in genere den *Collectis* unterworfen sind, und daß derjenige, welcher wider diese *ex jure naturae et civili* herrschende Regel einige Exemption oder Freiheit sich arrogiren will, seinen *titulum exemptionis* gehörig erweisen müsse.“

Der ehemalige Schoß wurde gegen das Jahr 1726 in die Contribution des platten Landes verwandelt; eine Art von Einkommensteuer auf die verschiedenen Zweige des ländlichen Gewerbes gelegt, verbunden mit einer Kopfsteuer auf die kleinen Leute. Sie war anfänglich, gleich dem Schoß, auf welchem sie entsprang, eine sich nach den Bedürfnissen richtende Prograde und fallende Abgabe, bis Friedrich II. im Jahr 1748 sie nach dem damaligen Etat größten Theils fixirte. Von dem ur-

früherlichen Hof war noch ein Nebenstüß geblieben, der aber bloß zum Schutz der Schulen erhoben wurde, die in früheren Zeiten von dem Ritterthum, und von dem Erdoe-Corpus übernommen waren.

Nach die Hofe wurde mit jedem Ablauf der ihr vorgeschriebenen Zeit verlängert, endlich blühend, und zuletzt im Jahr 1766 unter Friedrich dem Großen von der Waise verfallenen.

Das Hauptgeschäft der Erände, nach allgemeine Landesfachen betraf, war bernüßt. Die daran schuldigen andern Bischöfe derselben mußten damit ebenfalls aufstehen. Die neue Staats-Theorie hatte nicht bloß bei der Regierung ihre Werkzeuge, sondern selbst bei Seelen und Volk willkommene Aufnahme gefunden. Die Empfehlungsgründe lagen in der vaterländischen Erziehung wahrer Landesherren; in dem Wachsthum des Landes; in dem Staat, den die Justiz dem Privatinteresse und der persönlichen Freiheit des Einzelnen gewährte. Die Mitglieder der Erände fanden zum Theil als Räthe des Fürsten ihren Vortheil in der veränderten Lage der Dinge. Für das Volk hat es immer etwas Verführerisches, sich aller öffentlichen Sorgen zu entziehen und das Heil des Staats seinen Vorgesetzten anheim zu stellen.

So verlieren die Erände der Normen ihren öffentlichen Charakter, als wesentliche Bestandtheile des Staatsbepans, fast gänzlich, und treten wieder in den Wirkungskreis solcher Landes Vorgesetzten, die sich mit Kreis- oder Provinz-Angelegenheiten, hauptsächlich aber mit dem Credit und Schuldwesen ihrer Provinzen, beschäftigen.

Philosophische Untersuchungen über die Römer.

(Fortsetzung.)

XXI.

Die Periode von Julian bis auf Theodosius den
Großen.

Julian verdankte seine Erhebung auf den römischen Thron, wie wir gesehen haben, nicht sowohl seinem Verdienste, als der Eifersucht, welche Julians Generale betregte, sobald der ehrwürdige, von Allen gesegnete, Gallus das Diadem ausgeschlagen hatte.

Die Wahl, die man getroffen, war indess nichts weniger als glücklich. Bei der Lage, worin sich das römische Heer befand, bedurfte es eines Imperators von den größten persönlichen Eigenschaften; ein solcher aber war der blühende Valentinian nicht. Entsetzt, nur seinem Vergnügen zu leben: woher hätte er den unermesslichen Muth nehmen sollen, dessen unerschöpfliche Kraft allein im Stande war, ihn und das Reich zu retten! Die Aufgabe war, ein zerschmettertes Heer noch Mesopotamien zurückzuführen, und alle die Hindernisse zu überwinden, welche sich dem Rückzuge entgegen

stellen. Der Weg führt durch ein unbebautes Land; und hatte man das Ufer des Tigris erreicht, so kam es darauf an, diesen reißenden Strom ohne Schiffbrüche zu passiren.

Keine Feder schildert die Beschwerden, welche das römische Heer auf diesem Zuge zu ertragen hatte: es waren die, wodurch vor wenigen Jahren die von Nektar nach Deutschland zurückkehrenden Franzosen aufgerieben wurden, nur daß die Römer das von der Hitze litten, was die Franzosen und ihre Verbündeten von der Kälte zu ertragen hatten. Von Julius' Tode untrüchtere, hat Sapor alles auf, was zur gänzlichen Vernichtung des römischen Heeres beitragen konnte. Die Verfolgung zu behändigen, wurde die persische Beobachtung durch zehn tausend Mann Reiterei verstärkt. Bald kam es zu Gefechten, in welchen die römische Reiterei unterlag: ganze Legionen wurden auseinander gesprengt; und so groß war der Schrecken, daß mehrere Obersten über die vergebliche Bemühung, die Soldaten zum Stehen zu bringen, ihr Leben einbüßten. Die wachsende Noth trieb sie zuletzt, was den Anführern nicht gelingen wollte; und sobald das Heer sich wieder gebildet hatte, siegte die Kunst der Römer über die Tapferkeit der Perser. Vier Tage nach Julius' Tode waren die Römer, von der persischen Reiterei mehr beobachtet als verfolgt, zu Samara auf dem linken Ufer des Tigris angelangt, als sich ihnen die große Schwierigkeit darbot, ohne Schiffbrüche über den Fluß zu gehen. Hundshaut Seelie und Germanen, genöthigt über den Rhein und die Donau zu schwimmen, machten sich anheischig, das

entgegengefezte Ufer zu erobern; und hiezu mußte man ihnen nachgeben, wenn man überhaupt gerettet seyn wollte. Im Dunkel der Nacht durchschwammen sie den Tigris, und überraschten einen unabwehenden Posten des Feindes; und als sie am folgenden Morgen die verabschiedeten Zeichen von dem glücklichen Ausgange ihres Unternehmens gaben, geriet auf dem linken Ufer alles in Bewegung, um den Uebergang bewerkstelligten zu helfen. Der Gedanke war, auf einer Brücke von aufgeblasnen Thierfellen, welche durch eine Lage von Erde und Faschinen gesichert werden sollte, über den Tigris zu gehen. Schon war man seit drei Tagen mit dem Bau dieser seltsamen Brücke beschäftigt, als man von einer Friedensbootschaft überrascht wurde.

Der kluge König von Persien hatte bei sich selbst bedacht, daß die Vortheile, welche man den Unterhandlungen verdankt, weit sicherer sind, als die, welche sich von Siegen herschreiben, weil in dem Verhältniß großer Reiche eine erlittene Niederlage nur allzu bald überwunden wird. Gab es irgend einen Zeitpunkt, wo die von seinem Stoßbataillon abgetretenen Provinzen zurück zu erhalten waren: so war es der gegenwärtige. Ohne irgend eine bestimmte Absicht zu verrathen, lautete Sapor's Antrag auf Frieden; und da das römische Heer des Friedens nur allzu bedürftig war, so wurden der Präfect Gallus und der General Arinthus ohne Zeitverlust in das Lager des Königs gesendet. Inzwischen hätte Jovian alles aufdienen sollen, sein Heer in Sicherheit zu bringen; doch indem er dies vernachlässigte, brachte er sich in die traurige Lage, Sapor's Friedensbo-

dingungen ohne Widerrede annehmen zu müssen. Diese waren: 1) Uebertragung der fünf Provinzen jenseits des Tigris; 2) Uebertragung der Sechshundert Städte und der Hauptfestungen Mesopotamiens; 3) Aufhebung des bisherigen Schutzverhältnisses mit dem Könige und dem Königsreiche von Armenien; 4) ein Waffenstillstand auf 30 Jahre, verbürgt durch gegenseitige Geiseln. Es machte schmerzen, daß man genöthigt war, solche Bedingungen einzugehen; aber man nahm sie an, selbst ohne irgend eine Ausrüstung für den Kriegszug erhalten zu können.

Der Uebergang über den Tigris geschah an Stellen, wo er am wenigsten gefährlich war, und kam ungefähr eben so zu Stande, wie der Uebergang der Franzosen über die Pyrenäen. Nisibis, welches sich in drei Feldzügen auf das Tapferste vertheidigt hatte, mußte, wie wegen es sich auch bequeme, den Verfügungen des Friedensvertrages weichen; dasselbe Schicksal hatten die Festungen Mesopotamiens, und weil den Bewohnern dieser Städte keine andere Wahl gelassen war, als sich mit ihrer scheidenden Hute in das Innere des römischen Reiches zurückzuziehen, so entstand sogleich ein großes Mißvergnügen über einen Frieden, in welchem das Volk zum Nachtheil des Reiches stipulirt hatte: ein Mißvergnügen, das sich nur allzu schnell verbreitete. Zum ersten Male war der Deus Termius geschrien; und die Schande schien um so größer, weil es vertragsmäßig geschrien war. Laut klagte man den Imperator an *).

*) Die gleichzeitigen Schriftsteller wollen diese Stimmung.

Julian, hindurch in nicht geringe Verlegenheit gesetzt, mußte auf Mittel denken, die Achtung der Römer auf einem andern Wege wieder zu gewinnen. Das wirksamste schien ihm die Zurücknahme der Verordnungen, wodurch sein Vorgänger den Polytheismus auf eine so auffallende Weise begünstigt hatte. Auch versuchte er die beabsichtigte Wirkung nicht. Schon von Asidius aus verständigte das kaiserliche Hofministerium (das Panet des Koenigs), an der Stelle des von Julian hergestellten römischen Adlers des Legionen übertragen, was man von dem Glauben des neuen Imperators zu erwarten habe; und so wie der Markt vorrückte, vertheiligten sich die Beweise von Julians Glaubensart oder Politik in den Catechismen an die Obern der einzelnen Provinzen, welchen er auch drücklich befohl, die christliche Religion zu beschützen. In Lausis wurde Julian's einhalsfamieter Zeichen zur Erde befohlen, und wohl mochte es dem neuen Imperator gefallen, daß, während die Christen ihre Stiche nicht unterdrückten, die Schauspieler, welche nicht minder dem Verstorbenen gram waren, weil er ihre Kunst gering geachtet, ihren ganzen Witz aufboten, in seiner Person ein seltsames Gemisch von Ehrbarkeit und Schamlosigkeit darzustellen, worin er halb dem Alexander und halb dem Diogenes glich. Ein fatales Uebel mahl wurde dem Hingestrichenen an dem Ufer des Ial-

Am bittersten rüht sich Eusebius mit seinem Partheibüchle für einen andern Julian, Eusebius des Kaisers Vorgänger, dessen Tugenden achtsam, aber unbillig, zu nennen.

ten klaren Eydnus errichtet; aber dieß Grabmahl befriedigte selbst seine Verehrer nicht, von welchen die Einen behaupteten, daß er seine Grabstätte unter den alten Denkmählern römischer Tugend auf dem Marsfelde hätte finden sollen, während die Andern die Grotten der Akademie als die seiner würdige Ruhstätte bezeichneten. Nie war man über den moralischen Werth eines Fürsten nicht getheilt; nie hatte man nicht Ursache davon schmerzlich gah es jemals einen Fürsten, der so viel Vernunft mit so viel Unvernunft paarte, wie Julian.

In kleinen Märchen überrte sich Jovian der Hauptstadt Epheus, unstrittig weil er vor seiner Ankunft in Constantinopel erfahren wollte, wie sich die Meinung über ihn aussprechen werde. Bald fand er Gelegenheit zu bemerken, daß er sich in seinen Voraussetzungen nicht betrogen hatte. Allzu groß war seit mehr als viertehalb Jahrhunderten die Parthei der Ehrlosen im römischen Reich, vorzüglich aber in den östlichen Provinzen, geworden, als daß sie nicht hätte den Ausschlag geben sollen. Leicht vereinigte man sich also in den Fohelberhebungen, deren Gegenstand der fromme Nachfolger Juliand war. Nur das Einzige schmerzte, daß man noch nicht wußte, welches Glaubensbekenntniß, welche Synode er zum Maßstab der Rechtgläubigkeit erheben werde. Kaum war der Frieden der Kirche wiederhergestellt, so erwachten alle die Sektenshaften, die, indem sie angeblich der Wahrheit gewelbet sind, nur der Ehrsucht dienen. Es geschah damals, was sich seitdem bei Thronveränderungen oft wiederholt hat: die Sektenführer wetteiferten, einen ersten

günstigen Eindruck auf den neuen Neguten zu machen, weil sie aus Erfahrung wußten, wie viel davon für spätere Erfolge abhänge. Mit den Wagen hernaufführer, arianischer, halbarianischer und eunomianischer Bischöfe waren die Dorfstraßen von Etesia nach Antiochien besetzt, und jeder von ihnen beabsichtigte nichts Beringeredes, als allen übrigen den Weg abzulaufen. Selbst der fromme Athanasius umangelte nicht, sich aus seiner Zurückgezogenheit hervor zu reagen, um in einem Mier von mehr als sechs Jahren noch einmal die Gemeinde von Alexandria zu leiten. Man denke sich den Audienssaal eines, in einen Imperator umgeschaffnen, ersten Kammerherren mit Geistlichen angefüllt, die durch metaphysische Argumente und leidenschaftliche Ermahnungen um den Vorzug streitend. Vergänglich ermahnte Zosian zur Mäßigung, zur Eintracht, zur christlichen Liebe; vergeblich verwies er die Streitsüchtigen auf den Ausspruch eines zu veranstaltenden Concils; dies alles galt nur für Gleichgültigkeit; und nicht eher beruhigte man sich, als bis er sich für das nicäische Glaubensbekenntniß erklärt hatte, vielleicht aus bloßer Angst, vielleicht aus Achtung für den Charakter des Athanasius. Die Tempel der Polytheisten wurden sogleich geschlossen, und schon rechneten die Christen darauf, daß es ihnen nicht an Gelegenheit fehlen werde, frühere Bekleidigungen — zu verpöhlen oder zu rächen, als die Beförderung der polytheistischen Welt noch einmal durch eine Duldungs-Verordnung gemäßiget werde.

In dem Zeitraum von sieben Monaten waren die römischen Truppen nach Antiochien zurückgekehrt, nach-

dem sie alle Beschwerden des Krieges, des Hungers und des Klima ertragen hatten. Sie rechneten auf einen langen Aufenthalt in Syrien; allein die Hungerseuche Jovians' sürzte denselben ab. Unfähig, den Speet der Anstiche zu ertragen, eilte er nach Constantinepel. Gegen seine Erwartung war im Rieche alles ruhig geblieben; und als er dem Taurus herabgestiegen war, wurde er bei seinem Eintritt in Dyana, die Hauptstadt Cappadociens, von den Abgeordneten der westlichen Parte begrüßt. Von Dyana eilte er nach Antyra, der Hauptstadt von Galatien; und hier war es, wo er seinem Sohne, der noch ein Kind war, die Benennung und die Abzeichen der Consular-Würde annahm. Nicht lange darauf (1. Jan. 364) ward eine unbedeutende Stadt zwischen Ancon und Nicc, Dadastana genannt, das Ziel seiner Reise und seines Lebens. Nach einem reichlichen Abendessen fand man ihn am folgenden Morgen todt in seinem Bette, vergiftet, wie Einige behauptet haben, durch Pilze, die er in Uebersmaaß genossen hatte. Eine längere und glücklichere Regierung hatte ihm der fromme Archanastus beim Abschied versprochen; und da der Charakter und das Leben dieses Mannes so viel Aufgezeichnetes haben, die Schilderung von Weidern aber auch dazu beitragen kann, den Leser mit dem eigenthümlichen Geiste der christlichen Kirche im vierten Jahrhunderte noch vertrauter zu machen: so wird eine Abschweifung, deren Gegenstand der Erzbischof von Nicandrien ist, hier nicht am unrichtigen Orte seyn.

Das Concilium von Nicäa gab der christlichen Kirche nicht die Einheit, welche in Constantius Absichten liegen mochte: der Arianismus lebte fort; und wie wohl er sich in gewissen Schranken hielt, so dauerte seine Thätigkeit doch nur bis zum Tode des großen Imperators. Nichts leistete dem Homöostianen so viel Vortheil, als jenes Testament, welches Eusebius von Nikomedien dem jungen Sohne des Verstorbenen zufründete. Sobald die scheußliche Hinrichtung der Brüder und Wesen Constantius erfolgt war, diente ein gemeinschaftliches Verbrechen zur Grundlage einer gemeinschaftlichen Sache; und weil der Imperator, seine Euzaren, seine Minister und selbst ein Theil seiner Generale ein und dasselbe Schicksal mit den Arianern zu bewahren hatten, so durften diese ihr Haupt desto höher erheben. Nie trennte sich seitdem Constantius von dieser Seite; und was man mit Wahrheit sagen kann, ist, daß sie in jeder Hinsicht den Charakter seiner Regierung bestimmen.

Im Leben aber kommt es nicht sowohl auf die Meinungen an, als auf das, was sich an diese Meinungen hängt. Die christliche Moral hätte mit der Homöostie eben so wohl bestehen können, als mit der Arianität; der ganze Unterschied war ein Jota. Allein, wenn auf irgend einen Glauben eine Herrschaft gegründet ist, so erfordert die Erhaltung der Lehren, daß der erstere unerschütterlich bleibe, weil der Glaube das Gesetz vertritt, die Güte des Gesetzes sich aber durch seine Strenge bewährt. Was sich also auch zum Vortheil der Arianer sagen lassen möchte: immer

waren sie Profogen, und, als solche, mußten sie Denjenigen verhasst seyn, welche begriffen hatten, wie sehr ihre Autorität auf fest stehenden Glaubensbekenntnissen beruhte.

Zu den Vätern nun, welche im vierten Jahrhundert hierüber aufgeführt waren, gehörte auch Athanasius, nachmaliger Erzbischof von Alexandria. Erzogen im Hause des Erzbischofs Alexander, und durch diesen eingeweiht in die bischöfliche Politik, hatte er sich bereits als Prediger zum Gegner des Arius aufgeworfen. Als er nicht lange darauf zu Nicäa erschien, ward er durch die Besinntheit seiner Erklärungen und die Festigkeit seines Charakters ein Gegenstand allgemeiner Aufmerksamkeit. Schon fünf Monate nach seiner Zurückkunft nahm er den erzbischoflichen Stuhl von Alexandria ein: so groß war das Bedürfniß, in dieser vollreichen und parteisüchtigen Stadt einen Mann von großem persönlichen Eigenthum an der Spitze der Geistlichkeit zu haben! Es mochte Viele geben, welche den Athanasius an Bekanntheit und selbst an Beredsamkeit übertrafen; aber schwerlich wurde er von irgend Einem an Klugheit, an richtiger Beurtheilung der jedesmaligen Umstände, an Kenntniß des Ganges der Begebenheiten, und an derjenigen Ergebung übertraffen, vermöge deren man nie Bedenken trägt, dem Sturm des Augenblicks auszuweichen.

Best entschlossen, die Home-üste, wenn es seyn mußte, mit seinem Leben zu verteidigen, wagte Athanasius, dem großen Constantin Widerstand zu leisten, als dieser darauf drang, daß Arius in die katholische

Gemeinschaft wieder aufgenommen werden sollte. So viel Ungeschmeidigkeit konnte der Kaiser verzeihen, nachdem er sich selbst für die Homo-äuse erklärt hatte; aber die Anhänger des Arianismus betrachteten, von diesem Augenblick an, den entschlossenen Athanasius als ihren gefährlichsten Feind; und da ihm auf keinem andern Wege brisamment war, so stellten sie den Erzbischof von Alexandria als einen solchen Tyrannen dar, welcher den, auf dem nicäischen Concilium mit den Arianern abgeschlossenen Vertrag verletzt habe. Allerdings hatte Athanasius diesen Vertrag genehmigt; doch hatte er sich hiernach keine Verfolgung erlaubt. Noch andere Verbrechen wurden ihm zur Last gelegt: dahin gehörte, daß er in einer von den Kirchen von Konstantin den Reich zerbrochen, sechs Bischöfe eingekerkert oder gepeinigt, und den lebenden Bischof von derselben Kirche, Namens Ursinios, todt getödtet, doch wenigstens versammelt habe. Von allen diesen Beschuldigungen war die eine eben so ungegründet, wie die andere; da aber Konstantin nicht vermeiden konnte, darauf einzugehen: so wurden nach einander die Synoden von Caesarea und Tyrus angeordnet, wo die Bischöfe des Ostens die Sache des Athanasius entscheiden sollten, ehe sie zur Einweihung der Auferstehungskirche zu Jerusalem schritten. Der Erzbischof von Alexandria konnte den Parteigeist allzu gut, um nicht zu wissen, daß, ihm gegenüber, auch die vollkommenste Unschuld nicht aufhalten kann. Mit glücklichem Erfolge wich er der Synode von Caesarea aus; als aber Konstantin darauf bestand, daß er sich vor das Concilium von Tyrus stel-

len folter, schiffte er sich mit seinen Predigern und vielen andern Geistlichen, unter welchen sich auch Irenäus befand, dahin ein. Die Leitung des Conciliums war dem Eusebius von Caesarea anvertraut worden; und gerade dieser Eusebius war der entscheidendste Feind des Angeklagten. Die Vortragsart von Nord und Exraunel traten nur allzu bald über die Lippen des Vortandes, und, wiederholt von dem Euse seiner Anhänger, sagten sie an, allgemeinen Klauen zu finden, als Athanasius sich von dem ersten dadurch reinigte, daß er den Irenäus wohlbehalten vorführte, und sogleich in Hinsicht des zuverrechnen Reiches bewies, daß das Doof, wo er diesen Trevel begangen haben sollte, nie im Besitz eines solchen Reiches gewesen wäre. So widerlegt, blieb dem Concilium kein anderer Ausweg offen, als eine Commission zu verecdnen, welche die Beschuldigung an Ort und Stelle untersuchen sollte. Der Antrag des Athanasius war allzu fest beschloffen, als daß man sich diese Maßregel hätte versagen können; und obgleich dieselbe wegen des eifersüchtigen Widerstandes ägyptischer Bischöfe nicht durchgeführt wurde, so verurtheilte doch das Concilium von Exrus den Primas von Aegypten zur Absetzung und zur Verbannung. Athanasius war nicht zugegen, als dieser Ausspruch erfolgte. Kaum von demselben unterrichtet, schiffte er sich nach Constantinopel ein, die Gerechtigkeit des Imperators anzusuchen. Es gelang ihm, alle die Hindernisse zu besiegen, welche einer Audienz entgegen standen. Gütig vernahm Constantin die Rechtfertigung des Erzbischofs; als aber die Mitglieder des Conciliums von Exrus sich verantworten

stellten, zogen sie den Imperator dadurch auf ihre Seite, daß sie zu den übrigen Verschuldigungen noch die hinzusetzten, Athanasius habe, um sich zu retten, die Transportschiffe aufhalten wollen, welche die zweite Hauptstadt des Reiches mit Korn versorgte. Constantia mochte an diese Verschuldigung glauben, oder nicht; sein Ausspruch schloß eine Verbannung nach Gallien in sich. Ein und zwanzig Monate brachte Athanasius in Trier zu, wo er, wie man sagt, das Wächterwesen einführte.

Constantius Tod befreite ihn von der Verbannung, und ein Brief des jüngeren Constantin, der sich von seiner Unschuld überzeugen ließ, gab ihm seinen erzbischöflichen Wohnsitz zurück.

Doch gleichzeitig hoben die Intrigue an, welchen die Arianer, einen längeren Zeitraum hindurch, ihrem überwiegenden Einfluß verdankten. Athanasius hatte also seit seiner Rückkehr noch nicht drei volle Jahre die Gemeinde von Alexandria als Erzbischof vorgestanden, als, unmittelbar nach dem Tode des jüngeren Constantin, neunzig arianische Bischöfe sich in Antiochien versammelten, vergeblich, um die Kirchenträle zu weichen, der wahren Absicht nach, ihren Feind zum zweiten Male zu fällen. Zu diesem Endzweck entwarfen sie ein weitläufiges Glaubensbekenntniß, und fünf und zwanzig Canones, welche noch immer die Disziplin der rechtgläubigen Griechen regeln. Darin andern setzten sie fest, „daß, welcher Bischof auf den Ausspruch einer Synode abgesetzt werde, nur auf den Ausspruch einer Synode wieder eingesetzt werden könne.“ Die Anwendung davon wurde sogleich auf den Athanasius gemacht; und

wie hätte die Folge wohl anders ausfallen können, als so, daß seine Absetzung bestätigt wurde! Ein gewisser Gregor erhielt seine Würde, und der Präfect Philogonus wurde angewiesen, den neuen Primas durch die Civil- und Militär-Macht seiner Provinz zu unterstützen.

Unfähig, der Verführung zu widerstehen, welche die asiatischen Bischöfe gegen ihn in Gang gebracht hatten, verließ Athanasius Alexandrien, um sich in den Schutze des römischen Erzbischofs zu begeben, dem eine Gelegenheit, sein Ansehen geltend zu machen, nicht unwillkommen seyn konnte. Wirklich nahm sich der stolze Julius — dies war der Name des Kämmerer — des Unmuthdrücken mit allem Nachdruck an; und die Folge davon war, daß sich ein Concilium von fünfzig italisch-asiatischen Bischöfen für die Unschuld des Athanasius erklärte. Doch erhielt er deshalb seinen erzbischöflichen Stuhl nicht zurück. Der Imperator Constant, für den Verfolgten gewonnen, war leicht bereit, eine Versammlung zu veranstalten, welche für die Repräsentation der katholischen Kirche gelten konnte; allein kaum waren die Bischöfe des Ostens mit denen des Westens zusammengetroffen, als sie sich von einander trennten, und sich gegenseitig für Feinde des wahren Gottes ausgaben. Bei dieser Gelegenheit zeigt sich zum ersten Male, daß zwischen der griechischen und lateinischen Kirche eine Kluft bestanden war, welche seitdem nie hat ausgefüllt werden können. Athanasius, von seinen Feindern verlassen, sah sich genöthigt, sich desselben enger an den Imperator Constant anzuschließen, mit welchem er an verschiedenen Orten in Frankreich und Italien Zusammen-

hünfte hatte; und da die Macht des jungen Monarchen groß genug war, um eine geheinliche Sprache zu gestatten, so kam es nur allzu bald dahin, daß Constant seinem Bruder Constantius erklärte: „wessen die Wiedereinsetzung des Athanasius nicht auf der Stelle erfolge, so werde er ihn auf einer Flotte zu seinem episcopälichen Stuhle zurückzuführen.“ Constantius, der noch immer in den persischen Krieg verwickelt war, berechnete die Folgen eines solchen Zwistes, und fand für gut, den wiederholten Mahnungen seines Bruders nachzugeben. Athanasius erhielt also die Erlaubniß, nach Alexandria zurückzukehren. Doch ehe er davon Gebrauch machte, brang er auf Zurückberufung seiner Anhänger, und Wiederherstellung ihrer Rechte; und erst als beides bewilligt war, ging er durch Syrien, Äthen, Egypten nach Aegypten zurück. In Asien hatte er eine Zusammenkunft mit Constantius, der ihm freundlich umarmte, und ihn um die Gefälligkeit bat, in Alexandria eine einzige arianische Kirche zu gestatten. Athanasius trug kein Bedenken, auf diesen Vorschlag einzugehen, wo fern man seiner Parthei in jeder Stadt des Reiches dieselbe Duldung gestatten wollte. Man sieht hieraus, auf welchem Fuße die Bischöfe schon im vierten Jahrhunderte mit ihrem Souveränen standen. Der Einzug des Athanasius in Alexandria gleich einem Triumphzuge; und je theurer Abwesenheit und Verfolgung ihn den Bewohnern dieser Stadt gemacht hatten, desto unbegründeter wurde sein Ansehen.

Ein Bürgerkrieg war glücklich vermieden worden; aber Athanasius hatte vergessen, daß, wer seinen Sou-

wird zur Verstellung gezwung, auf keine aufrichtige
 Verzeihung rechnen kann. Nach dem Tode des Con-
 stantius, und nach der endlichen Befiegung des Magnen-
 tianus, zeigten sich die meisten Gefinnungen des Constan-
 tianus, und in ihnen der ganze Charakter dieses Imperators.
 Da allgemein gesagt wurde, Athanasius habe für den
 Usurpator gehandelt, so lag hienin Vermandes genug, sich
 eines treulosen Bischofs zu entschuldigen. In einem Diener
 heimlicher Rache würde es nicht gefehlt haben; ein sol-
 ches Verfahren lag aber nicht in dem Geschmaek des Con-
 stantianus. Auf eine recht förmliche Weise wollte er
 die Absetzung des Athanasius betreiben; und da der
 Ausspruch des Conciliums von Lyons nie ausdrücklich
 jurischgenommen war, so sollte derselbe durch ein neues
 höchst glänzendes Concilium bekräftigt werden. Dieses
 wurde nach Mailand zusammenberufen. Wirklich ver-
 sammelten sich daselbst an dreihundert Bischöfe. Es
 zeigte sich indeß, daß die westliche Kirche bereits einen
 andern bestimmten Charakter angenommen hatte, als daß
 die Sophisten der Arianer auf der einen, und die
 Befestiger der Eunuchen auf der andern Seite viel ver-
 mehrt hätten. Liberius, Erzbischof von Rom, Osius
 von Cordoba, und nach ihrem Beispiele Mehrere, dran-
 gen darauf, daß sich die Feinde des Athanasius erst
 von dem Argwohn der Aerei reinigen sollten, ehe sie
 das Betragen des großen Athanasius urtheilten. Es
 verstrichen zwei Jahre, ehe man sich einigen konnte.
 Endlich entschied die Mehrheit, welche in Versammlun-
 gen dieser Art notwendig der schlechtere Theil ist. Li-
 berius, Osius und ihre Freunde wurden verbannt, und

um sie noch tiefer zu kränken, mußten sie ihren Aufstand bald im Stillen nehmen, die von arrianischen Bischöfen regiert wurden. Constantius, welcher jetzt freie Hand hatte, war seiner Sache noch immer so ungewiß, daß er es nicht wagte, die Verbannung des Athanasius durch einen schriftlichen Befehl auszusprechen; es sey nun aus Achtung für den Charakter dieses Bischofs, oder aus Furcht vor der Bevölkerung Hieronymus. Zwei von seinen Schriftschreibern erschienen daselbst mit mündlichen Aufträgen, und machten sehr bald die Entdeckung, daß diese nicht ausreichten, einen Mann, wie Athanasius, zum Weichen zu bringen. Um nicht für etwas Schlimmeres gehalten zu werden, als sie waren, sahen sie sich genöthigt, mit den Volkshäuptern von Alexandria einen Vertrag abzuschließen, in welchem festgesetzt wurde: „daß alle Feindseligkeiten zwischen beiden seyen, bis der Imperator seinen Willen unmerkbar ausgesprochen haben würde.“ Schon waren Legionen aus Ober-Aegypten und aus Lybien in Bewegung, das zur Empörung geneigte Land in Jona zu halten; und die Könige Alexandriens zwischen der See und der Wüste begünstigte die Landung und Ankunft dieser Truppen. Ehe die Stadthore verschlossen werden konnten, drang Syriacus, Fürst von Aegypten, an der Spitze von 5000 Mann in das Innere Alexandriens, und besetzte am Mitternacht die Kirche des heil. Theonas zu eben der Zeit, wo der Erzbischof mit einem Theile des Volkes und der Geistlichkeit Andacht hielt. Die Thüren wurden erbrochen, und Athanasius würde unter diesen Umständen das Schick-

fol des Theodos Bistof *) gehabt haben, hätte er nicht den Biron der Könige und Vorkämpfer, sein theures Leben einer bessern Zukunft aufzusparen, nachgegeben. Drog dem nöthigen Tummel, der vielen Unschuldigen das Leben kostete, trotz den Gefahren, womit er auf allen Seiten umringt war, rettete er sich auf Alexandria, und entwand den Augen der Welt in der Wüste von Sybais.

Sein Nachfolger auf dem erzbischöflichen Sitze von Alexandria war der berühmte Georg von Cappadocien, dem in der Folge die Ehre widerfuhr, der Schutzpatron Englands zu werden. Nur Aofkunst und Erziehung hatten diesem Georg den Brunnennamen des Cappadociers verschafft; denn eigentlich stammte er aus Epiphonien in Cilicien her. Seine erste Jugend hatte er bei einem Waller verbracht; Parasitenhünfte hatten ihm hierauf eine Lieferung für das Fort verschafft. Verächtet, wünschete er der Verfolgung zu entgehen; und da er sich zu diesem Endzweck einer Partei anschließen mußte, so wählte er die der Arianer, welchen er um seiner Reichthümer willen sehr willkommen war. Sein Eifer mochte aufrichtig seyn aber nicht; genug, er fand Vertrauen; und nachdem er sich durch einen bedeutenden Aufwand eine große Sammlung von geschichtlichen, philosophischen und theologischen Werken aneignete, und in den Ruf eines

*) Die Ähnlichkeit zwischen Konstantin und Theodos Bistof ist sehr auffallend, als daß man nicht unmittelbar daran erinnert würde.

Schriften gebracht hatte, hielt es nicht schwer, durch den Hof des Constantius zu dem erzbischoflichen Sitz von Alexandria besetzt zu werden. Georg, der einen großen Theil seines Vermögen aufgewendet hatte, wollte Ersatz für seine Verluste; und einen solchen bot ihm der Standort eines Bischofs von Alexandria im reichlichsten Maße dar. Mit unparteiischer Hand trübte er auf Freund und Feind; und indem er die ersten Lebensbedürfnisse zu ungeheuren Preisen verkaufte, und kein Bedenken trug, selbst die Kirchen zu plündern, brachte er es nur allzu bald dahin, daß das Volk von Alexandria ihn vertrieb. Doch dies wurde auf die Nothung der Haus-üste gesetzt, und Kriegesgewalt führte ihn auf den Punkt gerath, wo er sich so wohl befand. Der Tod des Constantius befreiete endlich die Alexandriner von einem so schrecklichen Tyrannen, dessen vorzüglichste Verbüßten der Comed Diodorus und der Königswürger Procentius waren. Derselbe Reichthum, welcher die Nachfolge Julianus nach der Hauptstadt Aegyptens brachte, vertündigt den Sturz des unwürdigen Bischofs und seiner Helfershelfer. Alle Drei wurden, mit Ketten belastet, ins Gefängniß geführt; doch ehe ihr Proceß entschieden werden konnte, erobete der Pöbel die Thüren des Kerker, erweckete die Verbercher, schleppte ihrer Leichname durch die Straßen der Stadt, und warf sie in die See. Wie verdient nun auch Georgs Tod sein mochte: so unterließen die Arianer doch nicht, ihn für einen Märtyrer der Wahrheit anzugeben. Bis solcher Höhe er in ihrem Andenken fort; und als sie in der

Folge mit schändlicher Verehrung zur katholischen Kirche übertraten, brachten sie dieselbe den im Leben so verächtlichen und verhassten Georg als einem Heiligen zu, als reichete er noch immer für England ein Schuttpanzen der Waffen, der Mithraschaft und des Hefenbundes ist *).

Während Georg in Alexandria wüthete, lebte Athanasius unter den Jünglingen des heil. Anthonius und Pachomius in der Wüste von Thebais. Sechs Jahre verweilte er in derselben, durch nichts so sehr beschützt, als durch den eigenthümlichen Geist ägyptischer Wüste, welchen selbst die Zelter des Scheinens nicht entriß, das sie zu bewahren sich vorgesetzt hatten. In ihrem Eigensinn, oder an ihrer Begrenztheit, scheiterte die ganze Macht des Constantius. Vergeblich forderte er die Fürsten Aethiopiens auf, den Athanasius von ihrem Machtgebieten auszuschließen; vergebens rief er alle Eitel- und Willkür-Berwalter seines weitläufigen Reiches auf, sich des Uebelthens zu bemächtigen, wo sie ihn finden würden; vergebens setzte er die höchsten Preise auf den ihm verhassten Kopf: Athanasius blieb verhehrt unter Menschen, die, weil sie sich von der übrigen Gesellschaft losgerissen hatten, nur sich selbst leben wollten. Wäheten sich die Soldaten des Constantius den abge-

*) Es gibt eine angesehene Geschichte dieses Königs, deren Verfasser Dr. Hervey ist. In ihr ist nachgeteilt, daß seine Herrschaft in Aethiopia und Arabien begann, und sich von Aethiopia aus über die westlichen Länder verbreitete. In England leb seine Herrschaft erst während der Trugzüge an. — Wie wird man nicht in dem unermesslichen Abenteurliche möglich sein, was mit seinem Befehl in mehreren Staaten widerholt werden kann! —

sonderten Wohnungen der Klöster, so wurde Athanasius von einem Kloster in das andere geschickt, bis er jene Gegend erreichte, die, der Weltlage nach, mit Dörfern und Weispflanzern bevölkert war; und unterdeß trug sein Schüler des Antonius und Paphenios Bedenken, sich für den Erzbischof tödt schlagen zu lassen. Diese Verfolgung endigte nur mit dem Tode des Constantius. Julian's entschiedener Absichten vor dem Christenthume und eben so entschiedene Vorliebe für den Polytheismus brachte zwar die glückliche Wirkung hervor, daß Homo-äspaner und Homo-äspaner über sich selbst zur Besinnung kamen, und die gegenseitige Feindschaft einstellten; indess waren dies nicht die Zeiten, in welchen ein Athanasius sich geltend machen konnte. Eine bessere Zukunft vorhersehend, wagte er sich zwar aus seiner Einsamkeit hervor, um seine Freunde und Anhänger mit neuem Muthe zu beleben; da aber die Edicte des Constantius in Beziehung auf ihn nicht aufgehoben wurden, da Julian ihn sogar aus dem von dem bischöflichen Stuhl bezogen, den er nach dem Tode des unmwürdigen Theodosius wieder eingenommen hatte: so ließ er sich immer Befehle, erschlagen zu werden. Doch sein gutes Glück wollte, daß er überall unentdeckt blieb. Einmal in eine trockne Fässerne versteckt, rettete er sich wenige Tageblide früher, als sein Aufenthalt von einer Sklavin verrathen wurde. Ein anderes Mal sah er sich genöthigt, im Nachgewande seine Zuflucht zu einer Jungfrau zu nehmen, die durch ungemeine Schönheit in der ganzen Stadt berühmt war. Der Augenblick war kritisch. Athanasius machte eine himmlische

Erscheinung geltend, welche ihm geboten habe, bei der Schönen Schatz zu suchen; und das fromme Mädchen nahm ihn auf, als ein Waisenkind des Himmels, das ihrer Klugheit und ihrem Muth anvertrauet würde. Mit dieser Besinnung führte sie den Erzbischof in die entferntesten Zimmer ihrer Wohnung, wo sie ihn, mehrere Wochen hindurch, mit der Sorgfalt einer Freundin bediente, indem sie ihm Bücher verschaffte, seinen Haierwechsel besorgte, und seine Füße wusch.

Die Abenteuer des Athanasius waren hierin nicht abgeschlossen; doch bald verstrich der kurze Zeitraum von Julians Regierung. Begünstigt von dem Jobian lehete er zu eben der Zeit als Erzbischof nach Alexandria zurück, wo dieser Imperator zu Dadastana starb. Zwar blieb der letzte Abschnitt seines Lebens nicht ohne Stürme: diese mußten um so nothwendiger erfolgen, da der Nachfolger Jobians im Osten, aus Rachgierigkeit gegen seine Freunde, den Arianern den Vortzug gab. Indes erfolgte keine neue Verbannung; und die letzten zehn Jahre vom Leben des Athanasius verstrichen zum wenigsten in Frieden für die Tochter Alexandriens, welche ihren Erzbischof um so höher achteten, je auffallender Georg von Cappadocien ihnen gezeigt hatte, wie weit ein Bischof die Tyranni treiben könne.

Athanasius starb den 2. May des Jahres 373, gewiß nicht ohne Sorge für die rechtsländige Kirche, welche durch das Übergewicht der Arianer in der letzten Hälfte des vierten Jahrhunderts in das Licht der Keterei getreten war, und wenig Aufsicht hatte, in ihrem bisherigen Eigensinnlichkeit fortzubauen. Das ganze

Leben dieses Mannes beweiset, an welchen Kleinigkeiten bisweilen das Schicksal sowohl der Staaten, als der Einzelnm hängt, und in welchem Grade das, was in menschlichen Begehrheiten für die Hauptsache erachtet wird, oft nichts weiter ist, als eine Chimäre, über welche das Glück zu kommen so schwer fällt. Ist es demütigend für den menschlichen Stolz, daß die Charakterstärke des Menschen selten eine bessere Grundlage hat: so ist es zugleich beruhigend, denken zu dürfen, daß ohne diese Grundlage kein Unterschied zwischen Mensch und Thier Statt finden würde, und daß folglich Diejenigen für die Besten ihres Geschlechtes gehalten werden müssen, in welchen sich die Anlage zur Idealität am stärksten offenbart. Stephanus, an die Stelle des Constantius gebracht, wach' ein herrlicher Imperator! Was den kirchlichen Heresi achtungsworth machte — waren es seine metaphysischen Schelmeien? war es nicht vielmehr seine Menschlichkeit, seine Unzweckmäßigkeit, sein Sinn für das Allgemeine, seine Liebe für die Gesellschaft, sein Republikanismus? Mit solchen Anlagen ist man für den Thron geboren; mit solchen Anlagen kann man nie verfehlen, sich Verdienste um das menschliche Geschlecht zu erwerben, auf welchem Standpunkte man sich auch befinden möge.

Dies alles zur Entschuldigung einer Abschweifung, welche wohl geeignet schien, die eindringliche Erzählung vom dem zunehmenden Verfall eines Reiches zu unterbrechen, in welchem der Charakter eines freien Bürgers so proscribirt war, daß er sich nur im Schutze des göttlichen Gesetzes offenbaren durfte.

Der Irrthum, den man in der Wahl des Primaerius Julian begangen hatte, sollte in der seines Nachfolgers vermieden werden; denn sehr deutlich sah man ein, daß ein römischer Imperator sich auf den Krieg verstehen müsse.

In einem aus Ministern und Generalen zusammengesetzten Staatsrath wurde dieser Grundsatz aufgestellt, und zugleich beschloßen, daß Nerva in Bithynien der Wahlort seyn sollte.

Sobald sich also das Heer daselbst versammelt hatte, schritt man zur Wahl eines neuen Imperators. Noch einmal wurde dem besahenen Cäsar das Viedem angetragen; allein die Gründe, welche ihn nach Julians Dinerier zur Absetzung bestimmten, hatten seitdem ihre Kraft mehr verstärkt, als verloren. Vielleicht auch, daß dieser Antrag nur zum Schein gemacht wurde, um Dem, welchen Cäsar selbst im Verborgnen gebracht hatte, desto sicherer auf den Thron der Cäsaren zu erheben *). Dieser war kein Anderer, als der Ruf Valentinian, der auf dem Rückzuge von Antiochien nach Constaninopel in Ancyra zurückgeblieben war.

Valentinian, der Sohn des Comes Sebastianus, welcher, aus Cibalis in Pannonien abstammend, sich aus einem niedrigen Stande zu dem Militär-Befehl von Afrika und Britannien erhoben hatte, zeichnete sich

*) Philoſorgius schreibt (Lib. VIII. c. 8.) die Wahl des Valentinian dem Cäsar, den Generalen Priscus und Cyprianus, und dem Patriarchen Dionysius zu; welches wohl nur nach seiner Einbildung gesehen, daß ihr Einfluß entschieden habe.

auf durch seine Größe und durch die Stärke seiner Manneskraft; außerdem aber hatte er am Rhein und in dem berühmten Feldzuge viele Beweise von persönlicher Tapferkeit und kluger Einsicht in die Kriegsführung abgelegt, und in seinem Verhältnis zu Julian, dessen Politik er in jeder Beziehung mißbilligte, Entschlossenheit und Charakter bewiesen. Freund war ihm freilich alles, was höhere Geistesbildung genannt zu werden verdient; indeß schien dies das geringste Erforderniß, und ohne daß er sich im Mindesten um das Diadem beworben hätte, berief man ihn zum Empfang desselben von Ancyra, wo er verweilte. In der Umgegend von Nice wurde ein Tribunal erbaut. Das Heer mußte sich um dasselbe ordnen; und als Valentinian angetreten war, bekleidete man ihn mit dem Diadem und dem Purpur, während das Heer seinen Befehl zu erkennen gab.

Es scheint, daß man, nach den Erfahrungen, die seit dem Tode des großen Constantin gemacht waren, die Idee einer doppelten Imperator-Würde von neuem aufgestellt hatte, damit der Aufsicht des Imperators in Constantinopel den Westen nicht schaden möchte. Doch hatte also Valentinian das Tribunal nicht verlassen, als das Heer die Forderung an ihn machte, daß er sich auf der Stelle über seinen Mitregenten erklären möchte. Der neue Kaiser, dem es zwar an Veredelmheit, aber nicht an Geistesgegenwart fehlte, erklärte sich gegen diese Forderung; nicht, als hätte er die Sache selbst verworfen, sondern weil es ihm ungeschicklich schien, einen Schwur zu leisten zu können.

„Unsrüthig, sagte er, ist das Gewicht des Erbkränzes
allzu schwer für die Hände eines schwachen Sterblichen,
und im vollen Bewußtseyn meiner beschränkten Fähigkeit
und der Ungewißheit meines Lebens, bin ich nicht we-
niger als abgeneigt von dem Beistande eines würdigen
Geschülten: doch wo die Zwietracht gefährlich werden
kann, da verdient die Wahl eines treuen Freundes außer-
ordentliche Überlegung. Diese Überlegung wird meine Sorge
seyn. Ihr begibt euch in eure Quartiere zurück, um
euch und Euerer zu stärken und die gewünschten Bescheide
zu erhalten.“

Alles schwing auf eine solche Antwort, und, um-
geben von den Wäldern der Legionen und den verschiede-
nen Wäldern der Keltens und des Jutes, wurde
der neue Imperator in seinen Palaß zu Nicc eingeführt.
Die Ordnung, welche die Soldaten an ihn gemacht
hatten, ward hier ein Gegenstand der Betrachtung mit
seinen Freunden. Unter diesen sagte Dagobaldus:
„Siehst du die Deinigen, vortheilhafter Imperator, so
hast du einen Erben; siehst du das Gemeinwesen, so
sich dir dem Würdigen aus.“ Diese Worte
mochten unangenehm seyn; aber sie schaden dem Köni-
gen nicht, der sie gesprochen hatte. Langsam ging Co-
stantin von Nicc über Nicomedien nach Constanti-
nopol, und dreißig Tage nach seiner Erhebung wählte er,

*) Si quis amat, Imperator optime, habet suorum; et
Reipublicam, quare quoniam venias. Vid. Ammian. Marcell.
Lib. XXVI. c. 4. Werth dieser Art verdienten angestrichelt zu sein
den, weil sie die Ansicht unserer Constitutionen bezeichnen.

in einer von den Vorstädten der Hauptstadt, seinem Bruder Valens zum Mitregenten, nicht ohne die Erwartung Derr zu täuschen, die auf eine bessere Wahl gerechnet hatten.

Nicht leicht können zwei Brüder entgegengesetzte Charaktere haben, als Valentinian und Valens; denn, wie in Jenen Muth und Entschlossenheit vorherrschten, so zeichnete sich Dieser durch Furchtsamkeit und Zöghaftigkeit aus. Wie gut die Einheit des Reiches durch diese Entgegengesetztheit bewahrt wurde: dies brachte Valentinian, wie es scheint, weit besser zur Anschauung, als seine Tadel. Er, vor Allen, kannte die Hingebung des Valens für seine Person; und ob er gleich kein Bedenken trug, den Bruder zu dem Range eines Augustus zu erheben, so betrachtete er ihn doch weit mehr in dem Sinne eines Stellvertreters, als in dem eines Oberherrn. Für sich selbst nahm er denjenigen Theil des Reiches, der am schwersten zu regieren war, nämlich die westlichen Provinzen; Italien ward auf Idius die Hauptstadt. Einem Bruder überließ er den Osten von der Nieder-Donau bis zu den Eudagen Persien. Diese Theilung des Reiches geschah in dem Palaste von Mediana, unweit Mailand. Die Verwaltung der Provinzen blieb, wie der große Constantin sie angeordnet hatte; da es aber zwei Höfe gab, so mußten auch zwei Ministerien und, nach anderer Art zu reden, zwei Generalhöfe geschaffen werden. Das Personal im Civil, wie im Militär, war eine um so wesentlichere Veränderung, da Valentinian seinen Unterthanen erlaubte, sich über alle die Beamten zu beklagen, die sich der Unterthänung schuldig gemacht

hatten. Cassius wollte Mars wegen aufheben; dies wurde ihm aber nicht gestattet. Arinthus, einer der schlauesten und tapfersten Männer seiner Zeit, mußte bei Valens prückbleiben. Dagalaiphus, so beschwerlich auch seine Greisdichtigkeit war, erhielt Auszeichnung im Osten. So wurde ein Reich geordnet, dessen Ruhe von kurzer Dauer seyn sollte.

Indem von Constantius Epirotus an bis zum Tode Julians beinahe drei Menschenalter verfloßen waren, hatte die Idee der erblichen Kaiserwürde, welche seit Domitians Tode gänzlich untergegangen war, aufs Neue Raum gewonnen. Von dem Flavischen Geschlecht war nur Procopius übrig geblieben: ein naher Verwandter Julians, der nach der Erhebung des Jovianus sich auf seine Besitzungen in Cappadocien zurückgezogen hatte, wo er anspruchslos mit den Seinigen lebte. Was ihn für die neuen Imperatoren zum Gegenstand der Eifersucht machte, ist nicht bekannt geworden; genug, daß Valens ihn für gefährlich hielt. Er sollte verhaftet und nach Constantinopel gebracht werden, als es ihm gelang, den Händen seiner Freunde zu entschlüpfen und sich nach Klein-Asien zu retten. Hier lebte er mehrere Monate, bald in der einen, bald in der andern Verkleidung, d. h. unter tausend Besürchungen: als Unruhen, welche an der persischen Gränze aufgebrochen waren, den Valens nöthigten, sein Heer marschiren zu lassen, und demselben nach Syrien zu folgen. Derselbe Mann nun, dem man die Sicherheit des Unterhand versagte, fühlte, von Verwünschung getrieben, den Muth, sich auf den Thron zu schwingen. Raum hatte er sich

in Constantinopel den alten Anhängern Julian's gezeigt, als ein Senator und ein Consul sich seiner annehmen beschloffen, und, indem sie weit so eben angelangte gefälschte Erhebten für ihn gemachen, die ganz Verdächtigung von Constantinopel theils durch Furcht, theils durch neue Aussichten mit sich fernriffen. Die Unzufriedenheit mit der Regierung des Valens, dessen Finanzminister sich die größten Bedrückungen erlaubte, zog auch das Landvolk zur Parthei des Procopius. Dieser sah sich in kurzer Zeit an der Spitze eines zahlreichen Heeres, und wurde, als Herr von Bithynien und Asien, bald so furchtbar, daß Valens mit ihm in Unterhandlung trat. Der Imperator des Ostens würde verloren gewesen seyn, hätte sich seiner nicht dieses Genicks angenommen, denen sein Vender seine Erhebung verdankte: Gallus, Arinthius und Andere. Das Heer, worin sie bei dem Herrn standen, war groß genug, um eine Unstimmung zu bewirken; und nachdem Procopius in zwei Treffen den Kürzeren gezogen hatte, sah er sich nur allzu schnell von allen seinen Anhängern verlassen. Er irrte noch eine Zeitlang in den Wäldern Phrygiens umher; aber, von seinen Unglücksgefährten verrathen, entging er dem Schicksal unglücklicher Usurpatoren nicht: er wurde verhaftet, in das Lager des Imperators gesendet, und daselbst erschlagen.

Diese Hinrichtung mochte den Valens sichern, aber sie verbesserte den Geist seiner Regierung nicht. Seine natürliche Furchtsamkeit machte ihn zu einem Werkzeuge seiner Umgebung, und in Constantinopel erneuerten sich die Auftritte, welche Rom unter seinen ersten Imperator

leben erlebt hatte. Die Sprache eigensüßiger Eifersüßlinge und Vertrauten ist zu allen Zeiten dieselbe gewesen, und weicht Nergent sich nicht durch persönlichen Muth, oder durch das Gefühl seiner Unschuldigkeit, gegen dieselbe vertheilert, ist immer von ihr hintergangen worden. Nichts lag weniger in dem Charakter des Valens, als Grausamkeit; und nichts entwickelte sich leichter aus seiner Zuchtlosigkeit. Gerechtigkeitsliebe nannten seine Schwächlinge den Gegensatz von Wilde und Menschlichkeit; und so wurde es ihnen nicht schwer, ihm zu beweisen, daß in Sachen des Hochverraths Verdacht die Stelle des Beweises vertritt; daß, wer die Macht hat, Unheil zu stiften, auch den Willen dazu besitzt; daß die Absicht eben so verbrochenisch ist, wie die Handlung; und daß der Unterthan nicht zu leben verdient, wenn sein Leben die Sicherheit seines Oberherrn bedrohet und dessen Ruhe stört. So erfolgten Hinrichtungen über Hinrichtungen, die keinen andern Zweck hatten, als läßige Missethäter zu entfernen, oder die eine und die andere Freundschaft zu rächen.

Während Valens von seinen Vertrauten gemißbraucht wurde, folgte Valentinian dem natürlichen Ungestüm seines Charakters. Wie sehr der Aufenthalt in Italien dazu beitragen mochte, läßt sich bei gänzlichem Mangel an ausführlichen Nachrichten nicht genau bestimmen; doch ist zu glauben, daß die Eifersucht, welche Rom gegen Mailand empfand, sobald dieses zur Hauptstadt erhoben war, noch weit mehr über den engherzigen Haß der Italiener, nicht ohne alle Wirkung geliebet sey. Die Unschuldigen, welche sich aus

der Eubergang dieſer Zeiten nicht verlieren wollte, war er und für ſich eine Grundlage für die abſcheulichſte Tyrannei; und die nachtheilige Folge davon war, daß viele Handlungen, die in ſich ſelbſt ganz unſchuldig ſeyn mochten, zu Verbrechen geſtempelt, wenigſtens als ſolche beſtraft wurden. Nur wenige Ausdrücke ſtanden dem Valentinian zur Bezeichnung ſeines Unwillens zu Gebote, und dieſe waren: „Schlagt ihn den Kopf ab; verbrant ihn lebendig; ſchlagt ihn mit Keulen todt.“ So wurden ſelbſt die kühnſten Vergehungen geahndet; und wer hätte es wagen mögen, ſich dem Befehle des wilden Imperators zu widerſetzen, oder ihn auch nur zu verſpotten! Die Wiederholung ſolcher Befehle mußte die Seele Valentinian's gegen jedes Mitleid vermindern, und alles, was von Vertrauen und Liebe in ihm zurückblieb, Selbſten zu wenden, die ihm gleichgeſinnt oder gleichgeſinnt waren. Zwei gewaltige Säulen bewachten das Schlafkammer des Despoten, und wurden gebraucht, die Verurtheilten zu zerreißen *). Nichts waren ſie die erſten Gegenstände ſeiner Liebe; doch führt die Geſchichte an, daß ein gewiſſer Maximus mit der Präfectur von Gallien beſetzt wurde, weil er die edelſten Familien Rom's hatte hinrichten laſſen.

Beide Imperatoren beſchüßten das Chriſtenthum, wiewohl auf ganz verſchiedene Weiſe: Valentinian als

*) Der eine von dieſen Säulen hieß Iunonens, der andere Alca aurea. Der letztere wurde wegen ungelöſelter Diebſtahl emaneipirt. d. h. von ſeiner Fette befreit und in die Hände geſchickelt.

ein Euberdn, der den Uberglauben betrachtete, aber tadellos; Valens mit der Parteilichkeit, welche schwachen Gemüthern eigen ist. Derselbe Schatz, den Jener den Christen gewährt, kam auch den Juden und den Polytheisten zu Statten; von der Vorliebe, welche Dieser den Arianern gewidmet hatte, waren alle Nicht-Arianer ausgeschlossen. Noch immer ist das Edict vorhanden, wodurch Valentinian den Reichthum und Selbgeiz der Geistlichkeit zu beschränken suchte: ein Edict, worin dem Priesterstande verboten wurde, die Häuser der Waisen und Jungfrauen zu besuchen, und von diesen sogenannten geistlichen Töchtern irgend eine Gabe, Vermächtniß oder Erbschaft anzunehmen. Die Uebel, welche aus dem entgegen gesetzten Betragen entstanden waren, mußten sehr groß seyn, weil der Imperator ihnen eine Ordnung, auf Kosten der Ehre eines bereits mächtigen Standes, zu setzen suchte; Damasus, Bischof von Rom, an welchem das Edict gerichtet war, mußte sich, um größeren Kränkungen zu entgehen, zur Bekanntmachung desselben entschließen. Valens würde dem Beispiele seines Bruders hierin, wie in so vielen andern Dingen, gefolgt seyn, hätte Eudexud, Bischof der Hauptstadt des Oßen, sich seiner nicht in einem ausgezeichneten Grade bemächtigt gehabt. Da Eudexud ein Arianer war, so blieb dem Imperator schwerlich etwas Anderes übrig, als die Gegenseite, wo nicht zu verfolgen, doch banicker zu halten; und, nachdem er damit angefangen hatte, ihre Blindheit zu bemitleiden, mußte er sich erst von ihrer Hartnäckigkeit beleidigt fühlen, und zuletzt Haß mit Haß erwidern. Die Erscheinungen, welche die

die christliche Kirche in diesen Zeiten darbot, wären mit einem geringen Unterschiede im Osten und Westen die selben. Dort konnten die Wüthenden nicht entstehen, ohne den Wahlen Nachdruck zu geben, und durch die Macht der Blaise Dinge zur Entscheidung zu bringen, für welche es eine edlere Regel gab. Hier wirkten Egoismus und Habgucht nicht schwächer. In Rom stritten Damasus und Ursinus um den bischöflichen Stuhl; und in diesen Streit schloßen sich die Gemüther, wie in jenen Zeiten, wo Marcellus und Euseb, Cäsar und Pompejus, um die Oberherrschafft gekämpft hatten. Nicht weniger als 137 Personen wurden in der Basilica des Sixtinus, wo die Christen ihre religiöse Versammlungen zu halten pflegten, erschlagen gefunden. Nur durch die Verbannung des Ursinus konnte der Stuhl wieder hergestellt werden. Eherhard sagte der Präfect Praxetanus, ein Polytheist, zu dem Damasus, daß es ihm keine Ueberwindung kosten sollte, ein Christ zu werden, wenn er dadurch die Aussicht auf den römischen Bischofsstuhl gewinnen könnte. Noch waren Rom's Bischöfe nicht Oberherr des Landstriches, der sich von den Geadgen Neapel's bis zu den Ufern des Po erstreckt; aber noch viel weniger waren sie jene Apollon, welche, sich auf ihre Armut, nur Menschen zu gewinnen suchten.

Wo der gesellschaftliche Verfall überhand nimmt, da muß gekämpft werden, wie bei Soldaten, die zu Tode gehn; und wie spanisch auch die Denkart, welche Valentinianus sein mochte, so gab es doch für ihn lichte Augenblicke, in welchen er den Beruf fühlte, sich um das römische Reich verdient zu machen. Die Sinne

nen gebornen Kinder auszusuchen, war nie verdrängt worden, und hatte, wie leicht zu erachten ist, an Allgemeinheit zugenommen in Zeiten, wo es so schwer war, neben dem Staatsbedürfnisse auch dem eigenen zu genügen, ohne sich tausend Entbehrungen auszusetzen. Valentinian nun, der, wie sein Bruder, sich auf das Nöthige zu beschränken verstand, suchte dieser Bitte durch Edicte entgegen zu wirken, welche die Ausübung gänzlich verboten und auf's Härteste bestraften. Wie viel dadurch geleistet worden, läßt sich nur in so fern beurtheilen, als alle Gesetze, welche Sitten entgegen wirken, an und für sich ehrendlich zu seyn pflegen. Von besseren Erfolge war unstreitig die Einrichtung Valentinians, die alte Hauptstadt des Reiches, deren politische Zustände zu allen Zeiten mangelhaft geblieben sind, mit besetzten Bergen zu versehen, und die Zahl derselben nach den vorzigen Abtheilungen Namts zu bestimmen. Auf eine für spätere Zeiten sehr merkwürdige Weise wurde Valentinian zugleich ein Beförderer der Wissenschaften und schönen Künste. Neben Anordnungen zu Folge sollte die Hauptstadt einer jeden Provinz eine Erläuterungs-Schule erhalten, in welcher Grammatik und Rhetorik gelehrt würde; und da die beiden Hauptstädte des Reiches auch in dieser Hinsicht einen Vorzug verdienen: so wurde in ihnen der Grund zu den späteren Universitäten gelegt. Nur in Ansehung Constantinopels sind wir von dem Erfolge dieser Einrichtung belehrt. Die hohe Schule dieser Hauptstadt bestand aus ein und dreißig Professoren, unter welchen einer in der Philosophie, zwei in der Rhetorik

kunde, fünf im griechischen Styl, zehn in der griechischen Grammatik, drei im römischen Styl und zehn in der römischen Grammatik unterrichteten, die sechs übrigen Professoren aber für schöne und genaue Abschriften der Klaffter sorgten. Man sieht hieraus, daß Theologie und Medicin sich noch nicht zu Facultäts-Wissenschaften erheben hatten. Wer übrigens die hohe Schule besuchen wollte, mußte sich durch Certificate von der Obrigkeit seines Geburtsortes einlassen und sich Beschränkungen aller Art gefallen lassen. Da seine Bildungs-Periode mit dem zwanzigsten Jahre vollendet war, so mußte er, damit die Zeit wohl angewendet würde, dem Schauspiel und allen Festlichkeiten entsagen; und der Stadt-Verfasset, zu dessen Pflichten es gehörte, dem Magister officiorum über den Zustand der hohen Schule jährlichen Bericht zu erstatten, war berechtigt, den Trägen oder Widerspässigen zu pöchtigen und wegzujagen. So verhielt es sich mit dem ersten Anfange der gegenwärtigen Universitäten, ehe Juriswesen und Theologie sich derselben bemächtigten.

Was Valentinian aber auch immer thun mochte, den Verfall des römischen Reiches aufzuhalten oder zu hintertreiben: die innere Auflösung desselben war allzu groß, als daß es selbst unter dem entschlossensten Imperator noch einmal mit Erfolg hätte gerettet werden können. In dem Verhältnisse der Staaen entscheidet nichts so sehr über die Größe oder die Schwäche, als der größere oder geringere Gemeingeist; und wo alles auf die Erhöhung des letzteren abwehrt, da ist das Unterliegen durch keine Kunst, durch keine Geschicklichkeit, durch

lente noch so geliebte Passivität abzumenden: — nicht davon zu sagen, daß alle diese Rettungsmittel in einem so schliefenden Staate mehr Schein, als Wesen, in sich schloßen. Das Uebergewicht der germanischen Völker über die Römer des vierten Jahrhunderts war schon dadurch entschieden, daß, während diese des Friedens bedurften, jene nicht ohne Krieg leben konnten. Wo Ackerbau und Viehzucht die einzige Beschäftigung eines Volkes sind, da fehlt es leicht an Raum für den Ueberschuß der Kräfte, welcher sich allenthalben durch gesunde Einrichtungen entwickelt; Wäskern dieser Art geht es nicht anders, als dem Bienenstocke, welche, um fortzubauen zu können, sich der jungen Brut entledigen müssen. Das römische Reich würde noch jetzt bestehen, wenn die Franken und Alamannen sich hätten entschließen können, in Sedem zu leben, und des köstlichen Dahyns zu genießen, das jetzt das Erbtheil aller kultivirten Nationen ist. Je weiter sie von einem solchen Geschick entfernt waren, desto sicherer bildeten sich, allen Niederlagen zum Trost, die Befolge germanischer Fürsten auf ihre Seite.

In der That, man kann nur darüber erschauern, daß Julius Feldzige ohne allen Erfolg für die Küste Galliens geblieben waren. Roms hatte Valentinian sich in Mailand niedergelassen, so mußte er sich entschließen, über die Alpen zu gehen, um den Verheerungen, welche germanische Befolge in Gallien anrichteten, eine Grenze zu setzen. Geschlagen waren die römischen Truppen in diesen Gegenden; und so groß war das Schrecken, welches die Germanen unter ihnen verbreit-

ist hatten, daß es außerordentliches Maßregeln bedurfte,
 um noch allen Muth auszuathen zu lassen. Für solche
 Maßregeln war nur Valentinian der rechte Mann.
 In seinem Feldherrn rochle er, da Dagalaiphes den
 Oberbefehl von sich ablehnte, den Jovinian; und die-
 sem gelang es, die Alemannen theilweise aufzureiben,
 und eine Hauptstille in den catalanischen Gebirgen
 zu gewinnen. Doch kaum war dieser Kampf beendigt,
 als Rando, ein eben so entschlossener als verschwitzter
 Anführer der Alemannen, Mainz überfiel, und eine
 große Anzahl von Gefangenen entführte. Hierdurch
 empört, bestieg Valentinian, an der Spitze eines gro-
 ßen Heeres über den Rhein zu gehen, und die
 Germanen in ihrem Behausen anzugreifen. Unfähig
 ihre Dörfer zu beschützen, zog sich die Alemannen
 hier in's Land, und schlugen ihr Lager in dem gegen-
 wärtigen Kbaigreich Württemberg auf einen großen Stei-
 ge auf. Hier kam es zu einem Kampfe, in welchem,
 nach Ammian's Erzählung, die Römer siegen. Zum
 Wenigsten ist es auffallend, daß Valentinian unmittelbar
 nach diesem Siege nach Trient zurückging, und sich von
 jetzt an darauf beschränkte, den Alemannen den Ueber-
 gang über den Rhein zu erschweren, und den Samen
 der Zwietracht unter den germanischen Völkern auszu-
 streuen. Vergänglich mußte er die Burgundier für seine
 Zwecke zu gewinnen: ein zahlreiches Volk vandalischen
 Ursprunges, das die beiden Elben betrubete und, wie
 die meisten germanischen Völker, theokratisch regiert wur-
 de, seinem hohen Geiste bei weitem mehr ergeben,
 als seinem Könige.

Inzwischen hatten die Sachsen bereits angefangen, die Verträge von Gallien und Britannien auf ihren höchsten Fahren zu dranzuhigen; und je größer die Prasse war, die sie nach dem gegenwärtigen Schicksal und Fellein, ihrem damaligen Wohnsitze, zurückbrachten: desto mehr Theilnahme fanden sie unter ihren Nachbarn, so daß sie allmählig ihre Gebirge bis nach der Bay von Viscaya ausdehnten. Noch versuchten sie keine Niederlassungen, weder in Gallien, noch in Britannien; aber, indem die Schwäche der römischen Herrschaft in dem letzteren immer sichtbar wurde, setzten sich die Bewohner des gegenwärtigen Schottlands (die Picten und Schotten) in Bewegung, Britannien zu erobern, wo sie sich, bis auf Constant, alles unterwarfen, bis Theodosius, der Vater des nachmaligen Imperators, an der Spitze von Herakern und Batavern erschien, und sie in ihre alten Wohnsitze zurückjagte.

Was in diesen Zeiten die Bewohner des Nordens bewegte, dasselbe brachte auch die Bewohner des Südens auf die Beine. Der militärische Oberbefehl von Afrika war dem Comes Romanus anvertraut, dessen sinkender Geiz bei nicht gemeinen Eigenschaften sehr oft den Verdacht erregte, daß er ein Feind der Städte sey, die er gegen die Barbaren der Wüste beschützen sollte. Jene blühenden Städte, welche unter der Benennung von Tripolis *) einen Bundesverein bildeten, sahen sich genöthigt, ihre Thore gegen die Angriffe dieser Barbaren zu verschließen; und als sie den Comes Romanus zu

*) Die Städte waren Oea, Lepcis und Sabrata.

ihrem Beistande aufforderten, verlangte dieser nicht weniger, als viertausend Rantle und ein unzerschlingliches Goldgeschenk. Die Forderung selbst war eine abschlägige Antwort. Bei Antiochus sahen die Tripolitaneer ihre Dörfer und Verstädte geplündert, ihre Weinstöcke und Fruchtbäume zerstört, ihre Knechte ermordet werden; und als der Sturm vorüber war, beschloßen sie, eine Gesandtschaft an den Imperator zu schicken, die den Comed verlagern sollte. Doch in großen Reichen ist nichts leichter, als eine unterdiente Ehe zu setzen. Ehe die Gesandten an Ort und Stelle ankamen, hatte der Comed den Magistrat Officiorum bestochen, und wie gegründet auch die Beschwerden der Abgeordneten seyn mochten, so gab es doch kein Mittel mehr, sich Recht zu verschaffen. Zwar wurde ein gewisser Palladius zur Untersuchung der Sache nach Africa geschickt; allein da auch dieser vom Belogen gequält wurde, so war nichts leichter, als ihn für den Comed zu gewinnen. Um Hefe von Trier war jetzt nur die Rede von der Unschuld und dem Verdienste des Romanus; und weil die Tripolitaneer, wenn es sich also verhielt, Beläumder seyn mußten, so erhielt Palladius den Auftrag, die Urheber dieser gottlosen Verschwörung gegen den Stellvertreter des Kaiserthums zu bestrafen: ein Auftrag, der die Folge hatte, daß, nachdem die Bürger von Lepcis ihre Anklage zurückgenommen, der Vorstand von Tripolis öffentlich zu Hesse klagerichtet, vier aufgerichtete Bürger gehängt, und sieben die Zungen aufgeschnitten wurden: dies alles auf dem ausdrücklichen Befehl Valentinianus. Romanus blieb auf seinem Posten, bis die

Erpörung eines afrikanischen Volkes, Namens Jimus, ihn von denselben zu verdrängen suchte.

Jimus war der Sohn Babals, der, als afrikanischer Stammesfürst, eine jähwilde Nachkommenschaft hinterlassen hatte. In einem Streite, der sich unter Babal's Jüngern entswickelte, hatte Jimus das Unglück, seinen Bruder Jimma zu erschlagen. Wegen dieser That von dem Consul Romanus zur Verantwortung gezogen, und die Absicht des Richters nur allzu deutlich erkennend, wollte er lieber zum Todeben gehen, als der Habsucht des Staatshalters schmeicheln. Unversüßigt nun von seinen Landleuten, hatte er kaum Eäfrica eingeschifft, als die Provinzen Mauritanien und Numidien wenigstens in so fern gemeinschaftliche Sache mit ihm machten, als sie ihm keinen Widerstand entgegen setzten. Es wurde die Frage erörtert, ob er sich mit dem Tode eines mauritanischen Königs begnügen, oder den Purpur eines römischen Imperators annehmen sollte. Romanus, der diese Umwälzung veranlaßt hatte, that nichts, ihr eine Schale zu setzen, entweder weil es ihm daran an Mächtigkeiten fehlte, oder weil er nur demüthige Unterthanen zu beherrschen verstand. Sollten nun die afrikanischen Provinzen getrennt werden, so mußte sich Valentinian entschließen, den Befehl der Schotten und Picten nach Afrika zu senden. Theodosius landete zu Igilidä oder Sigeri; und so groß war der Schrecken seines Namens, daß Jimus, an dem Siege verweifelnd, die Rolle des Jugurtha zu spielen begann! Vergeblich, weil Theodosius, ein geborner Spanier, den Charakter der Afrikaner zu durchschauen verstand.

Ohne Zeitverlust verfolgte der römische Statthalter den Kretzen, welcher einer Schlacht auswich, in die Ebenen von Gaudium. Er war bis zu Jovianus' Kabinett gelangt, als er seinen Zweck erreichte; dann, als er diesem Kaiser die Wahl ließ, ob er sein Land verlassen sollte, oder sich zu einer Auslieferung des Ginnus bequemen wollte, ließ dieser sich zu der letzteren bereit finden: nur daß er den Römern nichts weiter übergeben konnte, als den Leichnam des Ginnus, der sich im Augenblick seiner Verhaftung erlöset hatte. Triumpheum lehnte Theodosius nach Sizilien zurück. Jetzt hob der Proceß des Konstantin an. Seine Schandthaten wurden bewiesen. Dennoch rettete er das Leben durch den Beschub, den er an Valentinian's Hofe fand; und weil Theodosius furchtbar geworden war, so trübten Valentinian's Minister nicht eher, als bis ihm, dem Ritter Priscianus und Ursula's, zu Lande der Kopf abgeschlagen wurde.

Nicht vortheilhafter war die Lage des Reichs im Osten. Hier gingen die Verhandlungen aus dem Friedenvertrage hervor, welchen Jovianus mit dem Könige von Persien abgeschlossen hatte. Ohne über die Neutralität des Königreichs Armenien das Mindeste festzusetzen, hatte der römische Imperator der Oberherrlichkeit über dasselbe entsagt, und dadurch den Nachfolger des Sigranus in eine höchst mißliche Lage gebracht. Krieg mit Unterhandlungen verbindend, bemühtigte sich Caper Armenicus, und führte dessen König in silbernen Gefeln nach Persien, wo er im Gefängniß starb. Armenien, zu einer persischen Provinz gemacht, wurde

von einem Soldaten und einem Eunuchen verwaltet, während Sapor nach Iberien marschirte, um sich auch dieses Gehirland zu unterwerfen. Der Erfolg blieb nicht aus. Vermieden durch persische Waffen, rettete sich Saurimaces, der dies Land mit Genehmigung der römischen Imperatoren beherrschte, nach dem Kkatenreiche; und diesem zum Trost setzte Sapor die Krone von Iberien auf das Haupt eines seiner Vasallen.

In Armenien war Artogerassa die einzige Stadt, welche Widerstand leistete. Hierher hatte sich die Gemahlin des Tyrannen — dies war der Name des letzten Königs von Armenien — mit ihrem Schätze und ihrem einzigen Sohne, Vata, zurückgezogen. Lange vertheidigte sich Artogerassa; doch als die Uebergabe nahe war, rettete die tapfere Königin den jungen Vata durch das persische Lager mit Hilfe ihrer Vertrauten. Sie selbst gerieth in persische Gefangenschaft, und Artogerassa wurde durch Feuer und Schwert vernichtet.

Allen diesen Aufstößen sah Valens kalschützig zu. Die Kraft der Dinge rettete Armenien. Ungern sahen sich die Bewohner dieses Landes von einem Regentenstamme getrennt, der sie seit fünf Jahrhunderten beherrscht hatte; noch unwilliger gehorchten sie den Befehlen des Königs von Persien, und unwillig war ihr Wesen vor den Magiern, seitdem sie Christen geworden waren. Ein Aufstand hatte die Folge, daß Vata und Saurimaces mit Sicherheit nach Armenien und Iberien zurückkehren konnten. Valens unterstützte diese Maßregel durch ein zahlreiches Heer unter dem Befehl des Comed Trajan, unter welchem Vade-

war, Edelg der Allemannen, stand. Es ist zu glauben, daß Capard zunehmendes Alter, oder eine in dem großen Vorrath ausgebrochene Empörung, dieß Unternehmen unersügte. Armenien und Iberien traten in eine zweifelhafte Neutralität zurück; doch war Para's Regierung nicht von langer Dauer. Nach Constantinopel eingeladen, hatte er Larfus in Cilicien erreicht, als er aus gewissen Anzeigen den Verdacht schöpfte, daß man sich seiner Person bemächtigen wolle. Er kehrte sogleich mit dreihundert Anhängern, die sich in seinem Gefolge befanden, nach den Ufern des Euphrat zurück, und es gelang ihm, seine Hauptstadt zu erreichen. Alles blieb zweifelhaft, und Para hörte nicht auf, sich den Freund und Verbündeten der Römer zu nennen. Doch diese hatten ihn allzu eifrig befehligt, um ihm beizuhelfen zu können. Im Staudrache des Balens wurde sein Tod beschlossen; die Ausführung übernahm der Comed Trajan. Er veranstaltete ein prächtiges Gastmahl, zu welchem Para eingeladen wurde; als aber Wein und Musik ihre Wirkung gethan hatten, entfernte er sich auf einen Augenblick, und gab das Zeichen der Ermordung. Ein hochwüchsiger Barbar trat in den Saal, und näherte sich dem Könige von Armenien mit gekrümmtem Schwert. Dieser vertheidigte sich zwar, so gut er konnte: allein er unterlag; und die mit dem Blute eines Freundes und Verbündeten besprengte Tafel des römischen Feldherrn sagte deutlich genug, wie weit es mit dem Verfall des römischen Reiches gekommen war: denn Hinterlist und Grausamkeit führen sich nur im Gefolge der Schwäche her.

Ein vollkommen gleiches Beispiel wurde an den HERN der DONAU gegeben, und jag einen Krieg nach sich, in welchem Valentinian blieb.

Valentinian's Heer war nur damit beschäftigt, den BARBAREN überall unüberwindliche Schranken entgegen zu stellen. Auf diese Weise führten sich die QUADEN, als Udalagothara von SYRIUM, bezeugt. Da auf ihrem Grund und Boden eine neue Feste angelegt werden sollte, so erklärten sie, daß sie dies nicht zulassen würden. Equitius, General-Commandeur von SYRIUM, ging auf ihre Vorstellungen ein, und das angefangene Werk unterließ. Als dies an Valentinian's Hofe zur Sprache kam, wußte der Kaiser von SALLIUS, MAXIMIN, so viel Schatz auf den Equitius zu werfen, daß dieser seiner Seele entsetzt wurde. Maximine's Sohn, MARCELLIAN, wurde sein Nachfolger. Dieser junge Mann, der sich ganz nach seinem Vater gebildet hatte, gab sich das Ansehen, als ob er die Vorstellung des Königs der QUADEN gerecht fände; als er ihn aber zur Annahme einer Einladung vernachlässigte, verfaßte er mit ihm nicht anders, als der Consul TRAJAN mit dem Könige von ARMENIEN. Nun waren zwar die QUADEN nicht mehr, was sie zu dem Zeitalter des MARCUS ANTONINUS gewesen; allein indem sie dem Befehle der Rache folgten, und sich mit dem Germanen verbanden, fielen sie über PANNONIEN her, zerstörten die TRUEN, und zertrümmerten, was ihnen Widerstand leisten wollte. Je mehr diese Gegenden von Truppen entblößt waren, desto unaufhaltsamer waren ihre Fortschritte. Selbst SIRMION würde nicht haben widerste-

ben können, wenn sie die erste Besiegung des Magla-
franz und des Vellez bezeugt hätten. Ihre Fägern ver-
lor die Stadt; denn als sie anlangten, waren bereits
Wesalten zu einer nachdrücklichen Vertheidigung getrof-
fen. Die wenigen Truppen, welche sie im Felde fan-
den, zu besiegen, war eine Kleinigkeit. Schon wurden
die benachbarten Stämme unruhig, und Mexica würde
verloren gewesen seyn, hätte der junge Theodosius nicht
eine Standhaftigkeit bewiesen, wodurch er seines Vaters
würdig war.

Der Kaiser erbittert über das Schicksal Theodosius,
traf Valentinian Befehl zum Kriege mit den Qua-
den; doch verstrich das Jahr 374 unter derselben Mit-
ten Frühling des folgenden Jahres brach er von dem
Ufer der Rhael auf. Nach seiner Ankunft in Sie-
mian machte er die Entdeckung, daß die Bewohner die-
ser Provinz sich häufig von den ersten Germanen gemiß-
handelt waren; doch ein römischer Imperator dieser
Zeit bestand sich in der Lage eines Sultan, der seinen
Pascha'n alles erlauben muß, was keine Empörung ge-
gen seine Person anstößt; denn Unterthanen waren
niemals reicher, als die Quade, aus welcher er seine
Wachtmittel schöpft. Abhangend von dem Könige der
Quaden begangenen Verbrechen würde das Mittel gewesen
seyn, den Germanen Vertrauen einzusößen, und die
Ehre des römischen Namens zu retten. Statt dessen
brach Valentinian in das Land der Quaden ein, zer-
störte alles mit Feuer und Schwert, nur der Verleidi-
gung eingedenk, nicht der Unerzigung. Er entschloß sich,
die Vertilgung der Quaden in einem zweiten Feldzuge

zu beendigen, hatte er sein Winterquartier in der Nähe des heutigen Pöschburg genommen, als, während des Frühlings, die Abgeordneten der Quaden erschienen, um billige Friedensbedingungen zu machen. Er empfing sie mit der Strenge eines Tyrannen; aber indem er ihnen die Berechtigtheit seines Verfahrens zu beweisen suchte, und sich darüber erhub, wurde er, im Angehoh der zahlreicheren Versammlung, vom Schläge gerührt. Er war, als dies geschah, 54 Jahre alt, und seine Regierung hatte beinahe zwölf Jahre gedauert.

Sein ältester Sohn, den er selbst zu seinem Nachfolger bestimmt hatte, stand in einem Alter von achtzehn Jahren, und war mit einer Tochter des großen Constantius vermählt, damit er die Rechte der Flavischen Familie mit den Rechten seines Vaters vereinigen möchte. Gleichwohl wagten es die Minister, Mellobaudes und Equitius, einen jüngeren Sohn des Verstorbenen, der, aus einer zweiten Ehe entsprossen, noch ein bloßes Kind war, zum Imperator ernennen zu lassen. Ihre Absicht hierbei war nicht zweifelhaft; nur daß Gratian, den die gallischen Heere bereits anerkannt hatten, seinen Beruf fühlte, ihnen hierin nachzugeben. Des Vortheils seiner Lage eingedenk, erklärte er, daß er den Sohn der Justina (dies war der Name der zweiten Gemahlin Valentinians) nie als einen Nebenbuhler, sondern als einen Bruder, erkennen werde; und indem er auf diese Weise aller Feindschaft auswich, ließ Justina sich von ihm trennen, mit ihrem Sohne nach Mailand zu gehen, während Gratian in Gallien zurückblieb und den Zeitpunkt abwartete, wo er die gegen ihn

angewendete Verschönerung bestrafen konnte. Die Herrschaft war von jetzt an zwischen Gratian und Valens getheilt. Dieser, obgleich Oberhaupt des jungen Imperiums, hatte keinen Einfluß auf die Regierung des Westens; und indem der große Sturm, welchem das westliche Römerreich zu unterliegen bestimmt war, immer näher zog, gerieth Valens selbst durch seine Charakterlosigkeit und die elende Denkart seiner Minister in eine Lage, aus welcher ihn nur der Tod befreien konnte.

Die Erscheinung der Hunnen in Europa muß unbekanntem Ursachen zugeschrieben werden; denn, was man darüber auch vermuthen möge, so stand doch im vierten Jahrhunderte unserer Zeitrechnung das Menschengeschlecht nicht in solchem Zusammenhange mit sich selbst, daß die Begebenheiten der asiatischen Welt den Europäern, ihrer Entstehung nach, hätten bekannt werden können. Die Hunnen selbst waren ein Hirtenvolk, welches, tapfer von Natur, sich durch die Auswanderung in die Reichweite gesetzt hatte, jedes ihm entgegenstehende Hinderniß zu überwinden. Von dem westlichen Ufer der Wolga ausgehend, stießen sie zuerst auf die Alanen, welche den Raum zwischen jenem Flusse und dem Tanais mit ihren Horden bedeckten. Hier waren unstreitig harte Kämpfe zu bestehen; doch die Hunnen siegten, sobald der König der Alanen in der Schlacht gefallen war, und nichts war natürlicher, als daß ein bedeutender Theil dieses zahlreichen Volkes sich an die Sieger angeschlossen, um Gefahr und Beute mit ihnen zu

theilen. Gemeinſchaftlich zogen beide Völker über das gothiſche Reich her, das ſich in dieſen Zeiten von dem Poſtuoſ europaeus bis zum baſtiſchen Meer erſtreckte. Noch lebte der große Hermanrich; aber die Schwäche eines Alters von mehr als hundert Jahren hatte ſein Verſtand vermindert, und die ungleichartige Feſtigkeit ſeines Reiches waren der Verfallung nahe. Er ſtarb, als die Hunnen und Alanen näher rückten; und Balthazar, in deſſen Hände die Zügel der Regierung fielen, war nicht geeignet, den reiſenden Strom aufzuhalten. Die Kämpfe der Gothen endigten ſich mit einer entſcheidenden Niederlage, welche ihnen keine andere Wahl ließ, als ſich dem Schickſal zu unterwerfen, welches der Befehl der Hunnen über ſie zu verhängen für gut beſand. Jetzt blieben noch die Weſgothen übrig; che die Eroberer die Bedrängniß des römischen Reiches gemeinen konnten. Athanarich, ihr Führer, legte es auf eine Vertheidigung des Nieſer an; als er ſich aber umgangen ſah, zog er ſich mit dem Vorſatze zurück, das Land zwiſchen dem Rhein und der Donau zu vertheidigen. Dürre durch die Furcht ſeiner Landleute verhindert, welche die Donau für die einzige Schutzwehr gegen die Uebermacht des Feindes hielten, begab er ſich mit einer Handvoll treuer Gefährten in die Gebirgsgegend von Caucaſland, wo er durch die waldreichen Höhen der Wickentürgeſchützt war, und überließ es den beiden Generalen Maritus und Frisigeris, die ganze Volkſchaft über die Donau in das römische Reich zu führen.

Valens hatte, als dies geſchah, ſeinen Wohnſitz in Antiochia aufgehoben, mit nichts ſo ſehr beſchäftigt,

als mit der Vertheidigung des Reiches gegen die Hellenen Capors, und mit der Vorbereitung des Africanus. Nicht weniger als zweimal hunderttausend wehrhafte Männer stürzten um Aufnahme in das römische Reich, und die ganze Volksmasse mochte sich leicht auf eine Million belaufen. Der Fall war einer von den außerordentlichen, welche, wie sehr sie auch überlistet werden mögen, immer gleich bedenklich bleiben. Wie leicht entschied ihn nicht so sehr, als der Gedanke, daß, da man zweimal hunderttausend wehrhaften Männern nicht leicht etwas versagen kann, man nachgiebig seyn müsse. Die Ostgothen verlangten feste Wohnorte in Thracien, wogegen sie sich anheischig machten, dies Land gegen die Angriffe der Hunnen und Alanen zu vertheidigen; und Valens gewährte diese Bitte, wenn gleich unter der doppelten Bedingung, daß sie ihre Waffen abliefern und ihre Kinder als Geiseln geben sollten. Da diese Bedingungen von den Gothen angenommen wurden, so nahm die Uebersetzung über den berittenen Donau-Strom ihren Anfang. Sich von ihrem Kindern zu trennen, kostete ihnen, wie es scheint, keine Mühe, weil sie die Beschwerden ahneten, welche der Aufenthalt in einem neuen Lande zu haben pflegt. Doch ihre Waffen abzugeben, dazu konnten sie nicht verwehrt werden; und weil das Versprechen gethan war, so erkaufte sie die Genehmigung der römischen Beamten, so theuer sie konnten. Das Lager, welches auf den Höhen und in den Ebenen Nieder-Walden aufgeschlagen wurde, gewann sehr bald ein furchtbares Ansehen; und als nicht lange nachher auch die Anführer der Ostgothen sich um

gleiche Kunst bewarben, prägt die abschlägige Antwort des Valrus, wie sehr er seine frühere Nachsichtigkeit bereuete. Eine Million Menschen mehr konnte nicht verfehlen, den allgemeinen Markt zu vertheuern. Man hat den Ministern des Valrus den Vorwurf gemacht, daß sie alles aufgeben hätten, den Aufständigen das Daseyn zu erleichtern; allein es ist sehr glaublich, daß sich dies ganz von selbst machte. Bald entstand eine gegenseitige Unzufriedenheit, die nur traurig endigen konnte. Die Gothen bezahlten, so lange sie Gold und Sklaven hatten; als sie aber nichts mehr geben konnten, erinnerten sie sich ihrer Waffen. Ueber diesen Umständen suchten sich die Minister des Valrus die gotthischen Anführer durch gewohnte Mittel zu beschwichtigen; allein sobald dies schlaggeschlagen war, konnte die Entschcheidung nicht länger ausbleiben. Das Heer des Imperators, von dem General Lupicinus angeführt, wurde bei Marcianopolis geschlagen; und von diesem Augenblick an spielten die Gothen den Meister in Thracien. Unstreitig wäre es noch möglich gewesen, sie zu gewinnen; denn sie hatten Einsicht genug, um zu begreifen, daß sie durch ihre Forderungen sich selbst am meisten schädeten. Doch über diesen Punkt war Valrus die Halsstarrigkeit selbst. Er kündigte an, daß er von Armenia nach Constantinopel gehen würde, um diese Empörung zu dämpfen; und indem er seine besten Truppen aus Armenia abrief und seinen Vorgesetzten im Westen um Beistand ansprach, traf er wirklich Anstalten zur Vertreibung der Gothen. Die Schlacht bei Salices löschte indes nicht, was man sich von ihr versprochen hatte;

und indem Frithgeru Mittel fand, sich durch Ostgothen, Alanen und Hunnen zu verstärken, suchte seine Macht so an, daß man dem Versatz entsagen mußte, ihn auf einen gewissen Raum zu beschränken.

Inzwischen war Evratian mit den Alemannen beschäftigt, und eben bedorren außer Stande, für seinen Rhein das Nöthige zu thun. Valens, welcher nach der Schlacht von Salices in Constantinopel angelangt war, sah sich als den Urheber aller der Unfälle betrachtet, welche über Syrien gekommen waren und die Hauptstadt bedroheten. Verhöhnt im Theater, konnte er in Constantinopel nicht ausdauern; und sobald er bei dem Heere angekommen war, sollte Entscheidung erfolgen. Er schlug sein Lager bei Adrianopel auf. Von beiden Seiten wurden Unterhandlungen gepflogen, bei welchen die Hinterlist der Barbaren nicht hinter der römischen zurückblieb. Als es zur Schlacht kam, gelang es Frithgeru, die Römer in den Rücken zu nehmen. Die römische Reiterei entwich; und indem das Fußvolk von allen Seiten umringt und niedergeworfen wurde, konnte eine gänzliche Niederlage nicht ausbleiben. Valens selbst, verwundet, wurde von seinen Begleitern in eine Hütte geführt, wo man ihn verborgen und in Sicherheit bringen wollte. In der allgemeinen Verwirrung des römischen Heeres ward diese Hütte nur allzu bald von verfolgenden Gothen umgeben, die, als ihnen der Eingang verwehrt wurde, kein Bedenken trugen, die Hütte im Brand zu setzen. So kam Valens mit seinem Begleitern in den Flammen um, und allzu spät erfuhen die Gothen durch einen Jüngling, der entkommen

war, welchen Schaden sie sich durch ihre Uebereilung zuzulügen hatten. Die Niederlage bei Hadrianopel war der von Canus zu vergleichen: mehr als zwei Drittel des römischen Heeres wurden in derselben aufgerieben; und außer 15 Obersten wurden die beiden Generale der Kaiserin und des Kaiserlichen todt auf dem Schlachtfelde gefunden. Die Gothen belagerten Hadrianopel, ohne sich desselben bemächtigen zu können. Nur desto größerer Erbitterung setzten sie ihre Verwüstungen bis vor die Thore von Constantinsopel fort. Theod. um sich zu retten, theilt um ihre Lage nicht zu verschlimmern, er mordeten die Römer alle die Jünglinge, welche jenseits des Hellesponts waren verschifft worden, um als Soldaten für das Betragen ihrer Väter zu dienen; und dies geschah zu einer und derselben Stunde in allen betrachtlichen Städten, indem man diese Jünglinge auf den Markt führte und sie so umstellte, daß keiner entweichen konnte.

Constantian war auf dem Marsche nach Hadrianopel, als er die Nachricht von der Niederlage und dem Tode seines Oheims erhielt. Die Lage der kaiserlichen Provinzen war so gefährlich, daß es sich nicht erweisen ließ. Hab es noch irgend eine Rettung, so mußte sie von einem Manne ausgehen, der die seltensten Talente vereinigte: Tapferkeit und Weisheit. Einen solchen glaubte Constantian an dem jungen Theodosius kennen gelernt zu haben; und wirklich betrug Theodosius seine Erwartungen nicht.

(Fortsetzung folgt.)

Darstellung des bisherigen Erfolgs der
Wiener Congreß-Acte vom 24. März
1815 über die Freiheit der Rhein-
Schiffahrt.

Wenn man den Rheinstrom, unter dem liberalen Gesichtspunkt des Kosmopoliten, als ein von allen Nationen gemeinsam zu benutzendes Gut betrachtet, welches die freigebige Hand der Natur ihnen allen zur Beförderung des gegenseitigen Verkehrs darbietet: so kann man nicht anders, als sich von dem lebhaften Wunsche durchdrungen fühlen, daß das ganz civilisirte Menschengeschlecht dem Wille der Natur auch wirklich gehorsame, und sich dieses Flusses zum Behuf des Handels so eifrig und eifrig bediene, als es nur irgend möglich ist, und daß, im Einklang mit solchem Streben, alle etwaigen Hindernisse der gemeinschaftlichen, theils mittelbaren, theils unmittelbaren Benutzung des großen Stroms beseitigt, und alle Maßregeln, die denselben förderlich seyn könnten, in Bewegung gesetzt werden möchten. Da nun die Natur selbst keine Hindernisse, oder nur solche in den Weg gelegt hat, die sich ohne große Mühe wegräumen lassen, und die wegzuräumen auch jeder Uferstaat auf jeden Fall und unter allen Verhält-

wissen ein natürliches Interesse hat: so kann nur von politischen Hindernissen, von menschlichen Einrichtungsgrößen, die etwa der Erfüllung jenes Wunsches im Wege stehen, so wie auf der andern Seite von kräftigen Beförderungsmitteln des Rheinhandels, die an die Stelle jener Hindernisse zu setzen wären, die Rede seyn. Unstreitig haben aber die an den Rheinflüssen herrschenden Subjekte an dieser gedoppelten Beförderung der freien Rhein-Schiffahrt, sowohl an der negativen, als an der positiven, nicht nur das nächste Interesse, da ihre Handel treibenden Unterthanen sich nur dann möglichst gut sehen können, wenn eben die Communication der Völker vermittelt des Rheinstroms sich in blühendem Zustande befindet; sondern von jenen Subjekten hängt es auch zunächst ab, ob die raschsten Beförderungsmittel eines solchen Verkehrs angewendet werden sollen, oder nicht; — es hängt theils factisch von ihnen ab, so fern sie im physischen Besitze des Flusses und seiner Ufer sind, theils rechtlich, so fern noch neuem römischem Rechte der Fluß zum Staats Eigenthum gerechnet wird, und nach deutschem Staatsrechte unter der Landeshoheit des bestehenden Staates steht und zu seinem Territorium gehört. Eben darum wünschte er sich Glück, der Kaiser, denn seinem schönen Wunsche kommt nun ein Staatsvertrag entgegen, den gerade jene Staaten, deren Länder vom Rhein bespült werden, zu Wien abzuschließen, und dessen Ausführung noch außerdem einige andre vorzüglich dabei interessirte europäische Mächte garantirt haben. Am 27ten März 1815 war es, wo die Abgeordneten aller dieser Staaten in den Mauern

der alten Kaiserstadt eine Congreß-Vere unterzeichneten, durch welche eine freie Benutzung des Rheinstroms zum Behuf des Handels allen Völkern gegeben werden sollte, so weit es nur irgend möglich ist, und so weit sich nicht die Natur und die Rücksicht auf das Wohl des Handels im Ganzen, der respectiven Benutzung des Flusses etwa widerlegen.

Einem Jeden soll der Rhein eine offene Handelsstraße sein: — dies ist ungenügend in der Congreß-Vere ausgesprochen worden; und daß dieses zur Ausführung komme, war nicht ein untergeordneter, sondern der letzte Zweck des Vertrages.

Man sah zu Wien sehr wohl ein, daß die Hindernisse der freien Schifffahrt auf dem Rhein in früheren Zeiten nur in der eigenmächtigen Willkür der verschiedenen Uferstaaten, — (und wie oft haben nicht schon die lieblichen Rheinufer ihre Herren gemischt!) — so wie auch in den monopolistischen Anmaßungen und gegenseitigen Reibungen einzelner Corporationen ihre Quelle hatten. Man sah sehr wohl ein, daß, wenn man diese Quelle verstopfen wollte, von jedem theilhaftigen Uferstaate bedeutende Opfer gebracht werden müßten; — daß es mit solcher Absicht unmöglich sey, wenn es jedem Uferstaate frei stünde, auf der unter seiner Hoheit befindlichen Stromstrecke die Schifffahrts-Abgaben willkürlich zu erhöhen, und die Schifffahrts-Polizei-Einrichtungen nach diesem eignen Belieben zu treffen und wieder abzulndern. Eben so sehr war man überzeugt, daß, wenn nicht bloß die Hindernisse der freien Schifffahrt weggeräumt, sondern diese letztere auch positiv,

und zwar in möglichst hohem Grade, befördert werden sollte, noch größere Opfer zu bringen seyen; — daß der Schöthen-Tarif und der Müng-Tarif für die Schiffsahrt, Abgaben auf dem ganzen Rhein gleichförmig seyn müßte, und eine Ungleichheit nur durch eine temporäre, aus der Veränderung im Gange des Handels entspringende, Nothwendigkeit würde gerechtfertigt werden können; — daß außer den fest regulirten Schiffsahrt-Schöthen auf dem Rhein keine Abgaben von den Waaren-Transporten genommen werden dürften; — daß die Polizei-Einrichtungen für die Rhein-Schiffahrt ebenfalls gleichförmig seyn müßten, und Ungleichheiten nur um der Localitäten willen, und zum Behuf der Beförderung des Handels im Ganzen erlaubt werden dürften. — Man sah sehr wohl ein, daß die Staats-Bedenken aus der Schiffsahrt-Schöthe nur als ein Ersatz für die zum Wohl des Handels angewandten Kosten betrachtet werden können, ja, daß der abschließende Vertrag nicht einmal als eine Societät anzusehen sey, worin jeder Contrahent im Verhältniß des angewendeten Capitals auch mehr Gewinn habe, sondern daß der über den Kosten-Ersatz hinausgehende Gewinn jedes einzelnen Staates nur vom Zufall, d. i. von der nach den Handels-Verhältnissen und den Conjunctionen bald auf diese, bald auf jener Seite des Stroms größern Frequenz der Schiffsahrt, abhängen dürfe; — daß endlich auch die Unterthanen jedes respectiven Uferstaates aus dem über den Rhein gehenden Verkehr nur so viel Vortheil ziehen können, als mit dem Princip der Congreß-Acte, freie Schiffsahrt zum

Wesen des Handels, sich vertragen. Und ob man gleich diese Ansicht der Sache sehr klar aufgestellt hatte; ob man sich gleich nicht verhehlte, daß gerade auf die hier angedeuteten Punkte sich die Mittel zur Erreichung des vorgesezten Zweckes reduciren würden: so ließ man sich doch nicht von dem betretenen Wege ablassen, sondern schloß den Tractat ab, worin als Grund-Princip die Freiheit der Rhein-Schiffahrt ausgesprochen, und eben jene mit Bedacht und Umsicht gewählten Mittel mit fester Hand, und in großen allgemeinen Umrissen, verzeichnet wurden; man verfügte auch schon einige speciellere Maßregeln, und beschloß zugleich die Ernennung einer Central-Commission, die den Tractat in Vollziehung bringen, jene Umrisse gleichsam ausfüllen und zu Mainz ihren Sitz haben sollte.

Und mehr, dünkt uns, konnte man auch nicht thun; und wenn der edel denkende Verfasser der Broschüre: „Deutschlands Forderungen an den ersten deutschen Bundesact, Handlung und Schiffahrt betreffend, Heidelberg 1816,“ das Verfahren des wegen seiner Liberalität gefeierten Herzogs von Nassau in Absicht der auf die Rhein-Schiffahrt zu legenden Abgaben den Fürsten anrühmt: so kann dasselbe doch wohl nicht Ein- für alle Mal und für sämtliche Rheinstaaten zur Norm dienen; denn völlige Freiheit von Abgaben ist unausführbar, da die Staaten ein sicheres Kapital der für die Schiffahrt zu verwendenden Ausgaben haben müssen, und dieses Kapital am billigsten aus dem Handel bezogen werden wird. Eine bloße Abgabe vom Schiff, analog den Recognitionen-Gebühren, wäre aber wohl nicht thun-

lich, weil diese Abgabe sehr unsicher seyn und den Handel auf eine ungleiche und äußerst veränderliche Art in Contribution seyn würde. Wenn übrigens so viele Steuern auf die Rhein-Detrol angewiesen sind, so muß man bedenken, daß auf der einen Seite diese Steuern doch irgendwo erhoben werden müssen, und daß auf der andern Seite dieselben nicht eine so ungeheure Summe betragen, um sie nicht vom Rheinhandel nehmen zu können, ohne diesen zu stören. Noch und noch wird aber auch diese Summe allerdings sich vermindern können; und dann kann freilich der Rheinhandel desto mehr Begünstigungen genießen.

Der Tractat steht nun da, und ist von den respectiven Obermächten sanctionirt worden; er bedarf also nur der consequenten und zu einem harmonischen Ganzen bildenden Ausführung, um das bevoachte Resultat herbeizuführen.

Jüngste Freude ergreift den an dem Wohl der Völker theilnehmenden Historiker und den Menschenfreund überhaupt. Die Ueberauskunft einer großen Anzahl von Suetonien über einen edlen Zweck, und außerdem die Wahl der richtigen Mittel zur Erreichung dieses Zweckes, hat er mit lebhaftem Wohlgefallen zu bemerken, und es ruhet sein Auge um so lieber auf diesem weltgeschichtlichen Schauspiel, wozu er sich erinnert, daß schon so oft auf unserm Erdball die Ausführung des schönsten Entwurfes an dem falsch gedächelten Mittel, oder an der Engherzigkeit, die sich der Ausführung entgegenstellt, gescheitert ist.

Um so mehr muß sich aber auch sein Auge mühen,

wenn es entdehrt, daß einer der Rhein-Uferstaaten selbst (die Niederlande) dem Zwecke der Congreß-Akte entgegen zu handeln und die freie Rhein-Schiffahrt, wenn nicht für immer, doch für's Erste, durch Anwendung aller der möglichen Mittel, die ihm zu Gebote stünden, hemmen zu wollen, die Miere annimmt. Es läßt sich schwerlich leugnen, daß dem so ist. Um dies aber hier zu beweisen, und um was zu übertragen, in wie fern das Verhältniß der deutschen Uferstaaten zu Holland es rathsam macht, die Stapel nicht so fort und ohne weiteres de facto aufzuheben, wollen wir:

Zuerst darzustellen versuchen, wie der niederländische Staat sich durch seinen diplomatischen Agenten bisher erklärt, welche Bestimmungen er durch diese Erklärungen gegen die übrigen Rheinaufer-Staaten an dem Tag gesetzt hat, — mit andern Worten: welches das Benehmen seiner Regierung, den Regierungen der mitcontrahirenden Staaten gegenüber, bei den Unterhandlungen über die Rhein-Schiffahrt, bisher gewesen ist.

Dieses Benehmen muß man im Zusammenhange betrachten haben, um dann

Zweitens, indem man sich vom diplomatischen Schauplatz abwendet, sich die übrigen Schritte des benannten Staates, die Staatsregeln rücksichtlich der Rhein-Schiffahrt, die er theils selbst genommen, theils zugelassen hat, zu erklären, und, indem man noch auf einige andere Umstände, die das Verhältniß der deutschen Rheinstaaten zu Holland erläutern, einen Blick werft, einzusehen, daß die ersteren bei einer überreilten Aufhebung der Stapel gar sehr übererhält werden würden.

Wir werden übrigens bei dieser doppelten Darstellung und öfters auf gedruckte und ungedruckte Nachrichten beziehen, theils stillschweigend, theils mit namentlicher Aufzählung, unter andern auch auf die Denkschrift, welche die sächsische Handelskammer im Anfang dieses Jahres herausgab^{*)}. Hierbei glauben wir nur noch bemerken zu müssen, daß wir die in dieser und andern Proschüren und Aufsätzen enthaltenen Behauptungen und nur dann annehmen wollen, wenn sie uns der Wahrheit angemessen zu seyn scheinen, und daß wir die Wünsche der Verfasser nicht anders, als in so fern sie sich mit den liberalen, der Wiener Congreß-Akte zum Grunde liegenden Ansichten vereinigen lassen, zu den unsrigen machen wollen.

Was nun

L

die Erklärung betrifft, die das niederländische Cabinet bei den Verhandlungen über die Rhein-Schiffahrt mit den andern Rheinflufer-Staaten hat abgeben lassen, so wird freilich niemand leugnen, daß diese Erklärungen in mancher Hinsicht großes Vertrauen erlösen müssen. Der Befandte des Königs der Niederlande bei dem Wiener Congreß-Legat für die Rheinschiffahrt, Herr Baron von Sporn, ging im Namen seines Herrn den Antrag, der die freie Rhein-Schiffahrt, von

*) Denkschrift der Handelskammer zu Geln über die Befreiung des Handelsverkehrs der Stadt Geln. In Verbindung mit der ganz freien Schiffahrt auf dem Rhein. beiderseitig in dem Rhein beiderseitig. — Geln, 1816. Gedruckt bei Schöler.

dem Punkt der anfängenden Schiffbarkeit bis an's Meer, auspricht, ohne allen Vorbehalt ein, und Holland machte sich für die Erfüllung des Tractats nicht weniger verbindlich, als ein jeder andere pantschende Uferstaat.

Da ferner auf der Einen Seite die Verhältnisse auf dem niederländischen Rhein so individueller Art, und nicht nach Art der auf dem deutschen Rhein noch als Krieg getheilten Conventien vom Jahr 1804 eingerichtet sind, auf der andern Seite aber es mit Recht unbillig gefunden ward, von Holland für den preussischen Zeitraum, d. i. in der Zwischenzeit bis zur Vollgungbringung der Congreß-Acte, die Anwendung der Conventien von 1804 auf die dortigen Schiffabritts-Verhältnisse zu verlangen: so erklärte der niederländische Gesandte am 28ten Februar 1815, und die übrigen Staaten begnügten sich damit, daß man auf dem holländischen Rhein, d. h. auf dem Armen des Rheins, die in's Meer gehen, und die so dem Holland besitz, bis zur definitiven Regulirung der in der Congreß-Acte angeführten Punkte, den Status quo beibehalten und, übrigens die Péages, Wasserzölle, erst in Folge dieser Regulirung abschaffen wolle; (cf. Klübers Congreß-Acten, Heft IX. S. 106 *). Eben der Gesandter

*) Mr. le Baron de Spaen ayant eu des doutes sur ce qui concerne la détermination plus précise de la dénomination du Rhin dans les parties qui traversent les états de la Hollande, en est tombé d'accord que les deux branches du Waal et du Leek sont à comprendre sous celle du Rhin, et sont les seuls dérivés qui, en oppo-

wendete auch nichts gegen den Beschluß ein, sowohl die Waal, als auch den See als Arme des Rheins gelten zu lassen und in den Vertrag einzuschließen (cf. dieselbe Stelle der Aädershöen Congress-Acten.) —

Um man nicht von unbilligem Argwohn geleitet zu schreien, wollen wir auch gern annehmen, daß der Herr Gesandte bei seiner Reise vom 4ten März 1815 (cf. Aäder, Heft X. S. 219), zufolge deren bloß der See für Fortsetzung des Rheins, und die Waal für Fortsetzung der Waal erklärt wurde (cf. Aäder, Heft X. S. 213), keinesweges die Rheinfreiheit zu paralysiren gesonnen gewesen sey; wir wollen gern glauben, daß er weder für den, bis zur Ratification der Congress-Acte auf die Waal verlaufenden Zeitraum (cf. Aäder, Heft X. S. 145) provisorische Vortheile beabsichtigt habe, noch auch, wie die Edner Handelskammer geglaubt hat (cf. Denkschrift der Edner Handelskammer S. 24), um fortdauernde und definitive Vortheile willen unter der Waal als Fortsetzung der Waal bloß den Theil der Waal verstanden habe, der sich vom Einflusse der Waal bis zum Meer

stien aux rivières et canaux qui appartiennent à la navigation intérieure, sont dans la catégorie des objets à régler par la convention de laquelle on s'occupe.

Mr. le Baron de Spon a de plus déclaré, qu'en attendant la suppression des Péages sur ces embouchures que la Hollande est dans l'intention de faire, les droits à percevoir dans l'exercice de ces embouchures ne seront point élevés jusqu'à l'arrangement définitif sur la navigation, et qu'il n'y aura pas non plus introduit aucun droit de relâche forcé, ainsi peu qu'il en existe maintenant,

erstreckt, nicht aber zugleich den von diesem Einflusse des zum Rhein sich erstreckenden Theil. Wir wollen auch gar nicht die von der Eilster Handelskammer (concl. Denkschrift S. 6, 7, 8) vorgebrachte Beschuldigung wieder zu Recht machen, daß zu Amsterdam, Rotterdam und Dortrecht Stapel existirten, und daß Hr. Baron von Spen die Existenz derselben absichtlich, und zum Nachtheil des deutschen Handels verschwiegen habe, sondern uns lieber zu der Meinung hinhängen, daß die in jenen Städten Statt findenden Umladungen nicht als Stapel, d. i. als Umladungen, aus monopolistischem Eigennutz und Zwang von Seiten Hollands entstanden, zu betrachten seyen, oder daß sie, wenn sie auch dieser unreinen Quelle ihren Ursprung verdankten, doch jetzt im Beseyn mit der Natur der Schifffahrt und der Cosmoleny des Handels nicht unvereinbar seyen; wir wollen annehmen, daß die deutschen Städte, ob sie gleich durch die Congress-Acte ein jus quæsitum auf die über See gehende Schifffahrt, wie sie vor der niederländischen Revolution gegen Spanien wirklich existirte, erhalten haben, doch wenigstens für den Augenblick es nicht als sehr wesentlich für ihren Vortheil finden werden, durchaus auf die sofortige wirkliche Ausübung dieses Rechts zu bestehen. Wir wollen annehmen, daß eben so die Umladungen zu Brauseim nicht für Monopole zu halten seyen, indem dieselben auf freiwillig überdingekommenen Dealen zwischen deutschem Seeborn, z. B. Duisburg, Düsseldorf u. s. w. und holländischen Seeborn beruhen, — und daß überhaupt nirgends in Holland ein Stapel, d. i. eine ob-

gentlich gezwungene Umladung, existire. Wir wollen nicht im Zweifel stehen, daß der niederländische Gesandte zu Wien wirklich eben diese Ansicht gehabt und wahr zu reden geglaubt habe, wenn er erklärte, es bestände sich in Holland kein Stapel und solle auch keiner angelegt werden. Wir wollen uns gern überreden, daß sich Holland, wenn das Beste des Handels im Ganzen es erfordern sollte, bereit finden lassen würde, jene Umladungen aufzuheben, aber doch, wenn auch die Beuren noch den Seehäfen befehen blieben, jedem zur Seefahrt qualifizierten Schiff außer der Beuren den Durchgang in's Meer zu gestatten Willens sey. Wir wollen auch nicht übersehen, daß der niederländische Commissarius bei der Central-Commission zu Mainz erklärt hat: sein Gouvernement werde sich über den Zustand der Dinge auf dem dortigen Rhein deutlich erklären, sobald nur die Central-Commission zu der Bearbeitung des in Folge des Josten Artikels der Congreß-Acte zu verfertigen den definitiven Reglements schreite, und man wolle dieses Reglement wirklich seiner Zeit auf den Ausflüssen des Rheins in Anwendung bringen. Wir wollen es endlich für wahrscheinlich halten, daß Holland sich nicht des Sacerdotes, wovon so viel die Rede ist, bedienen werde, wenigstens nicht in dem Maße, wie so mancher besorgt, um die in dem Wiener Staats-Vertrage eingetragenen Stipulationen im Erfolg unthätig zu machen.

Über weiter glauben wir nicht in der Vertheidigung der aufrichtig guten Erfürwungen Hollands stehen zu können, und wir sind es nicht bloß dem praktischen

Interesse der theilhaftigen Staaten, sondern schon der bloßen theoretischen Wahrheit schuldig, nun auch die Schattenseite der Sache uns vorführen zu lassen und die Gründe anzugeben, welche unser Vertrauen zu jenen Beschlüssen einigermaßen schwächen müssen.

Diese Gründe lassen sich nun, so weit von den diplomatischen Verhandlungen die Rede ist, auf folgende Punkte zurückführen:

1) Die eben abgezeichnete Erklärung des Herrn Baron von Spaen bezieht sich, genau genommen, nur auf das Abgaben-Wesen, aber nicht auf das Schiffahrtz-Polizei-Wesen, außer, so fern versprochen wird, im interimistischen Zeitraum keinen Stempel anzulegen. Es hat wenigstens großen Anschein, daß Holland sich wirklich in Absicht der Schiffahrtz-Polizei-Einrichtungen fast gar nicht hat wollen die Hände binden lassen. Doch wollen wir auf dieses Argument kein gar zu großes Gewicht legen, sondern halten dafür, daß die Erklärung auch in weiterem Sinne interpretirt werden kann, und daß der Herr Gesandte jene Regel des Sprachgebrauchs: *a posteriori est denominatio*, hier hat in Anwendung bringen wollen.

2) Obgleich Holland, was die Abgaben betrifft, in jener Note bestimmt zugesagt hat, die Wasserzölle interimistisch nicht zu erhöhen, und im definitiven Zustande muß die congressmäßigen Schiffahrtz-Verbände auf dem Rhein zu erheben: so muß man es doch auffallend finden, daß dieser Staat nicht noch mehr versprochen, und ins Besondere nicht zu einer baldigen Aenderung des Finanz-Systems zu Gunsten der Rhein-Schif-

fehlet sich hat versehen wollen. Denn wirklich waren im Jahr 1812 die in der Convention von 1804 festgesetzten Schiffsfahrts-Schöpfen auch auf den holländischen Rhein angewendet und, in eben der Art, wie früherhin auf dem deutschen Rhein, nach den Ufer-Dubangen vertheilt worden; erst im Winter 1814 hatte man diese Einrichtung wieder abgeschafft und, statt derselben, die in älteren Zeiten zu Bruchheim und Rymwegen bestandenen Rheinschiffe wieder eingeführt.

Diese letztern hatten also im März 1815 kaum ein halbes Jahr bestanden; um so eher hätte also Holland sie wieder abschaffen und recht bald die seit dem Jahr 1812 bestandene Verfassung der Schiffsfahrts-Schöpfen wieder einführen können. Dazu kommt aber noch, daß die ganze Kreuzung vom Jahr 1814 eigentlich gegen den Geist des Pariser Friedens vom 30ten Mai desselben Jahres war, der alle Bestimmungen in dieser Angelegenheit ausdrücklich dem Wiener Congresse vorbehielt; denn im Art. 5. heißt es: *et l'on s'occupera au futur Congrès des principes d'après lesquels on pourra régler les droits à lever par les États riverains, de la manière la plus égale et la plus favorable au commerce de toutes les nations.* — Eben so ist es auch auffallend, daß Holland sich nicht auf Verhandlungen in Rücksicht der Douanen einzulassen wollte, und auf solche Art sich das Recht zu erwerben suchte, die Rheinschiffahrt im Interimistico mit den Douanen nach Belieben zu verdrängen und zu prägnen.

3) Es erscheint nicht als unglücklich, daß das

sogenannte Seerecht der Rhein-Schiffahrt-Freiheit Eintrag thun werde. Denn wenn die niederländische Regierung wirklich dem droit fluvial ein eigenes droit maritime entgegensetzt, ohne doch beide zu definiren; wenn sie, dem zufolge, die Abgaben in den Verhöfen nicht zu den auf die Fluß-Schiffahrt fallenden Kosten rechnet, und zwar die Arme des Rheins bis an's Meer frei machen, am Meer aber, in den Verhöfen, den Handel mit Zöllen und Abgaben willkürlich belassen will: so ist die Rhein-Schiffahrt nicht bloß incertum, sondern Ein- für alle Mal, vernichtet; es ist dann mit der Einen Hand genommen, was mit der andern gegeben war.

4) Der niederländische Bevollmächtigte zu Mainz hat sich, wie verlauten will, trotz aller dringenden Auforderungen, die der preussische Commissarius auf Veranlassung häufiger Klagen von mehreren preussischen Handelsstädten dem Vernehmen nach an ihn ergaben lassen, in keiner Hinsicht erklären wollen, welches dem eigentlich der jetzige Status quo auf dem holländischen Rheinstrom sey. Namentlich hat er nicht Auskunft darüber geben wollen, wie viel die Licenzen, die Passpoete und das Transit-Steuer überhaupt, betragen, und ob man in Holland bei den Rückladungen der aus Deutschland kommenden Schiffe unparteiisch verfähre. Die deutschen Uferstaaten wissen daher selbst nicht, worauf sie zu dringen haben, wenn sie die Beibehaltung des Status quo verlangen wollen; ja, sie wissen nicht, ob der Status quo vom ersten Februar 1815 bis jetzt zum Nachtheil des ausländischen Handels verändert worden

ist oder nicht, und ob, wenn die Niederlande im Herbst 1816 den Status quo versprachen, von einer Zurückführung auf den vom 27ten Februar 1815 die Rede fern müsse oder nicht. — Es ist ihnen ja nicht einmal genau bekannt, wie dieser Status quo vom 27ten Februar 1815 eigentlich beschaffen war.

Dagegen bringt man

5) nichts desto weniger von Seiten Hollands auf eine schleunige Abschaffung der Stapel-Rechte von Wein und Weizen; man verlangt die Aufhebung der päpstlichen Handelszölle der freien Rhein-Schiffahrt, die in Deutschland existiren; man will also die Ausführung der ersten Hälfte des 19ten Artikels der Wiener Congreß-Acte, der die abolition des droits de relâche von Wein und Weizen verordnet, ohne doch in irgend einer Hinsicht auf dem holländischen Rhein Anstalten zu einer größeren Freiheit der Schiffahrt zu machen, und irgend etwas in dem interimistischen Zeitraum zu thun, oder doch zu versprechen, was zur Ausführung der zweiten Hälfte eben jenes Artikels — Freiheit der Rhein-Schiffahrt bis an's Meer — etwas beitragen könnte. Man achtet nicht auf des preussischen Commissarius zu Mainz Vorstellungen, daß durch die interimistische Instruction entweder allein der 6te Artikel der Congreß-Acte in Vollzug gesetzt und selbst dem einige Veränderungen in Hinsicht der ebenen Administration der Rhein-Schiffahrt, oder, wenn auch der 19te Artikel in seiner ersten Hälfte durch jene Instruction zur Ausführung kommen sollte, dies ebenfalls mit dessen zweiter Hälfte und dem ersten Artikel, der die Rhein-

Schiffahrt-Freiheit im Allgemeinen ausspricht, der Fall sein müsse. Man stellt dem Grundsatze auf, daß im internationalen Zeitraum in Holland der (für den Ausländer so lange) Status quo beibehalten werden, in Deutschland aber Modifikationen erlitten müsse; und diese Modifikationen sollen eben in der Ausübung der Stapel bestehen. Bei diesem Gegensatz wird aber übereinstimmend keine befriedigende Aufklärung darüber gegeben, in welcher Ausdehnung denn jener niederländische Status quo zu verstehen sey, d. i. auf welche Gegenstände man den Ausdruck eigentlich bezogen wissen wolle. Man beruft sich darauf, daß bei der Einführung der Convention von 1804 auf dem deutschen Rheine Holland von Gemüthe der Vortheile, die aus dieser Convention dem Handel erwachsen, nicht ausgeschlossen sey, und behauptet, per analogiam müßten auch jetzt ohne weiteres die Stapel sowohl für Holland, als für jeden andern Staat, abgeschafft werden, und es könne von gleichzeitigen gegenseitigen Befreiungen des ersten Staates, von Ermächtigung der Schiffahrt auf dem dortigen Rheine, nicht die Rede seyn; man läßt aber dabei unberücksichtigt, daß damals Deussen gegen Holland zu existiren, hingegen Preußen die jetzt dergleichen noch gar nicht an den holländischen Grenzen errichtet hat. Man will die edle Absicht der Sachwalter zu Wien, die sie bei der Anordnung einer interimistischen Instruction hatten, daß nämlich die Freiheit der Schiffahrt bald möglichst im möglichst größten Umfange realisirt werden möge, allerdings auf dem deutschen Rheine erlitten seyn, aber auf dem holländischen soll dieselbe nicht

bejagen werden können. Man wünscht eine ganz besondere Art von interimistischem Zustande herbeizuführen, die bloß für Holland vortheilhaft wäre, wovon aber in der Congreß-Acte nichts gesagt ist.

Man wünscht,

6) wie sich kaum bezweifeln läßt, diesen Zeitraum einer so unanrühlichen Interimisterei möglichst in die Länge zu ziehen, wiewohl die Befandten, welche die Congreß-Acte abgeschlossen, dergleichen gar nicht bezweckt haben. Unterdessen möchte man in diesem Zeitraum, besonders von der Epoche der Aufhebung der Stapel an, aller der Vortheile, in deren Besitze sich Holland schon befindet, noch ferner genießen, und sich deren auch noch mehr verschaffen.

Und wenn etwa in der interimistischen Instruction die Aufhebung der Stapel zwar ausgesprochen, die Königsfahrten aber nicht abgeschafft, und so die Stapel de facto beibehalten würden, so möchte Holland gern durch seine große Concurrenz in der Schifffahrt jenen Königsfahrten ihre Alimentierung nehmen, und die in der Instruction nur de jure aufgehobenen Stapel auf diese bloß ihm vortheilhafte Art recht bald auch de facto verschwinden machen.

Nur der Beobachter, der diese den Niederländern sich eröffnenden Aussichten nicht übersieht, kann es begreiflich finden, daß

7) der niederländische Commissar zu Mainz von den, einer sofortigen Aufhebung der beiden Stapel sich widersprechenden Umständen keine Nothiz nimmt, vielmehr die Bestimmtheitsigkeit derselben zu betonen trachtet.

Da nämlich, laut dem 3ten Artikel der Congreß-Acte, die Central-Commission so bald als möglich eine interimsische Instruction erlassen, und in derselben solche auf die Rhein-Schiffahrt-Convention von 1804 gegründete Einrichtung, die in Folge des beruhenden Wiener Vertrages Ein- für alle Mal aufgehoben werden muß, und als solche schon deutlich im derselben bezeichnet und benannt worden ist, ganz oder zum Theil, und so viel als möglich, wirklich aufheben soll: so behauptet Herrand, indem er sich nur an die letzten Worte hält, daß die Commission die Stapel sogleich abschaffen müsse; denn diese seien ja — sagt er — im 19ten Artikel der Congreß-Acte eben als solche Institutionen bezeichnet worden, die aufgehoben werden sollten.

Hier fragen wir nun aber: ob nicht schon bei den Verhandlungen zu Passade, Escoville, Regensburg und Paris unser Freiheit der Schiffahrt, nebst einigen andern Punkten, hauptsächlich auch möglichst geringe Belastung durch Abgaben verhandelt wurde.

Und ist nicht, fragen wir weiter, im 7ten Artikel der Convention über die durch mehrere Territorien laufende Flüsse überhaupt (s. Klüber, Heft X. S. 256) ausdrücklich gesagt worden, daß die Stapel beibehalten werden sollen, wenn es für den Handel im Ganzen nützlich erachtet würde? Folgt nun nicht hieraus als natürliche Billigkeit, daß in dem Moment, wo die Stapel aufhören, auch die andern Hindernisse der Freiheit der Schiffahrt ein Ende haben müssen? — und daß, da eine bloße scheinbare Aufhebung der Stapel dem

Handel im Ganzen gar sehr zum Nachtheil gereichen würde, diese Aufhebung durchaus bis zur Ausständigung mit Holland verschoben werden muß? Doch dies wird erst weiter unten völlig klar werden können, und ohne so weit auszuholen zu dürfen, brauchen wir jetzt nur zur Congreß-Acte selbst zurückzukehren, um zu zeigen, daß Holland eigentlich nicht auf eine sofortige und unbedingte Aufhebung der Stapel dringen kann.

Dieser Staat stellt nämlich bei einem solchen vorzeitigen Schritte entgegenstehendes, zur Verhütung aller Anarchie und alles daraus entstehenden Unheils wirklich angeordnete Verfügungen der Congreß-Acte ganz in den Hintergrund, die nämlich: daß an die Stelle der aufgehobenen Einrichtungen auch sogleich neue gesetzt werden sollen (laut dem erwähnten Art. 31, der von der interimistischen Instruktion handelt); — daß überhaupt nicht Anarchie und Unordnung, sondern auf jeden Fall eine regelmäßige und möglichst gleichförmige Polizei-Ordnung auf dem Rhein Statt finden soll (laut Art. 27.); — daß eine Polizei-Ordnung nicht für unvereinlich mit der Freiheit der Schifffahrt anzusehen ist (laut Art. 1.); — daß endlich die Freiheit der Rhein-Schifffahrt nicht bloß auf Preussland und die beiden Stapelrechte, sondern auch auf Holland und alle andere Hindernisse, die noch außer diesen genannt existirten und in Zukunft noch existiren könnten, zu beziehen sey, und daß alle diese Einschränkungen der Freiheit der Strombenutzung eben so gut aufgehoben werden sollen, als die Stapel von Köln und Mainz (laut Art. 1, 3, 4, 21, 22, 24, 25.).

Alles dieses ist aber auf den ersten Blick um so unbegreiflicher, da in den Niederlanden so viel Handelsgeist und Auantais des Commerces herrschend, ja mit dem National-Charakter gleichsam vermischt ist; — da dort sicherlich ein Jeder weiß, daß einer Theils Ordnung neben der Freiheit bestehen kann, und auf der andern Seite Freiheit ohne Ordnung zu einem monströsen Uuding ausarten würde; — und da man ind Besondere auf solchen Fall verkennt, daß die Stapel von Mainz und Elbe mit dem ganzen Schiffsahrt- und Regi-System nicht bloß zusammenhängen, sondern auch die Stützpunkte der Ordnung auf dem Mittel- und Ober-Rhein und in gewisser Rücksicht auf dem Nieder-Rhein sind. Wie würde es wohl möglich, daß Holland bei den Verhandlungen über die Wiener Convention die sofortige und unbedingte Aufhebung der Stapel begehrte, wenn es nicht darauf hinstrebe, daß von ihm allein die neue Regulirung der Schiffsahrt-Verhältnisse und eine hieraus zu entwickelnde neue Ordnung der Dinge ausginge! Es würde ja sonst sich selbst widersprechen, sich selbst in zwei Personen theilen, seine eignen Principien umstoßen.

Wenn es nun auch scheinen könnte, daß wir bei diesem Keinen Bewälde und hätten von tadelwürdigen Mißglauben leiten lassen, und daß dasselbe nicht der Natur getreu sey; — wenn es auch scheinen könnte, daß Holland, wenigstens zur Zeit der Wiener Verhandlungen, es vollkommen aufrichtig gemeint habe: so werden wir doch die jetzt folgende Darstellung für wahr halten, und gleichsam von selbst auf die Bemerkung

kommen müssen, daß auch das erste Bündniß nicht mit tieferlichem Puncte erworben sey, oder daß wenigstens einige Zeit nach der Abschließung der Congreß-Vere Holland seine Sehnsüchte in etwas gelindert haben müßte.

Wir wollen nämlich jetzt

II.

in Beziehung auf die Schritte, welche die niederländische Regierung rückzüglich der Rhein-Schiffahrt, abgesehen von den Verhandlungen über die Wiener Congreß-Vere, schon wirklich that oder geschehen sey, die daraus hervorgehenden Besorgnisse, und was für die Niederlande sehr vortheilhafte und in mehrfacher Hinsicht mit dem Geiste der Congreß-Vere unvereinbarliche Verhältnisse dieses Staates zu den deutschen Westländern dar zu machen versuchen, welches und Besondere durch eine vortheilhafte Aufhebung der Stapel von Mainz und Cöln herbeigeführt werden würde.

Wir werden uns übrigens auch hier ganz und gar vom Befehle der Billigkeit leiten lassen. Wenn wir daher von den Vortheilen reden, in deren Besitz Holland sich befindet, und die es noch erlangen kann: so behaupten wir damit keinesweges, daß diese Vortheile keineswegs unvereinlich und unvereinbar mit der Freiheit der Rhein-Schiffahrt seyn, sondern wir gesehen ein, daß bis zu dem Zeitpunkte, wo man mit den Niederlanden über die Rhein-Schiffahrts-Verhältnisse übereinkommen seyn wird, dieser Staat aber aus dem Status quo entspringenden Vortheile mit Recht genießt; dieser Status quo ist ihm ja, wie wir bei einer Betrachtung

des Geistes der Verhandlungen im Ganzen wohl annehmen können, in Absicht der Wasserpolizei ausdrücklich, in Absicht der Douanen und der Schiffahrt-Polizei aber stillschweigend, zurkannt worden. Eben so glauben wir auch nichts gegen allen Gewinn erinnern zu dürfen, der ihm von dem Zeitpunkt der Regulirung der Schiffahrt-Verhältnisse an zu Theil werden mag, so fern diese Regulirung nur ohne Eintrag für die Freiheit der Rhein-Schiffahrt und die Stipulationen der Congreß-Acte geschehen seyn wird. Und diese Ansicht der Dinge gibt uns eben die wichtigsten Bewegungsgründe, in Hinsicht alles dessen, was man

1) die Schiffahrt-Polizei betrifft, und nur kurz zu fassen, wiewohl wir unten bei den Bemerkungen über das Einzwängen auf ein weitläufigeres Detail werden eingehen müssen.

In Hinsicht des Polizi.-Wesens kann man nämlich, wenn man nicht das Ganze übersehen, sich leicht verführen lassen, in Hollands Rhein-Schiffahrt-Verhältnissen mit Unrecht eine Menge einseitiger und zum Theil unbilliger Vortheile auf Seiten dieses Staates zu finden. Von einer solchen schiefen Ansicht wollen wir uns frei zu halten suchen; und da nun hier der Ort nicht ist, von den beiderseitigen, sowohl auf Deutschland, als auf Hollands Seite, sich findenden Vortheilen zu reden: so finden wir nur folgende Bemerkungen nöthig und wesentlich zu unserm Zweck.

Schon in der oben angeführten Druckschrift der Elner Handelskammer ist (S. 23) von den handelskundigen Grundgebern darauf hingewiesen worden,

daß ohne Zweifel nach der Aufhebung der Stapel in Deutschland sich sehr bald eine directe Fahrt zwischen Amsterdam, Rotterdam und Dordrecht einrichte, und Frankfurt und Straßburg außerordentlich blühen, und die durch der Ruin des Spedition- und Zwischen-Handels, so wie auch mancher Nebenvertrieb einer Menge von deutschen Rhein-Soldaten vorberiber werden würde.

Diese und die damit verwandte Befürchtung, daß überhaupt Holland ein sehr bedeutendes Übergewicht in Rücksicht des Rhein-Schiffahrts-Verbinds durch die Aufhebung der Stapel erlangen werde, — scheint allerdings nicht ungegründet zu seyn.

Um hierin unserer Meinung beizupflichten, braucht man nur zu wissen, welche Mittel die benannten Städte in ihrem Reichthum haben, dergleichen große Handels-Operationen in's Werk zu setzen, und wie unverhältnißmäßig groß schon jetzt die Zahl der holländischen Schiffe gegen die der Deutschen ist. Wenn man aber zugleich das eben erwähnte Benehmen Hollands bei den diplomatischen Verhandlungen im Auge hat: so muß man noch deutlicher einsehen, wohin eine vortheilhafte Aufhebung der Stapel von Mainz und Cöln führen könnte. Holland hat sich nämlich, wie wir gesehen haben, in Rücksicht des Schiffahrts-Verbinds gänzlich freie Hand gelassen; wenigstens scheint es die Zulassung des Status quo nicht gerade auf die politischen Einrückungen in ihrem ganzen Umfange bezogen zu haben. Es ist daher nicht unglücklich, daß es unter dem Druckmangel der Freiheit der Rhein-Schiffahrt, welche die contrahirenden Staaten beywacht haben, und unter dem

Vorwände, daß diese Freiheit durch die Aufhebung der
 Stempel wirklich in Ausführung gebracht sey, gar manche
 neue Einrichtung ohne weisend sich erlauben werde.
 Und wenn etwa um der Ordnung willen, trotz der Ab-
 schaffung der Stempel, die mittel- und ober- rheinischen
 Handelsstädte, nicht als Bilden-Weinstädte, aber doch
 als nützliche Polizei-Verfassungen, im Interimistischen beibe-
 halten werden sollten: so kann es immerhin sich rüh-
 men, diesen Handelsstädten keinen Eintrag thun zu wol-
 len; daraus folgt noch gar nicht, daß sein Han-
 deln mit dem Rhein übereinstimmen werde. Würden
 hingegen die Handelsstädte zugleich mit den Stempeln für
 aufgehoben erklärt, so würde sich Holland desto freier
 auf dem Rhein bewegen, und denselben als eine Ne-
 mäne behandeln, wozu ihm die Niederländer zustimmen,
 den deutschen Rheinstädten aber nur die Verwaltung
 zur Last fiel. Daß, was die niederländische Regierung
 bis jetzt auf dem Rhein, in der Distanz von den dorti-
 gen Handelsstädten an die Seln, thun oder geschehen
 lassen kann, würde sie dann in noch weiterer geogra-
 phischer Ausdehnung, d. i. auf dem ganzen Rhein bis
 Straßburg, zur Ausübung bringen. Daß hieraus ent-
 stehende Uebergewicht müßte um so bedeutender werden,
 wenn die Niederländer auch in die Nebenflüsse des
 Rheins gegen gelinde Abgaben kommen und die mäch-
 tigen Arme ihrer Schifffahrt bis Reg u. s. w. er-
 strecken könnten. Die niederländischen Magistrate und
 Schifffahrts-Commissionen, die sich bis jetzt noch nicht
 in officiellen Verbindungen mit den Behörden der
 deutschen Uferstaaten befinden, würden nicht leicht in

solchen Operationen gestört werden, und daher ihre Macht immer mehr erweitern können.

Wenn auch von manchen Seiten her gegen die Besorgniß der Einföhrung von Fahrten zwischen Frankfurt und holländischen Handelsplätzen eingewendet zu werden pflegt, daß in erster Stadi der Zusammenfluß von Waaren, die nach Holland bestimmt wären, zu gering sey, um den aus diesem Reiche kommenden Schiffen eine regelmäßige Rückfracht zu sichern: so ist doch auch die Vermuthung gar nicht unstatthaft, daß bei veränderten Verhältnissen der Rhein-Schiffahrt auch der Handelszug sich ändern und eine weit größere Masse von Waaren sich aus dem südlichen Deutschland u. s. w. nach Frankfurt sammeln werde.

Wenn es ferner auch wahr ist, daß große holländische Schiffe nur bis Eln auf der linken, und bis Düsseldorf auf der rechten Seite des Flußes hinauffahren können: so stände es ja doch in der Macht der Niederländer, kleinere Schiffe zu bauen und mit solchen den Mittel- und Ober-Rhein zu besahren. Und wenn sie solche kleinere Schiffe noch nicht in Bereitschaft hätten, so würden ihre Schiffe dessen ungeachtet Contracte zu den weitesten Fahrten nach Mainz, Mannheim und andern Städten oberhalb Eln eingehen, aber doch nur bis Eln fahren, und hier die weinere Faßer den nothgedrungenen mittel- und ober-rheinischen Schiffern um den mindesten Preis offerverkaufen. In jedem dieser Fälle wäre aber das Handelswesen im Ganzen nicht gleichmäßig zu schädhern. Es würde bei einer Aufhebung der Stapel ohne vorherige Unterhandlungen nach Schei-

ben der Niederländer über die Rhein-Schiffahrt disponirt, und dabei nur diejenigen deutschen Kaufleute und Schiffer, von denen sie in ihren Unternehmungen unterfügt werden, begünstigt werden. Es würde die in der Wiener Acte folgende Freiheit der Rhein-Schiffahrt, wiewohl sie kein Zweck ist, das nicht in die Hofflichkeit überstreten können, dennoch zu einem Schattenbilde hinabschwinden; und, wie in der französischen Revolution aus der Reinherrschafft und Gleichheit Alles, die vielleicht keine Kunst erfindet hat, sondern nur in den Köpfen ihre Experimenten trieb, eine recht eigentlich tolle Alleinherrschafft der Mächtigeren entstand: — so könnte man hier auf einem andern Theater einen ähnlichen Lauf der Dinge erleben.

Wenn Holland aber erst einmal im Besitz der ersten Vortheile wäre, so würden die übrigen Uferstaaten hinterher vergeblich bei den Diskussionen über ein bestimmtes Reglement dahin streben, jenen Staat zum Nachgeben zu bewegen und minder oder mehr in's Gleichgewicht mit den andern Interessenten zu bringen; der Raum wäre mit seinen Wurzeln zu fest und zu tief in den Boden eingedrungen. Darum möge jetzt das periculum in mora das Wort der Personen seyn, die in dieser Angelegenheit wirken können!

Es kann und ganz und gar nicht einfallen, irgend einem Uferstaat und seinen Unterthanen ein frohlicheres Gedeihen des Handels und die Vermittlung neuer Mittel zur Erreichung eines solchen Zieles zu mißgönnen oder abzustreiten, so weit es nur mit Recht und Billigkeit besizzen kann. Darvon sind wir weit entfernt.

Wir würden der Natur ihr Recht abgesprochen, wenn wir solche Schranken legten; denn die Natur gab jedem Staats, jeder Corporation und einzelnen Menschen das Streben, ja sogar das Recht, sein irdisches Glück auf eine höhere Stufe zu bringen und der errungenen irdischen Güter sich zu erfreuen, und bei allen Handlungen immer zunächst nur auf sich selbst zu sehen, seinen Vortheil zu suchen in allen erlaubten Wegen, diesen beständig zu wahren und zu vergrößern. Es ist auch ganz gegen unsere Absicht, hier nur das Wort der deutschen Speculanten oder Commissioners, oder deren in irgend einer einzelnen Stadt zu reden; beide sind ja nur untergeordnete Glieder in der Kette der handelreibenden Publicand, und der Gang und die Richtung ihrer Geschäfte muß sich immer nach dem Wohl des Handels im Großen, und dem Interesse der nähern oder fernern Waaren-Eigenthümer richten. Jene sind den nur formell zur Fruchtbarkeit dienenden Bestandtheilen des Erbbodens, diese dem materiell producirenden Humus zu vergleichen: jene sind bald mehr bald minder unthätlich, obgleich allerdings öfters unerschränkt; — diese sind in allen Fällen thätlich und nothwendig für das Bestehen des Handels und das Wohlfeyn der Völker. — Wir halten uns auch nicht gerade für berechtigt, als ausgemacht anzunehmen, daß Holland im interinimlichen, oder gar im definitiven Zustande gegen die Freiheit der Rhein-Schiffahrt handelt und auf deren Kosten sich zum höchsten Flor emporschreiben werde.

Aber wir fragen: ob, wenn dieses doch geschähe, die andern Mächte gleichgültig zusehen könnten; — ob nicht

nicht selbst ein ohne alle Unbilligkeit erlangtes Uebergewicht der Niederlande in der Schifffahrt für die Mit-Contrahenten dieses Staates einen Bewegunggrund abgeben müßte, die Aufhebung der Stapel bis dahin zu verschieben, wo auch sie ihren Untertanen die aus dem Wiener Staats-Vertrage denselben billig zukommenden Vortheile gesichert, und die Gleichheit unter Gleichberechtigten außer Gefahr gebracht hätten; — ob es endlich billig wäre, wenn Holland allein seine Lage bei den neuen Einrichtungen verbesserte, und den deutschen Staaten kein Gewinn geblie.

Wenn auch die Niederländer in jenen Zeiten, wo, von der einen Seite, England unter dem Zepter seiner großen Elisabeth mit seinen Aventurier-Kaufleuten, so wie zu Cromwells und Karls II. Zeiten mit seiner Navigations-Akte, und, von der andern Seite, der deutsche Reichs-Verband mit seinem so schädlichen Druck die alten Hansestädte und die rheinischen Bundesstädte von ihrer hohen Blüthe herunterbrachte — wenn auch damals die Niederländer nicht Macht haben mochten, sich die Frachten über See, welche die deutschen Städte vordem besorgt hatten, anzuweigen: so läßt sich daraus doch nicht folgern, daß sie in unsern ganz verschiedenen Zeiten sich der Transporte auf dem Rhein ganz allein bemächtigen und überdies den Deutschen die Durchsicht auf das Meer verbieten dürfen. Dies wäre hart für das übrige Handel treibende Publikum, so fern so viele Städte im Stande sind, mit den Holländern zu concurrenz, und billig einen Antheil an jenen Handelsgeschäften begehren; es wäre argen den Geist der Com-

groß-Nöte, weil Einerseits dieser Staats-Vertrag die Freiheit der Schifffahrt und den Handel im Großen befördern sollte, und andrerseits es keine ausgemachte Sache ist, daß die von den Niederländern gewünschten großen Kaufschiften dem Handel vortheilhafter sind, als kleinere Stations-Fahrten seyn würden, an denen auch die deutschen Uferthünen Antheil hätten; — es läge aber auch eine Unbilligkeit darin, weil der niederländische Staat sich durch die Wiener Brie für Anerkennung und Aufrechthaltung des freien und blühenden Verkehrs auf dem Rheinstrom verbindlich gemacht hat. Wir haben nur das Wohl des Handels im Ganzen im Auge, und müssen daher anerkennen, daß die Spekulanten und Commisshändler aller Städte an sich gleiche Rechte unter einander haben; — daß das Recht zum Freier-Handel ebenfalls den deutschen Städten nicht abgesprochen werden kann; — daß es unbillig ist, wenn eine Stadt bloß um des Vorzugs einer andern willen Schaden leiden soll; — daß die möglichste größte Freiheit dem Handel gerade so sehr wohlthat; — daß der emferate Eigenthümer ein hohes Interesse dabei hat, ob eine regelmäßige und ihm günstige Ordnung auf dem Rhein herrscht, oder nicht; — daß endlich, wenn dieser Eigenthümer nicht weiß, ob er seine Waaren über den Rhein eben so sicher und vortheilhaft beziehen könne, als über den andern, es auch um den Handel überhaupt nicht so gut steht, als es um ihn stehen könnte, und als es zu wünschen wäre.

Eben so wenig aber, als wir für eine einzelne Classe von Kaufleuten, oder die Kaufleute gewisser Städte

parteilich eingenommen sind, werden mit auch das
Wort der Schiffer irgend eines Landes, als solcher und
um ihrer selbst willen, reden; denn nicht der Handel
erziet um ihrer willen, sondern sie sind da, damit der
Handel bestehe: sie sollen dem Interesse des Handels
leben.

Wir reden nur für das an sich gleiche Recht der
Unterthanen eines jeden der Rheinaufer-Subjekte, an
der Schifffahrt Theil zu nehmen: wir stehen auf das
Wohl des Handels überhaupt; und dieses erfordert, daß
nicht Ein Schiffer, Verweis des andern zu Grunde zu
richten und zu verdrängen im Stande sey, was das
die Schiffer am ganzen Rhein ihr Auskommen haben *).
Es können zwar Fälle eintreten, wo ein Schiffer-Ver-
ein nicht mit Unrecht in Noth geräth, — wo die um

*) Uebrigens sagt Böckh, der große Lehrer im Handelsrecht,
in seiner Darstellung der Handels- Theil II. S. 253: „Die
Schiffahrt ist ein Gewerbe, von welchem der Staat gewisshaf-
ter ist, als von irgend einem andern, und das Wohlstand derselben,
das Glück, hat bei seiner großen Wichtigkeit, einen so erhaben-
lichen Charakter, als kaum irgend ein anderes Ding, das der Bürger
eines Staats als einem Theil seiner nachtheiligen Eigenschaft besitzt.
Dies Gewerbe beharf also mehr Aufmerksamkeit, als irgend ein
anderes. Der Regent muß daher alle mögliche Sorge anwenden,
um den Gewinnen desselben so groß und insbesondere so gewiß
für seine Unterthanen zu machen, als es nur immer bei der na-
türlichen Möglichkeit desselben möglich ist.“

Böckh redet hier zwar nur von der Meer-Schiffahrt, aber
jeder Rhein-Deutscher würde sich mit vollem Recht und
mit berechtigten Erfahrungen hinsetzen können, daß jene angeführten
Worte ebenfalls auf das Gewerbe der Rhein-Schiffahrt auch an-
wendbar sind.

der Conventen; des Handels willen sich verändernde, oder wegen physischer Umstände aus seiner bisherigen Bahn herausgerückte Gang der Schifffahrt den Einem Schiffern Vort giebt und es den andern entzieht. So z. B. scheint dieses mit den Amsterdamer Seutfahrern der Fall zu seyn, die allerdings seit dem Auskommen der Utrechter Seurt viel weniger Beschäftigung haben, als vorher, und in einer bedrängten Lage sind: — ein Opfer, das sie dem Wohl des Handels bringen müssen, wenn die Utrechter Schifffahrts-Commisarien aus wirklich guten Gründen sie nicht in ihre Seurt herübernehmen konnten. Aber von solchen Fällen reden wir hier nicht, sondern von den monopolistischen und in eigenwilligem Zerstörer geanderten Ausschließungs-Systemen der Schiffer einer Stadt oder eines Landes zum Nachtheil ihrer, von gleichem Gewerbe lebenden, ausländischen Mitbrüder. Herrscht ein solcher Geist in dem rheinischen Schifffahrts-Wesen, so wird der Credit dieser Schifffahrt gar sehr gefährdet; und der Wüth. Verkehr, der so herrlich über dieses mit so vielen besondern Vorzügen begabten Strom sich ausbreiten könnte, unterliegt, oder duldet wenigstens sehr harte Wunden, unter der Wüth. der sich bekämpfenden und einander bezeichnenden Schiffer-Corporationen.

Und eben, wenn man sich von diesen Betrachtungen durchdrungen fühlt; wenn man das Wohl der rheinischen Kaufleute und Schiffer und das gerade hierdurch zu bewirkende Wohl des Handels im Ganzen wünscht; wenn man die aus Unordnung immer entspringende unglückliche Resultate vermeiden sehen möchte;

so wird man es auch für hoch wichtig halten, daß vor Aufhebung der Stapel von Edeu und Mainz auf jeden Fall eine Ordnung eintrete und die bisherige, in Folge der Congreß-Akte aufhebende, vollständig erlösche. Insbesondere muß man dem Wunsch billig finden, der von so manchen Seiten her vernommen wird, daß die bedeutenden Handelsstädte am Rhein unter einander und mit gegenseitiger freier Einwilligung Handelsfahrten errichten möchten, es möchte nun dabei eine Uebereinkunft über Frachtpreis und andere Punkte zwischen zwei respectiven Städten auf einen gewissen Zeitraum, z. B. ein halbes Jahr, Statt finden, oder diese Bestimmungen jedes Mal dem Besender überlassen werden. Kaufleuten und Schiffern jeder respectiven Stadt oder jedes Landes müßte dabei eine Stimme zustehen, wenn sie überhaupt zu solchen Contracten Lust haben; — also nicht diese oder jene Nation und einzelne Coöperation nach bloß einseitigem Willen die speciellen Anordnungen machen, wenn ihr nicht ein solches Recht von dem andern contrahirenden Interessenten ganz oder zum Theil frei zustehen würde. Außer den Meutefahrten müßten zwar auch andere, nach Zeit und Umständen zwischen dem einzelnen Kaufmann und dem einzelnen Schiffer zu contrahirende Fahrten erlaubt seyn, aber die Meuten müßten dadurch nicht in ihrer Ordnung gestört werden, sondern so regelmäßig im Gange bleiben, wie ein aufgezogenes Uhrwerk. Welche Vorrichtungen aber auch irgend gemacht werden könnten und möchten, so müßten doch immer die möglichste Sicherheit, Schnelligkeit und Wohlfeilheit, sowohl bei der größern, als auch der klei-

nen Schifffahrt, die leitenden Gesichtspunkte bei allen neuen Einrichtungen seyn. Eben so wesentlich wäre möglichste Gleichförmigkeit am ganzen Rheine, wie es auch die Congreß-Acte will. Und sowohl aus diesem Grunde, als auch, um monopolistischen Bemächtigungen theils zuvorkommen, theils ihren Einhalt zu thun und eine Bestrafung derselben erreichen zu können, müßten die Regierungen der einzelnen Staaten bei dem Rhein-Schifffahrt-Polizei-Besche einen auf das Wohl des Handels und der Schifffahrt abhorrlichen und nicht oder wenigstens außerordentlichem Einfluß haben. Am passendsten würden sie wohl zunächst durch das Organ der General-Administration der Rhein-Schifffahrt und der Central-Commission bei allen diesen Dingen concurren. Es verträge sich aber natürlich damit keinesweges, wenn alles den holländischen Behörden überlassen würde; sondern, wie unter allen Uferstaaten überhaupt eine Communication in Beziehung auf die Schifffahrt Statt finden müßte, so wäre es auch nöthig, daß die holländischen Schifffahrt-Commissarien und Magisträte aus ihrem mythischen Dunkel hervorträten und sich mit den Behörden der andern Staaten, ins Besondere den obern Schifffahrt-Behörden, in eine Art von Verbindung setzten.

Und nur erst dann, wenn dieses Alles auf einem festen und freundlich nachbarlichen Fuß eingerichtet wäre, würde jeder Staat seinen Unterthanen die versprochenen Begünstigungen wirklich garantiren können; nur erst dann könnten die Stapel von Mainz und Elbe, die jetzt die Pole, um welche sich die Ordnung der Schifffahrt am

Rhein- und Ober-Rhein berhet, mit gutem Gewissen abgeschafft werden können. Wo wäre sonst Freiheit der Rhein-Schiffahrt! wo die der Freiheit die Hand reichende und ihr zur Grundlage dienende friedliche Ordnung!

Daß aber eine solche Ordnung der Dinge und dadurch entstehende Ausgleichung unter den Unterthanen der verschiedenen Wasserstaaten in Absicht von Lasten und Rechten zu Stande komme, ist um so mehr zu wünschen, da die deutschen Staaten auch hinsichtlich des Abgaben-Wesens in einem so nachtheiligen Verhältniß zu Holland stehen.

(Fortsetzung folgt.)

Ueber das Recht und über das Rechte.

Die Bewohner einer Südsee-Insel, welche die Spanier San Carlos-Insel nennen, haben ein unerschütterliches Mittel erfunden, ihren Rechtszustand unverändert zu erhalten. Dies Mittel besteht darin, daß sie die Bevölkerung ihrer Insel nie über ein festbestimmtes Maß hinausgehen lassen. Wie groß die Insel, und wie stark die Bevölkerung derselben sey, darüber schweigt der spanische Reisbeschreiber, dem wir diese Notiz verdanken; da er uns aber sagt, daß die San Carlos-Insel in der Mitte des südlichen Oceans gelegen ist, und daß die Bewohner derselben im höchsten Grade vereinzelt und von der Communication mit andern Völkern abgeschnitten sind: so reicht diese Angabe hin, das politische System der San Carlosianer zu erklären. Beschränkt auf die Productionskraft ihrer Insel, zu gleicher Zeit aber unfähig, sich durch vermehrte Thätigkeit die Productionen näher und entfernter Völker anzuzeigen, haben sie, im Kampfe mit dem Naturgesetze, sich entschließen müssen, den einzigen Ausweg zu ergreifen, der ihnen in ihrer Lage gestattet war; nämlich das Maß ihrer Bevölkerung festzusetzen, und dasselbe dadurch zu bewahren, daß sie, so oft die Bevölkerung darüber hin-

aussagen will, entweder einen sechsigjährigen Bräut, oder ein neugeborenes Kind, tödten. Zu vermuthen ist, daß nur ein bedeutender Nothstand sie zu der Erfindung eines so heftigen Mittels hat führen können. Wie es sich aber auch damit verhalten haben möge: so beweiset der fortgesetzte Gebrauch dieses Mittels, daß bei ihnen an keine von denen Erscheinungen zu denken ist, welche die europäische Welt der gegenwärtigen Zeit auszeichnen. Vorausgesetzt, daß sie das rechte Maas in Ansehung der Bevölkerung getroffen haben, müssen sie sich eines beneidenswerthen Friedenszustandes erfreuen, welcher nicht eher unterbrechen werden kann, als bis ein amerikanisches Volk, um in eine blühende Verbindung mit Australien zu kommen, für gut befindet, die San Carles-Insel zu erobern und zur Station zu machen. Ohne ein solches Dagegensehntreten kann sich die Besetzung der San Carles-Insel nicht verändern; und was sie immer ihr Recht nennen mögen, so muß es nach tausend Jahren noch eben so beschaffen seyn, wie es vor tausend Jahren — vorausgesetzt, daß sie damals schon existiren — beschaffen war. Wie könnte bei ihnen aber die Rede seyn von Besitzrechten in den Künsten und Wissenschaften! Wie könnte man die Idee einer Entwickelung, die in's Unendliche reicht, auch nur von fern her auf sie anwenden! Unstreitig haben die San Carles-Inseln alle Anzeigen, welche dem Menschen, als solchen, constituiren; unstreitig haben sie — gleichviel in welcher Gestalt — wie ihr Staats-, so ihr bürgerliches Recht: aber wenn jemals eine Gesellschaft von Menschen sich dem Wesen der Thiergesellschaft genähert hat,

so müssen sich die San Carlesianer in diesem Falle befinden; und die erste Berechnung, die man ihnen widerfahren lassen muß, ist, daß sie sich durch einen freien Entschluß sogar über die Möglichkeit erheben haben, jemals aus diesem Zustande hervorzugehen.

Man glaube indeß nicht, daß sie das einzige Volk sind, welches seinen Rechts- und Friedens-Zustand auf eine so entscheidende Weise geknackt hat. War darin scheinen sie einem Vorzug zu behaupten, daß ihrer Staatslosigkeit nicht entgegen ist, „man müsse sie seinen Vögeln eine doppelte Sehne haben.“ Wären sie dabei stehen geblieben, entweder neugeborene Kinder, oder abgelebte Greise zu sehn, wenn das Maß ihrer Bevölkerung voll ist: so würde die Arbeitslosigkeit ihrer Waage mit der von andern Völkern nicht zu verwechseln seyn. Doch während die Einwohner des nördlichen Canada nur ihre Greise idlen, wenn sie nicht länger zur Jagd gebraucht werden können, und während in einem der polirtesten Reiche unseres Erdballs, in China, nur der Kindermeerd erlaubt ist, fassen die San Carlesianer die Sache an beiden Enden zugleich an, und erreichen ihrem Endzweck dadurch nur um so sicherer. Ihr Mittel ist unstreitig einfach; aber ist von demselben in veränderter Gestalt nicht auch unter den Germanen früherer Zeit Gebrauch gemacht worden? Die alten Sachsen liebten ihre Kinder, und achteten ihre Greise; doch, damit sie nicht von einer Ueberbevölkerung leiden möchten, ratheten sie, bei ihrem Abscheu vor dem Leben in unmanneten Gräbern, auf die Idee der sogenannten Befolge. Wer keinen Antheil an dem Erbe erhalten konnte,

der mußte sich in den Schutz eines Fürstentums oder Bischofs begeben, mit welchem er auf See, oder Landauszug; und hierin suchte das Mittel, eine Ueberbevölkerung zu verhindern, vollkommen eben so sehr, wie in dem Staats- und Grund-Gesetz der San Carlo-Stadt. Der Sachsen-Staat war in dieser Hinsicht durch seine Verfassung (auch wenn diese keine schriftliche war) so fest gegründet, daß er in seiner ehemaligen Eigenthümlichkeit noch jetzt bestehen würde, wenn Karl der Große ihn nicht zerstört und seinen Bürgern nicht, mit dem Christenthum zugleich, die Städte aufgebungen hätte: denn nur dadurch, daß die gesellschaftlichen Einrichtungen sich unter ihnen vermehrten, konnte ihre Bevölkerung ohne Nachtheil für ihre Nachbarn wachsen; und nur dadurch, daß der wesentlich von seinen Priestern regierte Sachsen-Staat seinen Glauben veränderte, konnte er eine Einzigkeit erhalten, aus seinem bisherigen Wesen herauszutreten. Beschränkt durch seine Ueberbevölkerung, so lange er sich derselben in den sogenannten Befolgen erlaubte, mußte er dahin gebracht werden, für diese in sich selbst Raum zu gewinnen; und dies war die Aufgabe, welche Karl der Große setzte, wenn er auch nicht verhindern konnte, daß die Normänner unter seinen Nachfolgern sich zu Orten einer fruchtbareren Provinz und eines nicht unbedeutenden Theils von Süd-Italien machten. Erst nachdem die Befolge in Deutschland aufgehört haben, und durch das Dahyn seiner Soldaten die Zahl der gesellschaftlichen Einrichtungen gemachsen ist, sind Krieg und Auswanderung zu Mitteln der Ueberbevölkerung geworden; und man

behauptet unstreitig nicht zu viel, wenn man sagt: die San Carlethaner würden sich durch dieselben Mittel gegen Ueberbevölkerung schützen, wenn sie daran nicht durch die Lage und Beschaffenheit ihrer Insel verhindert würden.

Wenigstens, wo die Bevölkerung wächst, verändern sich die gesellschaftlichen Verhältnisse; und dies geht sehr natürlich zu. Was einmal ein Daseyn erhalten hat, will in denselben fortbauern; wird ihm die Fortdauer dadurch erschwert, daß man seinen Beitrag zu den einmal vorhandenen Einrichtungen als überflüssig verwerft: so bleibt ihm nichts Andern übrig, als neue zu erfinden, um sich der Gesellschaft zu empfehlen und mit der Zeit nothwendig zu machen. So reich ist der Mensch mit Anlagen von der Natur ausgestattet, daß die Theilung der gesellschaftlichen Arbeit da, wo ihr keine überwiegender Hindernisse in den Weg gelegt sind, ganz von selbst entsteht. Die Summe der gesellschaftlichen Einrichtungen auf dem von Menschen bewohnten Planeten ist genau die Summe Dessen, was in Beziehung auf die Gesellschaft Nützlichers gedacht werden ist. Man muß aber noch hinzufügen, daß diese Summe niemals abgeschlossen gewesen ist und schwerlich abgeschlossen werden kann. Theils sind die einzelnen Einrichtungen in einer fortwährenden Vervollkommnung begriffen, welche dadurch entsteht, daß Einer den Andern zu übertreffen sucht, um größere Vortheile auf sich abzuliefern; Theils kommen neue Entdeckungen und Erfindungen hinzu, welche nicht zurückgewiesen werden können, weil es unmöglich ist, sich gegen ihre Nützlichkeit

zu verblenden. Dies alles verändert die Verhältnisse; und wenn man das Daseyn der Gesellschaft genauer untersucht, so findet man, daß es durchaus geistiger Natur ist. Alles Körperliche, was in ihr verrichtet wird, stützt sich auf einen Gedanken, aus welchem es allein hervorgehen konnte, oder wird von einem Gedanken begleitet, ohne welchen es nicht fortbauern könnte. Selbst das Mechanische ist nicht von einer solchen Beschaffenheit, daß es ohne alle Theilnahme geistiger Kraft vollzogen werden kann.

Mit den veränderten Verhältnissen aber tritt für die Gesellschaft die Nothwendigkeit neuer Verabredungen, Vereinbarungen, Verträge ein; denn das ist das Eigenthümliche der Gesellschaft, daß sie ohne dergleichen nicht bestehen kann. Nicht darauf kommt etwas an, daß das Gesetz geschrieben sey, vielmehr in mehr als Einer Hinsicht das geschriebene Gesetz den Vorzug vor dem nicht geschriebenen behaupten wird; wohl aber darauf, daß ein Gesetz da sey und daß es Gehorsam finde. Ganz unternerslich ist die Ansicht Dreyer, welche die Gesellschaft ein Kunstwesen nennen, das sein Daseyn und seinen Bestand durch die Achtung für das Gesetz behalte. Jene San Carlosaner, deren wir eben erwähnt haben, ahnen schmerzlich das Mißverhältniß von der Form, in welcher die europäische Gesetzgebung erscheint; allein wer will leugnen, daß sie eine Gesetzgebung haben, da es ein Grund-Gesetz bei ihnen giebt, wodurch sie berechtigt sind, ihrem Zustand durch Vereinfachung der Ueberschwel-
 lung zu beschützen! Wäre es möglich, jene alten
 Gesetze, welche in der Vertheidigung ihrer Gesetze und

ihres gesammten Reichthums unter dem Schwerte Karls des Großen starben, von den Todten zu erwecken: so würden sie sich zwar nicht in den Veränderungen, welche mit ihren Nachkommen vorgegangen sind, gerecht finden; allein sie würden in Westphalen noch die Eine und die andere Spur ihres früheren Despoten entdecken, sich herzlich darüber freuen, und standhaft dafür streiten, daß sie nicht für eine taube Ruß gehalten seyen. „Es ist, würden sie sagen, jetzt alles anders, als es zu unsrem Zeiten war, und wir haben nichts dagegen, daß unsere Nachkommen sich in einem Zustande gerecht gefunden haben, der uns unerbittlich schien, weil er unsrem Willen und Bemühungen widersprach. Wenn man aber glaubt, wir seyen Barbaren gewesen, so ist man in Irrthum. Auch wir stellten eine Welt voll Ordnung dar, vielleicht sogar voll besserer Ordnung, als gegenwärtig anzutreffen ist; und wenn es einem Heiland gilt, so wünschen wir nur anzusehen, daß wir dem mächtigen Frankenkönige, den man jetzt „Karl der Große“ nennt, in dem wir aber den ersten aller Epochen vordrängen, dreißig Jahre hindurch widerstanden haben, was immer nur in so fern möglich ist, als man seine Befehle und Einrichtungen ehrt.“ Die alten Sachsen würden wahrlich nicht Unrecht haben. Wo ist die Bedröge zwischen Barbarei und Cultur? Wer jemals hierüber nachgedacht hat, wird Bedenken tragen, hierin einen Auspruch zu thun. Für einen Barbaren will niemand gelten; und im Fortgange der Zeit kann es wohl geschehen, daß die fortschreitende Cultur den geringeren Grad bei einem und demselben Volke in das Licht der Barbarei stellt.

Bei einiger Bekanntschaft mit dem Rechtszustande verschiedener Nationen geräth man leicht in Verlegenheit, was man von dem Wesen der menschlichen Vernunft zu halten habe. Derselbe Verlegenheit zeigt sich, wenn man Untersuchungen über den Rechtszustand einer und derselben Nation in verschiedenen Abschnitten ihres Bestehens anstellt. „Wie konnte, fragt man sich selbst, eine und dieselbe Vernunft sich so verschieden äußern?“ Das Wahre von der Sache ist indeß, daß der menschliche Geist, so fern seine Schöpfkraft die Besessenschaft umfaßt, nur den einmal vorhandenen Mitteln gemäß schafft. Wären alle die Mittel dieselben, so würden es auch die politischen Schöpfungen seyn, und die Vernunft selbst den scheinbaren Widerspruch vermeiden. Nur weil jene es nicht sind, so kommen alle die Anomalien zum Vorschein, die selbst das Beste der Regel zweifelhaft machen. Auf welchem hohen oder niedrigen Grade der Cultur ein Volk auch stehen mag; so ist für seine Fortdauer zunächst erforderlich: nämlich allgemeine Willen, Gesetze genannt, denen sich jedes Mitglied der Gesellschaft unterwerfe, und eine Macht, welche diese Unterwerfung da erzwingt, wo sie versagt wird. Ist die Beschaffenheit der allgemeinen Willen aber wird immer sehr viel von der Beschaffenheit der Macht abhängen. Ist diese ungewiß, abhängig, erdeltelt: so werden jene in eben dem Grade unmensächlich und grausam seyn. Was die Geschichte über die Priesterherrschaft aufzählt, ist nicht aus der Acht zu lassen. Da sie keine andere Grundlage erhalten kann, als die Meinung: so müssen ihre Anführer vor allen Dingen dahin streben,

daß diese nicht zu ihrem Nachtheil verändert werde; und weil dies nur in so fern zu bewirken ist, als sie sich der Kräfte bemächtigen, so bleibt ihnen schwerlich etwas Anderes übrig, als diese durch den Schwand immer auf der ihnen vortheilhaften Höhe zu erhalten. Die Priesterherrschaft ist daher in sich grausam, und besteht nur durch eine fortgesetzte Verküpfung des Geistes in der menschlichen Natur. Hatte es doch selbst mit der auf das Christenthum begründeten Priesterherrschaft diese Bewandniß, so lange man ihrer nicht entbehren konnte. Die Inquisition war ein sehr notwendiger Bestandtheil der kirchlichen Institutionen, weil es ohne dieselbe kein Mittel gab, Einheit in eine gewisse Ansicht von dem göttlichen Befehle zu bringen, das nun einmal bestimmt war, das menschliche oder gesellschaftliche zu vertreten. Beide Arten des Befehls konnten nicht eher getrennt werden, als bis die vollziehende Macht sich eine andere Grundlage verschafft hatte; von dem Augenblick an aber, wo diese neue Grundlage feststand, sehen wir auch die Priesterherrschaft von Jahrsend zu Jahrsend verfallen, trotz allen Bemühungen sich empot zu halten oder wohl gar zu neuem Glanze zu gelangen.

Von welcher Art aber auch das Recht seyn möge, in welchem ein Volk Bestand und Fortdauert findet: so ist doch, in so fern dieser Zweck erreicht wird, schwerlich etwas dagegen einzumenden. In der Natur der Gesellschaft selbst liegt es, daß das Recht positiv sey; denn sollte es diesen Charakter nicht haben, so würde jedem Einzelnen erlaubt werden müssen, seinen individuellen Willen an die Stelle des allgemeinen, für die ganze

Gesellschaft vorhandenen, Willen zu bringen; und wer sieht nicht, daß daraus nur ein allgemeiner Anstoß erfolgen könnte! Mit dem Rechte verhält es sich nicht anders, als mit der Staats-Religion. Ob diese eine wahre sey, läßt sich sehr schwer ausmitteln von Dem, welcher in ihr befangen ist; und wer einmal sein Nachdenken diesem Gegenstande gewidmet hat, geräth sehr leicht in Zweifel, die er so oder so lösen mag. Ebenso ist es ewig problematisch, ob das bestehende Recht (jus) das Rechte (justum) sey. Allein die Gesellschaft ist einmal so angethan, daß, wenn das Rechte, auch nur in so fern es in der Zeit erkennbar ist, plötzlich an die Stelle des Rechts treten sollte, daraus eine grenzenlose Verwirrung aller gesellschaftlichen Verhältnisse erfolgen würde.

Wir sind jetzt auf den Punkt gekommen, dessen Erörterung die Ueberschrift dieses Aufsatzes ankündigt.

Es giebt eine große Anzahl von Menschen, die sich nicht darin finden können, daß das Recht und das Rechte nicht zu jeder Zeit eins und dasselbe sind. Was diese am wenigsten begreifen, ist das Verhältniß, worin Idee und Wirklichkeit zu einander stehen. Man ist zwar nicht entschieden, als daß, da alle Wirklichkeit von der Idee ausgehen muß, jene zu dieser in das Verhältniß der Wirkung zur Ursache tritt. Allein da die Wirklichkeit einmal vorhanden ist, und, als vorhanden, immer aus der Idee abstammt: so erzieht sie in ihrem Verhältnisse zu der Idee alle Rechte, welche eine Tochter der Mutter gegenüber hat. Wie fehlerhaft sie also auch sey, so darf sie doch nicht vernichtet werden, da-

mit eine andere an ihre Stelle treten könnte, von welcher es zweifelhaft ist, wie sie gerathen werde. Man kann ihr nachhelfen, man kann ihre Schwächen fortzuschaffen suchen; allein man darf ihr keine Gewalt anthun, die ihr Daseyn in Gefahr bringt. Dies ist um so weniger erlaubt, weil die vorhandene Wirklichkeit, der bloßen Idee gegenüber, einen Vorzug hat, den man ehren muß, so lange nicht erwiesen ist, daß die nicht vorhandene, erst auf der Idee zu schaffende Wirklichkeit dem Vortug verdient; was durchaus nicht zu erweisen ist. Hiervon konnten freilich Diejenigen, welche in der französischen Revolution eine bedeutende Rolle gespielt haben, sich schwerlich einen deutlichen Begriff machen; denn, wenn sie das nachtheilige Verhältniß der Wirklichkeit zu der Idee reiner und bestimmter angeschauet hätten: so würden sie lieber die Hände in den Schooß gelegt haben, als auf eine so gesündende Weise thätig getreten seyn.

Es sey erlaubt, hier eine Fußschradmerkung einzuschalten, welche zur Sache zu gehören scheint.

Wie seltsam es auch klingen mag, so kann man sich doch die Frage aufwerfen: wecin der spezifische Unterschied zwischen einem Staatsmanne und einem Jacobiner bestehe. Weder der Eine, noch der Andere, kann sich von der Idee trennen, ohne seinem Wesen zu entsagen; aber Beide beschäftigen sich mit ihr auf ganz verschiedene Weise: der Staatsmann so, daß er ihr Verhältniß zur Wirklichkeit nie aus dem Auge verliert, und die letztere nach ihrem vollen Werthe achtet; der Jacobiner so, daß er auf jenes Verhältniß gar keine

Näheſicht nimmt, und in dem eiteln Wahne, es laſſe ſich eine ganz neue Wirklichkeit ſchaffen, die einmal vorhandene herrlich oder höchſtſinnig der Idee aufopfert. Der Staatsmann betrachtet alſie ſelbſt die Idee; der Jacobiner hingegen wird von ihr beherrſcht. Einen weitſtärkeren Unterſchied zwiſchen beiden hab' ich nicht auffinden können; aber dieſer Unterſchied iſt, wie es mir ſcheint, auch ſo bedeutend, daß er ſchwerlich noch größer gedacht werden kann. Wie wird ſich der Staatsmann zwiſchen Alled und Nichts ſtellen und es darauf ankommen laſſen, was daraus erſteigen könne; ſeine große Angelegenheit iſt und bleibt die Vermittelung der einmal vorhandenen, nicht befriedigenden Wirklichkeit mit der Idee, als Demjenigen, wozu der Menſch ſich nicht löſerlich kann. Der Jacobiner hingegen wird eine ſolche Vermittelung nicht einmal ahnen; und indem er in der Vermittelung der vorhandenen Wirklichkeit alled auf's Spiel ſetzt, hinterläßt den Zufall waltens laſſen. Eben beſorgen kann einem Staate kein größeres Unglück widerfahren, als wenn er in die Hände von Jacobinern geräth; wobei jedoch wohl zu bemerken iſt, daß die jacobiniſche Natur keinem beſonderen Stande excluſivrecht angehört, und auf die mannigfaltigſte Weiſe ſelbſt auf Staatsmänner übergehen kann, wenn dieſe nicht ſind, was ſie ſeyn ſollten, d. h. wahre Staatsmänner, welche die Wirklichkeit mit der Idee zu vermitteln verſtehen *).

*) Ich will in allen europäiſchen Köſten und Staaten vom Jacobinismus die Rede ſeyn. Ich will es ſich wohl, das eigentlichſte

Das Recht ist etwas Gegebenes, von welchem man sich nicht eher die dringendste Noth trennen sollte. Das Nothet hingegen ist nie etwas Gegebenes und an und für sich eine bloße Idee, d. h. etwas Unendliches, das, um einen Werth zu erhalten, sich erst begrenzen muß. Man ist also gleichgültig gegen den Unterschied zwischen Idee und Thimäre; allein man sollte es nicht sein. Alles, was im Fache der Befehrbung über den Entwicklungsgrad hinausgeht, welchem die Zeit gegeben hat, sep es als Idee auch noch so vortreflich, gehört in das Reich der Thimären; und wer auf diesem Wege auch nur das Mindeste zu bewirken glaubt, wird immer in seinen Erwartungen betrogen werden. Alles hingegen, was dem einmal vorhandenen Entwicklungsgrade entspricht, wird sich als Befeh ganz von selbst einführen, eher daß es einer Unterstützung von Gewalt bedarf. Gerade dies aber ist das Rechte. Zwischen dem Rechte und dem Nochten findet also eine sehr enge Verwandtschaft Statt, welche nicht verkannt werden sollte. Nur im Rechte kann die Gesellschaft ruhen: es ist das ewige Lebend-Element, ohne welches sie nicht fortbauern kann.

Weser nicht angeklachten Ungewissen gemacht zu untersuchen, damit man nicht, wie bisher so häufig geschehen ist, Verurteilung und Exekution mit einander verwechselte. Die erstere ist zulässig und willkürlich möglich, die Idee nicht, die die strengste Anwendung, ihrer Befehre nach, kennt; die letztere besteht, wie nicht in dem Absehen, hoch in dem Mangel aller Achtung, vor dem höchsten Rechte. Und schon daraus ist vollkommen klar, warum es gegenwärtig eine Menge Juristen gibt, die nicht für solche gelten, weil sie, als Rechtslehrer, das Vortheil für sich haben, daß sie sich auf das Verhältniß der Willkürheit zur Idee verweisen.

Aber soß dies Element nicht in sich selbst verderben, so muß es, von Zeit zu Zeit, angefrischt werden, und diese Befrischung kann nur dadurch erfolgen, daß das Rechte hinguricht, gleichsam als ein Unispermium.

Wie aber ist es anzufangen, um zu bewirken, daß es weder zu viel, noch zu wenig leise?

Hierüber entscheidet nicht so sehr, als die Verfassung. Ist diese von einer solchen Beschaffenheit, daß sie lauter Antriebskraft enthält, so ist nichts natürlicher, als daß das Rechte, als Idee genommen, eine Hemmsamkeit gewinnt, wodurch es lähmend wird; und es möchte seit dem letzten Jahrhunderten wohl der Fall gewesen seyn, daß man in Hinsicht des Rechts allzu leichtsinnig verfahren ist. Wenn die Verfassung hingegen aus lauter Hemmungskraft besteht, so ist es eben so natürlich, daß man der Idee nicht Raum genug gibt und das Recht auf Kosten des Rechts vertheidigt. Darum nun muß jede Verfassung, welche den Charakter einer guten gewinnen will, eben sowohl die Antriebs-, als die Hemmungskraft, in sich schließen; jene, damit dem Rechte; diese, damit dem Rechte genug geschehe. Wo beide vereinigt und in Harmonie gesetzt sind, da wird das Rechte auf eine der Natur der Gesellschaft angemessene Weise vorgeschrieben, ohne daß dabei irgend ein Nachtheil zu befürchten sey. Das Mittelalter zeichnete sich dadurch aus, daß die Hemmungskraft in demselben das Uebergewicht hatte; und daher die Erscheinung, daß das menschliche Geschlecht in seiner Entwicklung vielfach hie und da von der Stelle rückte. Diese Hemmungskraft wurde nach und nach überwinden; aber an ihre Stelle

trotz einer unbefchränkten Triebkraft, welche mit allem, was Recht genannt zu werden verdient, ihr Spiel trieb, und, indem sie das Rechte mit Willkür setzte, es nach und nach dahin brachte, daß der Sinn für das Recht gänzlich abstarb, und Jeder in seiner Energie das Maas seiner Willkür fand; so ist es denn geschehen, daß Alles umstürzt geworden ist und auf vulkanischem Boden ruht. Soll dieser bedauernswürdige Zustand seine Endschicht finden, so kann es nicht dadurch geschehen, daß man zu Dem zurückkehrt, wovon er ursprünglich ausgegangen ist, wohl aber dadurch, daß man Trieb- und Hemmungskraft auf eine Weise verbindet, welche eben so sehr das Rechte, als das Unrecht sichert. Was in dem Rechten hinderlich ist, das wird sich am leichtesten finden, wenn man die Tugenden und Einsichtsvollheiten einer Nation darüber zu Nichtem macht; und was an dem Rechte Erfordernis und Unbrauchbares ist, das wird sich auf demselben Wege am schnellsten ausmitteln lassen. Verzüglich in dieser Hinsicht sind Volkserregungen in unseren Zeiten höchst notwendig geworden. Wo sie nicht Statt finden und jede andere Hemmungskraft mit ihnen wegfällt, da kann der Geist der Unruhe, welcher sich in den westeuropäischen Staaten so übermächtig entwickelt hat, nur wachsen und zunehmen; und wie das erdigen werde, ist, nach den bereits gemachten Erfahrungen, schwerlich problematisch zu nennen. Will man billig seyn und nicht den unbedingten Gehorsam als erste und letzte Regel für menschliche Verhältnisse aufstellen; so muß man eingestehen, daß das, wozüber jetzt die weiße Flagge geführt wird — der Geist der Un-

zufriedenheit, der Annahme, der Empörung — die Sprache einer Noththat ist, die, obgleich nicht auf gleiche Weise, in der Hinsicht über das positive Recht seit etwa zwei Jahrhunderten allenthalben ausgebreitet worden; was aber der Mensch sät, das wird er ernten.

Zuletzt kommt aber darauf an, daß man sich an das geistliche Gesetz erinnere, welches als ein Prototypus für das gesellschaftliche Gesetz besteht. Da nämlich die Natur alle ihre Wirkungen nur dadurch hervorbringt, daß sie Kraft und Gegenkraft in Verbindung setzt: so hat man alle Ursache zu glauben, daß die natürliche Gerechtigkeit auch auf die Einrichtungen der Gesellschaft übergehen werde, sobald es mit den Staats-Gesetzgebungen dahin gekommen ist, daß auch in ihnen Kraft und Gegenkraft in Harmonie gesetzt sind. Woher einer Verwaltung eine Vertretung folgt, und beide ihrem Antheil an der Hervorbringung des öffentlichen Wohls haben, jene als Antrieb, diese als Hemmungskraft; da kann es keine wesentlichen Sprünge in der Gesetzgebung geben; da muß sich das bestehende Recht auf eine natürliche Weise durch die Idee des Rechts ergängen; da muß die Gesellschaft in der höchsten Ruhe, die ihr zu Theil wird, aller der Freiheit genießen, deren sie bedarf; da — um alles mit einem Worte zu sagen — muß das positive Recht, so wie es einmal besteht, in dem Bewußt eines Jeden die Schutzwehr seyn, hinter welcher er sich vollkommen geschützt glaubt, und welche er, ohne Bedenken, unter allen Umständen gegen Dürftigen vertheidigt, die sie gefährden

mögern. Der höchste Patriotismus ist notwendig in denen, die es fühlen, daß das Vaterland ein fester Boden für sie ist; und da es immer nur durch seine Befestigung zu einem festen Boden werden kann, so darf diese so wenig als möglich schwanken. Wie gut die Befestigung in der Zeit sey, darauf kommt unendlich weniger an, als darauf, daß sie ständig sey. Die Zeit des Rechts ist von so großem Umfange, daß sie als Quelle des Rechts nie erschöpft werden kann. Eben deswegen nun muß man mit der höchsten Verstandes- und Willenskraft aus ihr schöpfen, und nie gestatten, daß sie überfließe. Verhindert wird dies immer nur durch eine solche Staats-Befestigung, welche ganz darauf berechnet ist, die Güter des bürgerlichen Gesetzes durch die Art und Weise, dasselbe hervorzubringen, zu sichern: denn alles, was Verfassung genannt zu werden verdient, hat keine andere Bestimmung, und kann keine andere erhalten; und da man nur dadurch verhindern kann, daß man hemmt, so ist nichts mehr erwiesen, als die Nothwendigkeit der Hemmungskraft neben der Antriebskraft in Dingen, die das bürgerliche Gesetz und das Recht betreffen. Die Kunst hat immer darin bestanden, beiden diejenige Stellung zu geben, worin sie harmonisch zu wirken vermögen; und gerade dies ist die Aufgabe, welche von den Staatsmännern unserer Zeit gelöst werden soll, nachdem man im westlichen Europa zu der Ueberzeugung gelangt ist, daß in dieser Lösung das einzige Rettungsmittel für die Zukunft, zugleich aber auch die Entschuldigung für alle die Maßre-

gungen und Selben liegt, welchen sich das menschliche Geschlecht seit mehr als Einem Menschenalter hat hingeben müssen, ohne dabei einen andern vernünftigen Zweck verfolgen zu können.

1791

Der höchste Punkt der Menschheit

Der Mensch ist ein Wesen, das nach Vernunft strebt, und das die Vernunft als sein höchstes Gut betrachtet. Er ist ein Wesen, das nach Glückseligkeit strebt, und das die Glückseligkeit als sein höchstes Gut betrachtet.

Der Mensch ist ein Wesen, das nach Vernunft strebt, und das die Vernunft als sein höchstes Gut betrachtet. Er ist ein Wesen, das nach Glückseligkeit strebt, und das die Glückseligkeit als sein höchstes Gut betrachtet. Der Mensch ist ein Wesen, das nach Vernunft strebt, und das die Vernunft als sein höchstes Gut betrachtet. Er ist ein Wesen, das nach Glückseligkeit strebt, und das die Glückseligkeit als sein höchstes Gut betrachtet.

Der Mensch ist ein Wesen, das nach Vernunft strebt, und das die Vernunft als sein höchstes Gut betrachtet. Er ist ein Wesen, das nach Glückseligkeit strebt, und das die Glückseligkeit als sein höchstes Gut betrachtet. Der Mensch ist ein Wesen, das nach Vernunft strebt, und das die Vernunft als sein höchstes Gut betrachtet. Er ist ein Wesen, das nach Glückseligkeit strebt, und das die Glückseligkeit als sein höchstes Gut betrachtet.

Ueber
den politischen Werth der Feuerleute *).

Es hat sich über den politischen Werth der sogenannten Feuerleute ein Streit entsponnen, der, wie es scheint, für's Erste nicht beigelegt werden wird.

Auf beiden Seiten sind Mißverständnisse im Spiel; und Mißverständnisse aufzuklären, ist nicht leicht.

Obgleich wohl wollen wir dies versuchen.

Am richtigsten schauet man zwar die Dinge in ihren Gegensätzen an; aber dabei erstrebt sogleich die Schwierigkeit, den rechten Gegensatz zu finden. In dem vorliegenden Falle nun soll der Grundbesitzer der Gegensatz des Feuermannes, und folglich auch der Feuermann der Gegensatz des Grundbesitzers seyn. Ist aber diese

*) Für Leser, welchen das Wort „Feuerleute“ nicht bekannt seyn möchte, möge hier bemerkt, daß man in Welschalen darunter solche Personen versteht, welche, weil sie weder Grund und Boden, noch überhaupt das, was man hier zu Lande ein Grundstück nennt, besitzen, zur Wicthe rechnen, und keine andere Grundlage für ihre gesellschaftlichen Ansprache haben, als ihre Talente, die sie mögen aus thierischen oder geistigen seyn.

Veranlassung richtig? ist sie es besonders in dem gegenwärtigen Zustande der Gesellschaft? Und wenn dies nicht der Fall seyn sollte — — wie werden wir, um den Grundbesitzern und den Heuerleuten gleich-gerecht zu werden, den Gegensatz stellen müssen?

— Ehe wir auf eine Beantwortung dieser Frage eingehen, sey es erlaubt, eine Erzählung voranzuschicken, welche unfreilich dazu beitragen wird, den obigen Streit ein wenig aufzuhellen.

In Berlin lebte, vor ungefähr fünf und zwanzig Jahren, ein Mann, der, nach hergebrachtem Maasze, für einen ausgezeichneten Sonderling gelten konnte. Er war aus Bremen gebürtig, hatte als Kaufmann bis zu seinem vierzigsten Jahre sehr glücklich speculirt, und galt, in einem Alter von etwa fünfzig Jahren, für einen sehr reichen Mann. Niemand wagte indes, ihn abzuschätzen; und dies rührte davon her, daß er den Grundsatz angenommen hatte: „es gehört zur Freiheit, Herr seines Vermögens zu seyn; und, um Herr desselben bleiben zu können, sey nichts so nothwendig, als das Volumen des Vermögens zu vermindern.“ Diesem Grundsatz zu Folge, ließ er in Europa kein Haus, kein Landgut, keine Fabrik, kurz nichts von dem, womit man sich bereichern kann. Besondere Umstände hatten ihn dahin gebracht, eine bedeutende Kaffee-Plantage auf Jamaica erwerben zu müssen; er war nämlich auf einer Fahrt von Ostindien nach Amerika in die Hände britischer Kaprer gefallen; und, um nicht das Opfer eines selbstthätigen Seifen-Verichtes zu werden, hatte er sich, auf den Rath eines Freundes, entschließen müssen;

Grundbesitzer in Jamaica zu werden. Wie allerdings aber auch diese Festung für ihn seyn mochte, so verabscheute er sie doch, als nicht zu seinem Grunde rissend; und weil britische Befehle ihn zur Erwerbung derselben verwehrt hatten, so wollte er lieber die ganze britische Befestigung verabscheuen, als seinen Grundbesitz aufgeben. Er versprach schwerlich ein Vermittler, an welchem er sich nicht mit sich selbst berechnen hätte; wenigstens war Eine Stunde dieser Tageszeit der vollkommensten Einsamkeit gewidmet, und die Voraussetzung seiner Verwandten war, daß diese Stunde nicht frommen Betrachtungen, wohl aber klugen Speculationen, gewidmet werde. Bis auf die verwünschte Pflanzung in Jamaica, welche sich frolich weder in die Belästigung des Bodens, noch in den Reichthum pflanzen ließ, schätzte er sein ganzes Vermögen mit sich, theils in Staatspapieren, theils in Diamanten, theils in Goldrollen. Sagen, daß er Staatspapiere besaß, heißt andeuten, daß seine Kraft, oder vielmehr das Product derselben, während der ersten vierzig Jahre seines Lebens, in England, Holland, Italien und Deutschland wirksam war, ohne daß er in irgend einem dieser Länder vorzugsweise verweilte; denn dazu schätzte er ihnen an aller Reichthum. Er war sehr wohlhabend, und wagte, ob er gleich immer ungetraut geliebt war, sein Verhältniß zur Gesellschaft sehr wohl zu finden; doch über den Punkt des essensiblen, oder vielmehr des handgreiflichen Besitztums, fand mit ihm kein Capitulum Statt. Lieber hätte er noch so schlecht gewohnt, als daß er sich entschließen hätte, ein Haus zu besitzen und den nicht von

ihm bewohnten Theil an Andere zu vermietben. Ging er auf der Straße, und fiel ihm das eine oder das andere Haus wegen seiner Bauart und seiner Eleganz vorzüglich in die Augen; so pflegte er stehen zu bleiben, und zu sagen: „ein hübsches Häuschen! Ich könnte es haben; aber Gott soll mich daran bewahren, daß ich mir allen den Verdruß auf den Hals lade, der mit solchem Esßig verbunden ist!“ Eben so äußerte er sich, wenn ihm eine glänzende Equipage begegnete. Mit Einem Wort: es gab keinen entschiedenern Feind des voluminösen Reichthums. „Warum, sagte er, sich das Leben teuer machen? warum auf einen Prunk eingehen, durch welchen man sich Hände und Füße bindet? warum sich mit Kutscher und Bedienten ärgern, wenn man das Bedürfniß, sich schneller von Einem Orte zum andern zu bewegen, mit einem Choler befriedigen kann? warum sich — sagte er etwas über hängen — eine Last haben, wenn man täglich für einen Großen Müch braucht, die man zu jeder Stunde bei seinem Nachbar haben kann? Ob es zu wissen, was ein Kräftig ist, war er es im höchsten Grade. Die Schwärze des Kräftigs hätte man ihm versprechen können, um ihn zur Annahme einer Ministerstelle oder irgend eines Titels zu bewegen; er würde gesagt haben: „wozu? Ich habe mehr, als ich zum Leben gebrauche; und da ich alles in Beziehung auf die Freiheit besitze, so erlaube man mir, unbedenklich zu dürfen, was nicht zu meinem Wesen paßt.“

Die Erzählung ist geendigt; die Moral folgt.

Was unser Herrnet ein Heeremann?

— Ganz weisheitlich; denn er möchte allenthalben zur Wüste, weil er da nicht wohnen möchte, wo er Eigenthümer gewesen seyn würde, d. h. auf seiner Kaffee-Pflanzung in Jamaica.

— War er ein Grundbesitzer?

— Ganz unweislich nicht, wenn man von seiner Pflanzung in Jamaica absieht; denn er verabscheute den Besitz von Grund und Boden, und würde sich, allen seinen Grundstücken nach, durch nichts haben bereuen lassen, auf einen solchen Besitz einzugehen.

— War er ein Gutbesitzer?

— Ganz unweislich; denn wer ein Vermögen von mehr als einer Million Thaler besitzt, die er, seinen Neigungen gemäß, anlegen kann, ist ein Gutbesitzer, und bleibt es, so lange Geld das Ausgleichungsmittel gesellschaftlicher Arbeit und ihrer Productionen ist.

— Es scheint demnach, als ob man den Heuermann dem Besitzer von Grund und Boden nicht so schnell, frohlich entgegen setzen könnte, als es der Herr Professor Bergsdorf theils in seinem Vorlesungs-Büchlein, theils in seinen Briefen an den Herrn Regierungsrath Kopp geihan hat. Entgegengesetzte würden Heuermann und Grundbesitzer nur dann seyn, wenn zwischen beiden eben der Unterschied Statt fände, der zwischen arm und reich, dumm und klug, schlecht und gut, haßend und liebend ist. Dem ist aber nicht also. Da der Begriff von Vermögen keinesweges durch den Besitz von Grund und Boden erschöpft wird: so stellt er sich zwischen dem Heuermann und dem Grundbesitzer auf die natürlichste Weise in die Mitte; und indem er dies thut, hebt er

den Unterschied zwischen ihnen gewissermaßen gänzlich auf. Es kann einem armen Feuermann geben; aber der Feuermann ist nicht nothwendig arm. Eben so kann es einem reichen Grundbesitzer geben; aber der Grundbesitzer ist nicht nothwendig reich. Staatsbürgerlich genommen haben also Feuermann und Grundbesitzer, beide mügen arm oder reich seyn, immer gleichen Werth; und wenn man behaupten will, der Staat werde durch den Grundbesitzer allein gebildet, so muß man die größte Gefahr, etwas zu behaupten, das sich nicht durchführen läßt. Ein Staat ohne Gesellschaft ist undenkbar; die Gesellschaft selbst aber beruht auf einer Theilhaftigkeit von Verrichtungen, von welchen der Ackerbau und das, was man Grundbesitz nennt, immer nur ein Theil ist. Nach dem Begriffe, den wir gegenwärtig von Staat haben, gehören alle Verrichtungen, durch welche das gemeinsame Wohlses befördert wird, wie sehr sie sich auch von einander unterscheiden mögen, in die Klasse möglicher Verrichtungen — gleicher Aufmerksamkeit werth, gleiches Schutzes bedürftig. Freilich entsproch seiner alte Sachsen-Staat, den Karl der Große Schwert präsidete, diesem Begriffe nicht; allein wer von uns, wenn er die Entwicklung eines Jahrtausends zu vollbringen im Stande ist, verlangt in jenem Staat zu leben, Gehört zu haben und Wehrgeld zu leisten? Nichts davon zu sagen, daß jede Hinweisung auf einen solchen Staat vollkommen unnütz ist: — was würde aus einem Ackerbau werden, welcher der Aufmerksamkeit ermangelte, die von der Vertriebsbarkeit der Erdbie ausgeht! Wie sehr sind Stadt und Land, ehemals so feindselig gegen einander gestand,

im Verlauf der Jahrhunderte einander nothwendig geworden! Und ist denn aller Grundbesitz abgeschlossen in dem Besitz von Lüssen? Wie ist nicht auch ein adeliche Grundbesitz, der nicht von Lüssen weiß? Sind die adelichen Verrichtungen auch von solcher Art, daß es für sie keines großen Raumes bedarf: so sind sie doch, zum Theil wenigstens, nicht minder einträglich, so wohl für den Einzelnen, als für das Ganze. Worin besteht der Unterschied zwischen einer Fabrik und zwischen einem Landgute, wenn beide mit gleicher Sicherheit ein Einkommen von 5000 Thalern geben? Wer an der Spitze der einen oder des andern steht, muß gleiche Aufmerksamkeit verwenden, damit kein Gewerbe von Statten gehe. In mehrerer Hinsicht aber hat der Fabrikant einen wesentlichen Vorzug vor dem Gutbesitzer: er hat alles, was ihm fehlt, weit mehr zur Hand; und so wie er durch sein Gewerbe alle übrigen Gewerbe unterstützt: eben so wird er von allen unterstützt, während der Gutbesitzer seinen Bedürfnisse aus der Ferne her abhelfen muß, und in einer Bauernoth, oder bei Hagelschlag, die Früchte seines Fleißes rettungslos verderben sieht. Man könnte, wenigstens in wahren Zeiten, sogar fragen: was ist adeliches und ländliches Gewerbe? Sehr viel von dem, was ehemals zu den adelichen Verrichtungen gerechnet wurde, ist auf das Land übergegangen; und wer gegenwärtig Land-Grundbesitzer ist, beschäftigt sich so wenig auf Ackerbau und Viehzucht, daß er Brauerei und Brennerei damit verbindet, mehrere andere Gewerbe zu geschweigen, an deren Verübung ihm niemand verhindert, wenn es ihm weder an Betriebs-Kapital

pital, noch an Weisung fehlt. Die Erhellung der gesellschaftlichen Arbeit ist ein so großer Gut, daß kein größeres gedacht werden kann: sie ist zugleich die stärkste Grundlage für die Gesammtheit der Gesellschaft; und wer die Söldre noch gegenwärtig als bloße Beschlüße von Feuerleuten zur Anschauung bringt, verkennt ihr Wesen in einem so hohen Grade, daß er nicht einmal weiß, wie es gar keine Söldre geben könnte, wenn sich der Grundbesitz nach allen seinen Charakteren nicht in denselben wiederfinden ließe. Eine Stadt, von lauter Feuerleuten bewohnt, ist ganz undenkbar. Wie könnte sie entstehen, wie könnte sie fortbestehen!

Unstreitig hat sich also Herr Professor Benjensberg sowohl in seinem Verfassungs-Büchlein, als in seinen Briefen an den Herrn Regierungsrath Koppe, in seinen Behauptungen übernommen; und es ließe sich vielleicht nachweisen, wie ihm dies begegnen mußte, wenn hierauf das Allermindeste anlässe.

Aber haben sich die Gegner des Herrn Professors weniger übernommen? Haben sie ihn auf eine Weise bekämpft, daß der streitige Punkt vollkommen in's Klare gesetzt wird? Haben sie gar keine Zweifel übrig gelassen, die noch gehoben werden müssen?

Wobin ist die Rede?

Herr Professor Benjensberg behauptet, daß Personen, welchen es an allem Fahren fehlt, oder denen, nach seiner Art zu reden, weder Land noch Sand zukommt, nicht Sitz und Stimme in einer Deputirten-Kammer und in einem Ministerium finden dürfen. Solche Leute nennt er Feuerleute; und gefehlt hat er offenbar

darin, daß er den Begriff von Haben, und Land- und Sand-Besitzen, alle eng genommen und sonach das Wesen der Städte vollkommen verkennt hat. Allein die Frage ist nicht: was Alles zum Haben gerechnet werden müsse; sondern: ob ein reicheres Haben, im Gegensatz von einem bloßen Seyn, erforderlich sey, um zu dem Höchsten in der Gesellschaft (die Würde eines Staats-Chrifs ganz bei Seite gesetzt) d. h. zu der Ehre, Mitglieds einer Deputirten-Kammer oder eines Ministerraths zu werden, zu gelangen. Hier nun machen seine Gegner das reiche Seyn, im Gegensatz von einem bloßen Haben, geltend; und indem sie von Talenten und von einem Reichthum an Geist und Kraft und Kunst reden, welche der Gesellschaft eben so wesentlich seyen, als Land und Geld, vermeinen sie über ihn triumphirt zu haben. Sie retten ganz unstreitig die Ehre der Städte, sie retten sogar, was noch weit schwieriger war, die Ehre der Kreuzkute, deren staatsbürgerlicher Charakter in unseren Zeiten sehr zusammengesetzt ist. Aber wird dadurch die Behauptung Beyersbergs für Denjenigen ungetroffen, der von seinen Begriffen abstrahirt, und folglich seine Behauptung in ihrer Allgemeinheit aufzufassen im Stande ist?

Gewiß nicht.

Nach scholastischem Begriffe können Willkuren Geister auf einer Nadelspitze tanzen; und so lächerlich dies klingt, so wahr ist es doch, da wir einmal anschauen müssen, daß es für den Geist, als solchen, weder des Raumes, noch der Zeit, noch Alles dessen bedarf, was von beiden umschlossen wird. Aus demselben Grunde

aber bedarf es für Geister, als solcher, keiner Regierung, keines künstlichen Organismus derselben, so sehr überhaupt keiner Anstalten und Einrichtungen, welche die Erhaltung und höhere Entwicklung der Menschheit bezwecken. Freilich kann man sagen, auch für Körper, als solche, bedürfte es derselben nicht; allein, da wir Körper und Geist zugleich sind, und in diesem unferren Seyn von Bedürfnissen abhängen, deren Befriedigung unsere Lebenskraft ausmacht; so stellt sich die Frage ganz einfach so: Soll bei der Bildung einer Deputirten-Kammer nicht Rücksicht genommen werden auf das Vermögen, oder auf den Geist?

Diese Frage nun ist nicht schwer zu beantworten.

Für das Vermögen giebt es einen Maßstab, weil es ein Etmaltes giebt, dem, nach Pythagoras, selbst die Götter gehorchen; für den Geist hingegen giebt es keinen Maßstab, wenigstens keinen zuverlässigen, mit irgend einiger Sicherheit anzulegenden. Der beste Maßstab für das Vermögen ist die Steuer; und da es in der Gesellschaft kein todtes Haben giebt; da die Natur, wie partheiisch sie auch gegen Individuen verfahren möge bei Auftheilung ihrer Güter, gegen Classen immer gleich unpartheiisch ist; da die Wahlmänner ein so großes Interesse haben, sich von dem Einkommensverlusten und Klagen ihres Standes repräsentiren zu lassen; da endlich durch den bloßen Aufenthalt in der Deputirten-Kammer Fähigkeiten entwickelt werden, welche ohne den Meinungsfreist ewig unentwickelt geblieben seyn würden: so ist es einer Hinsicht etwas dabei gemacht, daß man den Besitzstand zur Grundlage

einer Deputirten-Kammer macht; wäheleich so wenig, daß man sich dahin erklären muß, es gebe keine bessere Grundlage.

Herr Professor Wezenberg hat also in seiner Behauptung die Wahrheit vollkommen auf seiner Seite, nur daß man den Begriff von Haben und Vermögen vollkommener auffassen muß, als er es gethan hat. Wenn seine Gegner die Rechte des Talents, des Geistes vindiciren, so lassen sie gleicherlei aus der Acht: nämlich Ein Mal, daß sie ein bestimmtes Talent, eine besondere Art des Geistes, an die Stelle des Talents, des Geistes überhanget genommen, bringen; zweitens, daß dieses bestimmte Talent, diese besondere Art des Geistes, in einer Deputirten-Kammer am wenigsten zu Hause gehört. Man kann ein großes Talent und einen kräftigen Geist besitzen, ohne damit die Ausbildung zu verbinden, welche die Schule giebt; Menschen dieser Art sind zu allen Zeiten da gewesen, und es ist noch sehr die Frage, ob sie nicht die überberühmtesten sind. Auf jeden Fall ist es bloße Pedanterei, wenn man annimmt, daß Talent oder der Geist sey an einen bestimmten Stand gebunden; der menschliche Geist ist viel zu sehr thätlicher Natur, als daß er sich beschränken lassen sollte durch die staatsbürgerliche Verfassung, welche das Handwerk genannt wird. Indem es sich aber so verhält: woju ist es nöthig, eine Deputirten-Kammer noch besonders mit Geist auszustatten und würden Diejenigen, welche mehr oder weniger sich in dem ausschließenden Besitze des Talents oder des Geistes zu befinden vermeinen, sich in einer solchen Kam-

mer jemald wohl befinden können? Würde darin nicht von Dingen die Rede seyn, von welchen sie nie berührt werden; von Dingen, welche ihre Theilnahme nie im Anspruch schmen würden? Herr Professor Bragenberg ist der Meinung, daß in einem gesellschaftlichen Zustande, wie der westeuropäische nun einmal ist, das Steuerwesen die Grundlage der ganzen Beschöpfung ausmache; und darin kann er vollkommen Recht haben. Was aber geht das Steuerwesen Demjenigen an, der in die Deputirten-Kammer nur Talent und Geist bringt? Ohne Interesse für die zu verhandelnden Gegenstände, wird er, von der langen Weile ermüdet, entweder einschlafen, oder, wenn dies nicht der Fall seyn sollte, unruhig voll seine ganze Kraft gegen die Verhandlungen richten, um durch Verwirrung derselben sich selbst Bemüthung zu geben. In Wahrheit, die Sache ist wichtiger, als sie auf den ersten Blick scheint; und da es in einer Versammlung von zwei- bis dreihundert frei gebildeten Männern nie an Talenten und Sinnen fehlen kann: so wird es sogar für den Staats-Beschöpper zu einer Pflicht, das reine, durch keinen bedeutenden Besitzstand gebundene oder gereizte Talent von solchen Versammlungen anzuschließen, als welches immer nur dadurch geschärft kann, daß man den Besitzstand, nicht das Talent, zur Bedingung des Eintritts in eine solche Versammlung macht. Ist es denn nicht ein bloßer Verurtheil, wenn man annimmt, das Talent vermindere sich nach Aufgabe der Erbe des Vermögens? Selbst wenn man die einschläfernde Kraft des Schlafes jagt — besetzen neben derselben nicht wachende Kräfte, die in

consultirenden Versammlungen eine besondere Wirksamkeit gewinnen?

„Aber — sagt die Begierde des Herrn Professor Weyenberg — ist das nicht Aristokratie?“

Das Wunderbarste ist, daß man auf diese Frage mit Ja und Nein zugleich antworten muß.

Allerdings ist es Aristokratie; doch nur in so fern, als die Gesellschaft derselben zu ihrer Erhaltung und Fortbildung bedarf; nur in so fern, als die geschehene Verrichtung dieses Organismus bedarf, wenn sie von Statten gehen soll. Bemerkt werden muß, wo das Talent und der Geist sich nicht mit, sondern neben dem Vermögen geltend machen wollen, nur eine Aristokratie anderer Art entstehe, die aber deswegen nicht weniger Aristokratie ist.

Es ist vielmehr keine Aristokratie, weil sie nicht von einem mehr oder weniger privilegierten Stande herrscht, welcher das Interesse der übrigen Stände durch das seinige beherrscht. In keiner Instanz entscheidet die Steuerrolle über den Eintritt in die Deputirten-Kammer; und nur, wer den feststehenden Satz erfüllt, wird Deputirter. Von einem Adel, im Gegensatz des bürgerlichen Standes, ist gar nicht die Rede, sondern nur von Grundbesitz, oder vielmehr von Besitz überhaupt, und von solchen persönlichen Eigenschaften, welche dem Wähler Vertrauen einflößen. Wären gewisse sehr einträgliche Verrichtungen, wie z. B. die des Geldhandels, eben so gut zu kontrolliren, wie die des Schenkens und der städtischen Fabrication: so würde kein Grund vorhanden seyn, ihre Vertreter, wenn sie

den vorgeschriebenen Steuerfuß erfüllen, von der Deputirten-Kammer auszuschließen; und es ist nicht weniger als undenkbar, daß wenigstens Diejenigen von ihnen Eintritt gewinnen, gegen deren Recallect nicht eingewendet ist. Mit Einem Worte: wer den Begriff einer Aristocratie auf die, durch Steuerrollen begrenzte Deputirten-Kammer anwenden will, der muß vor allen Dingen von der Aristocratie abstrahiren, welche die Welt bisher kennen gelernt hat; und was mich betrifft, so mag ich nicht leugnen, daß ich nicht begreifen kann, warum sie nicht eben so wohl eine Demokratie zu nennen sey.

Der Mißverstand zwischen Herrn Professor Benzberg und seinen Gegnern scheint uns daher zu rühren, daß die Letzteren den Begriff des Grundbesitzes nicht fassen können, ohne dabei an den Adel zu denken, den sie bisher gekannt haben, und daß der Erstere, von Adlers Schriften bezaubert, eine bestimmte Art des gesellschaftlichen Zustandes in größerem Maßstabe gebracht hat, als er hätte thun sollen, um seinen Behauptungen die Evidenz zu geben, die man ihnen wünscht. Die Aristocratie, deren man ihn beschuldigt, widerspricht seinem Wesen eben so sehr, als seinem Verfassungswortlein, das, wie es auch getadelt werden mag, ungenau viel Wahres und Schönes enthält.

Es bleibt jetzt nur noch Eine Frage übrig, nämlich die: „was verlieren die land- und steuerlosen, in die Steuerrolle gar nicht eingetragenen, von Seiten ihres Vermögens von dem Staate gar nicht in unmittelbarem Anspruch genommenen, überaus sehr toleranten und

gründlichen Huertrale dadurch, daß sie, als solche, weder in die Deputirten-, noch in die Paird-Kammer Eintritt gewinnen können.

Wir bemerken hierüber Folgendes.

Erstlich, absolut ver sagt ist dem Huermanne dieser Eintritt nicht. Es kommt darauf an, wie wichtig ihm derselbe ist, und ob er die Mittel hat, die Bedingungen zu erfüllen, unter welchen jener allein gestattet werden kann. Ist also, erstlich, der Eintritt in die Deputirten-Kammer für ihn der Gegenstand des höchsten Ehrgehrs; zähl. er, zweitens, die daran gesetzlich geknüpftete Steuer, und etwacht er sich, drittens, das Vertrauen seiner Mitbürger in einem so hohen Grade, daß er zum Repräsentanten gewählt wird: so steht ihm weiter nichts im Wege. Man muß gestehen, daß dies nicht leicht ist; aber kann man auch darf es jemals leicht seyn, Theil an der Beschickung einer Gesellschaft von mehreren, aber wohl gar vielen Millionen zu erhalten?

Zweitens, wo so fern es dem Huermanne erschwert ist, Zutritt in die Deputirten-Kammer zu gewinnen, hat er bei weitem mehr Ursache, sich Glück zu wünschen, als sich zu beklagen. Denn bringt er in dieselbe nichts weiter, als sein Talent und seinen Geist, so hat er in der That nicht auf Triumphe zu rechnen. Eine Deputirten-Kammer, welche aus rein Talentrassen, rein Gelehrten bestünde, ist gar nicht denkbar; aber, wenn man sie voraussetzen wollte, so würde sich, wie dies in Frankreich eine Zeitlang wirklich der Fall war, die Gesellschaft darauf gefaßt haben müssen, von ihr zu Grunde gemichtet zu werden. Gemüths man mit Verse-

nen, welche, vermöge ihres Bestandes, ihren Ideenflug nie so hoch nehmen, daß sie den Boden garz auf den Augen verlieren sollten; — wie will sich der talentvolle Mann so hoch aufbringen, daß er allen Kritiken entgegenstehe! Steht ihm keine andere bevor, so ist es wenigstens die, daß er überhört wird, als einer, dessen Meinung die Uebrigen nicht befriedigt hat. Auf geistige Genüsse ist also in dieser Laufbahn am wenigsten für ihn zu rechnen; und zwar um so weniger, da er nie sagen kann: nos numerus sumus.

Deinend, wie unbehaglich wird ihm diese Laufbahn, da sich dafür eine andere bietet, in welcher das Ziel wohl genug gestellt ist, um auch den größten Ehrgeiz zu erhalten! Wir meinen hier die Verwaltung in allen ihren Abtheilungen und Abzweigungen. Sie ist die Arena der Herculane, diese mögen reich oder arm seyn, vorausgesetzt nur, daß ihr Talent entschieden und ihr Reichthum comprehendirt ist. Jedes Talent findet in ihr seinen Platz, das mechanische sowohl, als das idealisirende, der bloße Fleiß sowohl, als die Intelligenz. Nur allzu oft aber hat es sich bewährt, daß bedeutender Reichthum, wenn er voluminös war, der administrativen Brauchbarkeit, selbst bei entschiedenem Talente, Abbruch that. Ein solcher Reichthum fordert nämlich, wofern er nicht weisentlich verändert werden soll, eine ununterbrochene Thätigkeit; und indem er die Beweglichkeit seines Besitzers verringert, ist er zugleich sehr geeignet, seiner Brauchbarkeit Abbruch zu thun. In jeder Lage berechnet sich der Mensch gern mit sich selbst; und wo er sich von dem Uebem seiner liegenden Gründe

größeren Vortheil verspricht, als von der Bekleidung eines Staatsamtes, da wird er immer geneigt sein, die letztere dem ersten aufzuopfern, oder wenigstens seine Stellung so zu nehmen, daß sich beide vermitteln lassen. Seht man nun von dem besprochenen Grundsatz aus, daß die Deputirten-Kammer die Pflanzschule für das Ministerium seyn und bleiben müsse: so ist für alle diejenigen, welche durch die besondere Art ihres Beschäftandes von dem einen, wie von dem andern, ausgeschlossen sind, Raum genug für die Ausbringung ihres Talents, ohne daß sie irgend eine gegründete Ursache haben, sich zu beschweren. Was denke nun noch die Bahn hinzu, welche das Milieu eröffnet: eine Bahn, in welcher die Eolgenzucht zur Ausdrückung im Kriege freilich häufiger ist, als im Frieden, doch aber auch in diesem nie ganz wegsfällt!

So viel über eine Idee, welche, wichtig durch sich selbst, die vielseitigste Erörterung fordert, und, durch einen Nebenbegriff verunstaltet, sehr leicht an immer Wahrheit verlieren könnte. Das Einzige, was dem Professor Benzenberg zur Last fällt, ist, daß er den Begriff von Hausrenten so wiedergegeben hat, wie er ihn in seinem Vaterlande empfangen hatte, wo man den Gegensatz von Edelmann und Bürger nicht so kennt, wie im nördlichen Deutschland, wo aller Grundbesitz frei ist, und wo sich folglich neben den Grundbesitzer immer nur der Nicht-Grundbesitzer, d. h. der Hausmann, stellt, der natürlich um so unbedeutender wird, je kleiner die Schellen sind, welche den Grundbesitz ausmachen. Vergleichen und unternetzlicher Reichthum sind der Wesen-

schaft gleich-nothwendig zu ihrem Bedrifen; und indem der erstere das einzige Mittel ist, den letzteren zu vermehren, sollte man beiden gleiche Beachtung schenken, beiden gleiche Berücksichtigung widerfahren lassen. Wenn die alten Sachsen dies nicht thaten, so rührte dies von ihrer Unkultur her, welche sich mit der Befriedigung der höchsten Bedürfnisse begnügte. Sklaven vertraten bei ihnen die Stelle der Heuerleute; Sklaven, auf deren Schultern die ganze gesellschaftliche Arbeit ruhte, die sich ohne Bewegung niemals thaten. So fern die Heuerleute von den alten Sachsen selbst ausgingen, waren die Befehle der Fürsten das Mittel, sich ihrer zu erledigen; und daher die Erscheinung, daß der Krieg nie zum Stillstand kam, indem man rauben mußte, um leben zu können. Diese Zeiten sind, so Gott will, für immer vorüber; und gerade das Verhältniß, worin die Heuerleute zu den Grundbesitzern seit etwa sechs Jahrhunderten getreten sind, macht in Verbindung mit dem, wodurch es gehalten wird, alle die Vorzüge aus, deren die Erbschaft in Vergleichung mit früheren Jahrhunderten genießt. Sie würde ohne die Heuerleute ein bloßes Stilleben seyn. Diese, als Inhaber des beweglichen Reichthums, machen sie zu einem Jahrmarkt, auf welchem Jeder sein Bedürfniß befriedigt und seine Rechnung findet.

Erste Idee einer Pflanzschule von Staatsmännern in Europa.

So lange die Päpste die Universalmonarchen von Europa waren, blieb den Königen nichts anderes übrig, als ihre ersten Räthe und Diener in dem Stande der Gefolgschaft zu wählen; und die Päpste sahen dies gewiß nicht ungern, weil hierin ein von den vielen Mitteln lag, ihrer Herrschaft eine ewige Dauer zu geben. Die Räthe und Minister selbst konnten sich in dieser Lage nicht schlecht gefallen; denn, da sie eigentlich zweien Herren dienten, so brauchten sie beide nur auf eine geschickte Weise einander entgegen zu stellen, um die Oberhand der Oberhand zu seyn. Das Einzelne wird mit großem Erfolge gesehen haben, ist Dem, der die Geschichte des Mittelalters mit Genauigkeit studirt hat, kein Geheimniß.

Dies konnte in protestantischen Ländern nur fortbauern bis zu den Zeiten der Reformation; und es ist merkwürdig, zu sehen, wie, unmittelbar nach dem ersten Regimen derselben, König Heinrich der Achte von England die erste Idee einer Pflanzschule von Staatsmännern auffaßte.

Silbert Barnet zieht in seiner Reformations-Geschichte der englischen Kirche darüber folgenden Aufschluß:

„Um diese Zeit, sagt er, wurden dem Könige viele Entwürfe zu edlen Stiftungen vorgelegt; und es mochte ihm damit voller Ernst seyn. — Doch ehe er es sich verließ, hatte er sich durch zu weit getriebene Eifer und Großmuth um die Mittel gebracht, irgend einem von diesen Entwürfen in's Werk zu richten *). Indeß muß ich von einem dieser Entwürfe reden, weil er die Sorgengröße Dessenigen bezeichet, den man als den eigentlichen Urheber betrachten muß; ich meine Sir Nicolaus Bacon **), der in der Folge einer der weisesten Minister wurde, die je in England gelebt und gewirkt haben.“

„Der König wollte für das Studium des bürgerlichen Rechts, und die Reinheit der lateinischen und französischen Sprache ein besonderes Haus stiften. Demgemäß trug er dem Nicolaus Bacon und zwei Andern, namentlich dem Thomas Denton und dem Robert Corp, auf, einen vollständigen Entwurf zur Einrichtung eines solchen Hauses zu machen. Diese Herren überreichten ihm einen schriftlichen Entwurf, der

*) Dies soll unrichtig so viel sagen, daß der König von den eingezogenen Entwürfen nicht viel an Privatpersonen vertheilte, als daß er von dem Schatz der edlen Stiftungen Gebrauch machen konnte.

***) Der Vater des berühmten Lord Bacon von England, Franz Bacon, der als Schriftsteller so berühmt geworden ist.

nach immer vorhanden ist. Der Plan war, daß in diesem Hause, außer blüthigen Disputationen, noch andere Uebungen in der lateinischen und französischen Sprache gehalten werden sollten; und wenn die Königl. Studenten — denn diese Bezeichnung sollten die Zöglinge dieser Anstalt führen — es bis zu einer gewissen Reife gebracht hätten: so wollte man sie mit den Befandern in fremde Länder schicken, um sich in der Kenntniß der ausländischen Regierungen zu üben. Das Haus war also wesentlich als Pflanzschule für Befandte gedacht. Einige von den Zöglingen waren auch dazu bestimmt, die Geschichte aller Befandtschaften, Verträge und anderer ausländischer Verhandlungen zu schreiben, so wie auch die Geschichte der Verhöre in Criminal-Sachen zu Hause. Ehe sie aber an's Werk gingen, sollte der Herr Kanzler sie schwören lassen, daß sie es mit Wahrheit, ohne Ansehen der Person, und frei von irgend einer schlechten Absicht, thun wollten."

„Dieser edle Plan scheiterte; doch tröste er durchgeführt worden, so begreift Jeder, welcher große Theil daraus für das Kaiserreich herbegegangem seyn würde."

So weit Burnet.

Dem Entwurfe selbst sieht man es an, daß er im sechzehnten Jahrhunderte gemacht wurde. Allerdings konnte das bürgerliche Recht, als besonderer Gegenstand des Unterrichts in dieser Anstalt, nicht aus der Sicht gelassen werden; denn was könnte mehr zur Bildung eines Staatsmannes beitragen, als ein genaues Ein-

bium der Gesetzgebung, in welcher und durch welche der Staat fortdauern soll! Eben so wenig ist die Beschäftigung mit der lateinischen und französischen Sprache zu tadeln, wiewohl man nicht ganz deutlich einsieht, was der letzteren im sechzehnten Jahrhunderte den Vorzug verschaffen konnte, wo fern es nicht die Nähe von Frankreich war, wo England sogar noch bedeutende Verluste hatte. Allein, wenn der Gedanke war, daß die Kenntniß der ausländischen Angelegenheiten an fremden Höfen erworben werden sollte: so muß man gestehen, daß die Vorbereitung dazu doch noch mehr als dürftig war. Und nun vollends Geschichtschreibung, bloß in Beziehung auf Staatshandel! Kurz, es war ein Schritt weiter, den man thun wollte, und ein Schritt, den die Umstände sogar nichtig machten, nachdem England der Oberherrschaft des Papstes entsagt hatte. Aber es war und blieb ein kleiner Schritt, der in der Folge nur in so fern wichtig geworden seyn würde, als er die heimischen Staatsräthe der Rechtsradikalen überhoben hätte, ihre ganze Einsicht auf den Parlaments-Verhandlungen seit der Regierung der Königin Elisabeth zu schöpfen.

Spätere Jahrhunderte haben größere Hülfsmittel dargeboten. Ob von ihnen Gebrauch gemacht sey, ist eine Frage, die sich nicht beantworten läßt, ohne sich dem Tadel auszuweisen. Indes scheinen unsere Unberathenen, als Pflanzschulen für Staatsräthe, ihre Bestimmung nicht zu erfüllen; und vorausgesetzt, daß das Bedürfniß, dergleichen zu erziehen, wie bisher, bestehen sollte,

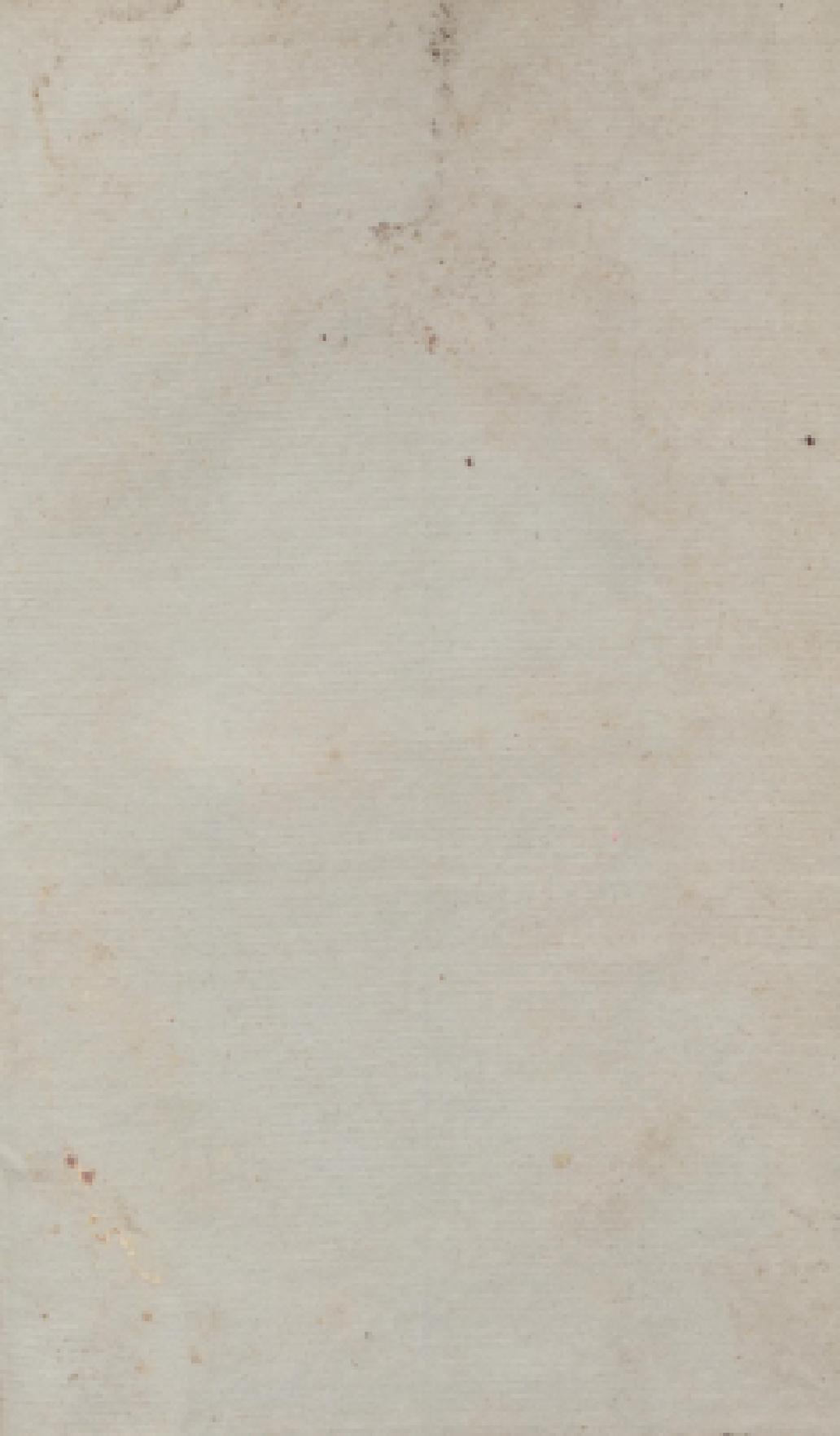
rield man darauf Bedacht nehmen müssen, neue Pflanzschulen für dieselben anzulegen *).

*) Man kann nicht umhin, den Cicero Strategist näher
sehen zu lassen. denn er (de Officiis II.) sagt: Ad utilitatem
de republica laudam, caput est, virtus respUBLICANA — quid
habeat militum, quid valeat pecunia, quot habeat socios, quos
amicos, quos subsidarios, qua quilibet sit lege, conditione,
foedere; tenere constantiam decernendi, nonne exempla ma-
jorum, Victoria, genus haec omnes scientias, diligentias, memo-
riae esse, nisi quo praeterea non Senator nullo pacto potest.

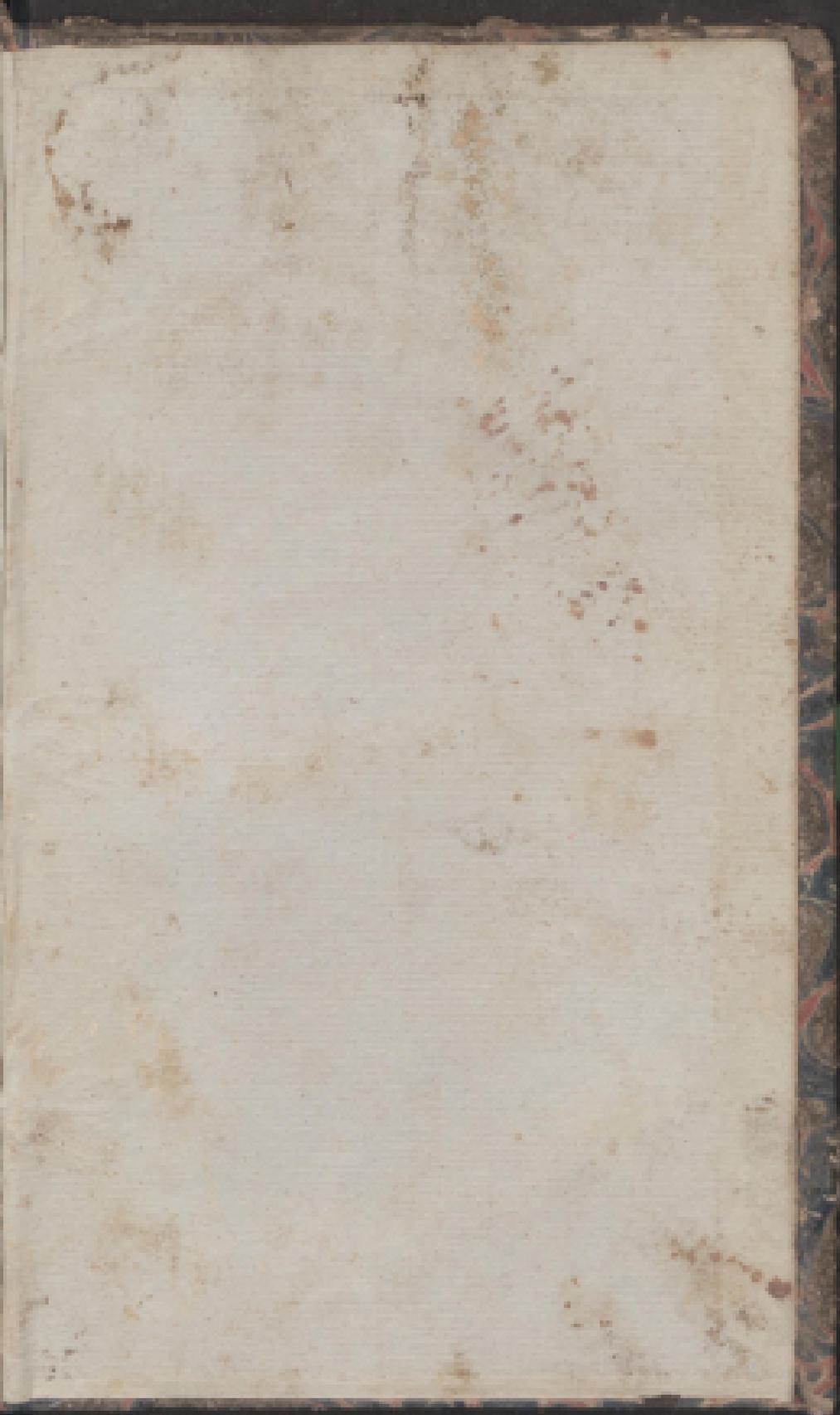


010939









BIBLIOTEKA * * * * *
UNIVERSYTECKA
010239/1817
* * * * * W TORONIU *

